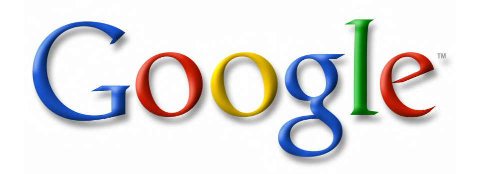
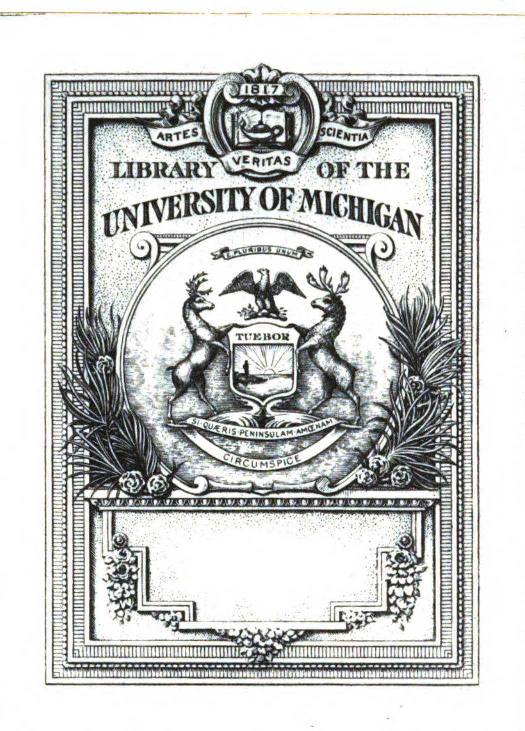


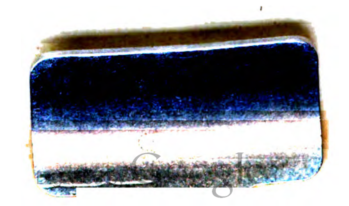
K. HAUSHOFER

JAPAN
und die
JAPANER

日本之國情

LEIPZIG • B. G. TEUBNER • BERLIN


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



JAPAN
UND DIE JAPANER

EINE LANDESKUNDE

VON

DR. KARL HAUSHOFER
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN
GENERALMAJOR A. D.

MIT 11 KARTEN IM TEXT
UND AUF 1 TAFEL

BG

VERLAG UND DRUCK VON B. G. TEUBNER · LEIPZIG · BERLIN 1923

DER VEREHRTEN GASTFREUNDIN

FRAU M. SCHWARZENBACH-ZEUNER

RÜSCHLIKON-ZÜRICH

IN DANKBARER GESINNUNG

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Karten und Skizzen.

Abriß einer Einführung in die Landeskunde.

Einleitung.

Deutschen Forschern war es wiederholt bestimmt, die Zustände Japans in wichtigen Wendepunkten seiner Entwicklung als staatliche Lebensform durch Augenblicksaufnahmen festzuhalten, gleichviel, ob es nur freundliche Fügung des Zufalls war, oder ob innere Zusammenhänge dabei eine Rolle spielten, die stärker sind als die bedauerliche Gleichgültigkeit des Alltags und die Stumpfheit der Menge gegen solche Mächte, die ihrem Gesichtskreise ferner liegen und die doch dereinst schicksalbestimmend für sie werden können.

Die berühmtesten solcher Momentaufnahmen zur japanischen Landeskunde aus deutscher Hand sind die von Engelbert Kämpfer[1]) und Franz von Siebold[2]), die eine auf dem Höhepunkt, die andere kurz vor dem Ende der freiwilligen Abschließung des Inselreiches festgehalten; und würdig an ihrer Seite steht das grundlegende neuere Werk von J. Rein[3]), entstanden zu einer Zeit, wo der große Wandel zum erschlossenen modernen Reich eben vorüber war, das abgeschlossene alte Japan aber unter dem neuen heutigen Überdruck als Urschrift noch überall zu erkennen blieb, und wo sich doch auch schon das Zukunftsbild einer neueren größeren Lebensform ahnen ließ. Es ist ein Wagnis, sich in diese Reihe zu stellen, um so mehr, da sich in einer groß angelegten, im Erscheinen begriffenen geschichtlichen Darstellung von O. Nachod[4]) ein auch den geographischen Grundbedingungen gerecht werdendes Gesamtbild des Inselbogenreiches zu entschleiern beginnt.

Wenn trotzdem auf Wunsch des Verlages dieser Abriß japanischer Landeskunde an die Öffentlichkeit tritt, so ist es, weil jene großen Werke reichlich Zeit und tiefpflügende Arbeit zu ihrer Durchdringung erfordern, und die drängende Hast des Wiederaufbaues bei uns nur wenigen die Muße dazu läßt; auch weil das neue Wissen über die in rascher Umformung begriffene Welt des Fernen Ostens und ihren gegenwärtigen Zustand vorerst nur aus der Tagespresse, aus Zeitschriften, japanischen und englischen Quellen zusammengetragen werden kann.

Das Einfügen Japans in unser Weltbild, klarer und deutlicher, als es leider vor dem Kriege darin stand, ist aber eine politische und wirtschaftliche Notwendigkeit: so verständnisloser Behandlung wichtiger staatlicher Lebensformen wie Japan gegenüber können und dürfen wir uns kein zweites Mal schuldig machen. Wir haben nicht so viele Freunde in der Welt, daß wir auf Völkerfreundschaften aus Unkenntnis und Unverstand noch einmal verzichten dürften wie in diesem Fall, wo wir dieses kostbare Gut bei einem

starken und aufstrebenden Volk hätten finden können, das es uns jahrelang, wenn auch in würdig verhaltener Form entgegentrug und sich erst bei Verständnislosigkeit und Verschmähung rächte.

Die Entstehung der Grundlagen zur japanischen Landeskunde im Kartenbild und in der Erkenntnis der westlichen Geographie ist Gegenstand vielseitiger wissenschaftlicher Arbeit gewesen. Die allmähliche Entstehung des Kartenbildes im besonderen hat Graf Teleki[5]) in einem glänzend ausgestatteten Atlas dargestellt, einem vorbildlichen Werkzeug für Studien über die Herausarbeitung der bildhaften Vorstellung eines Erdraumes aus dem Nebel der Ungewißheit und sagenhafter Überlieferung.

Den deutschen Anteil an der geographischen Erschließung Japans habe ich selbst in einer eigenen Arbeit behandelt[6]) und die wichtigsten Quellen darin nachgewiesen, die im einzelnen in den Sammlungen von Wenckstern[7]) und Nachod[8]) weiterverfolgt werden können. Spät genug ist Japan, das mit ernsthaften, durch Funde belegbaren Kulturleistungen und einem wohlgeordneten Reich von acht Millionen Einwohnern schon im frühesten Mittelalter auf dem Plan stand, für Europa in das helle Licht verlässiger wissenschaftlicher Augenzeugschaft eingetreten, obwohl es mit sagenhaften Anfängen sicher über die Zeit Alexanders, wahrscheinlich der Perserkriege hinaufreicht. Marco Polo und Albuquerque waren die ersten europäischen Beobachter von Rang, die Japaner von Angesicht zu Angesicht gesehen und darüber glaubhaft berichtet haben. Mitte des 16. Jahrhunderts wurde zum erstenmal ein wenig vertrauenswürdiger Europäer, Mendez Pinto, an die Küste der Südinseln geworfen; Kaufleute und Missionäre, wie Franz Xaver, folgten nach, aber schon nach einem kurzen vorsichtigen Anfühlen schloß sich zu Anfang des 17. Jahrhunderts das wehrhafte Inselreich gegen jeden Auslandsverkehr ab oder beschränkte ihn doch bewußt auf wenige, streng überwachte Randberührungen.

Aus der Zeit der strengsten Durchführung dieser instinktiven Abwehr, die etwa $2^1/_2$ Jahrhunderte (1637—1854) dauerte, hat uns Kämpfer, kurz vor der erzwungenen Aufreißung durch Amerika, hat uns Siebold sein landeskundliches Bild gezeichnet. Erst 1854 öffnete die Gewalthandlung der Vereinigten Staaten das „verschlossene Paradies", das daraufhin eine Reihe erster Augenzeugen (trotzdem sie alle mit Vorurteilen gegen seine ihnen widerstrebende Regierung das Land betraten), übereinstimmend in verführerischen Farben malen, wie Rutherford Alcocks[9]) als englischer, Brandt[10]) als deutscher Diplomat, v. Richthofen[11]) als junger wissenschaftlicher Teilnehmer der preußischen Mission unter Eulenburg. Erst seit jener Zeit besteht für uns eine Landeskunde von Japan, ein Bild, wie der vollendete Rasseneinheitsstaat auf seinem Inselbogen im Zustande letzten ungestörten Gleichgewichts ausgesehen hat.

Der diesen Inselbogen bewohnende Volksstamm mit seinem ausgesprochenen geschichtlichen Sinn und seiner Neigung zur Naturbetrachtung hatte sich freilich selbst längst sorgfältig beobachtet, alles Bemerkenswerte an der eigenen Entwicklung verzeichnet und diese Aufzeichnungen und Handstücke

zu seiner Landeskunde in seinen Büchereien und Schatzkammern seit frühesten Zeiten angehäuft (Schatzhaus *Shosoin* zu *Nara*, begründet 756!). Einen Anhalt für die Reichhaltigkeit und Eigenart dieser einheimischen Geschichtsquellen gibt, mit wohlgewählten Bildern, die ausgezeichnete kurze Geschichte Japans von O. Nachod[12]). Für die Benutzung dieser Quellen richtet allerdings die schwer zu meisternde Sprache eine Schranke auf: das Bücherlesen setzt nämlich Kenntnis von 3—4000 Schriftzeichen voraus.

Unter den modernen, allgemein zugänglichen, weil englisch geschriebenen Handbüchern steht obenan das fünfbändige Führerwerk der japanischen Staatseisenbahnen: Official guide to East Asia[13]). Es dient gewiß zunächst Verkehrs- und Reklamezwecken, ist aber dabei eine Quelle nützlicher Kenntnisse und eine Fundgrube brauchbarer Anschauung, ganz Ostasien umfassend, von lauter Fachkundigen bearbeitet, mit guten Bildern ausgestattet und voll verlässiger Pläne und Karten auf dem neuesten Stande von 1913—17. Handlich ergänzt werden dessen Angaben durch die mit gleichem Zahlenstoff halb japanisch, halb französisch gedruckten Auszüge aus der sorgfältig geführten Statistik des Reiches[14]), das „Résumé statistique de l'empire du Japon", 1920 im 34. Jahrgang vorliegend, und durch ein englisch geschriebenes Privatunternehmen, das sich Japan year-book[15]) nennt und 1919/20 seine 14. Ausgabe erlebte.

Ähnliche Hilfshandbücher waren vor dem Kriege auch in Deutschland entstanden: Das Handbuch für den Verkehr mit Japan von O. Scholz und Dr. K. Vogt[16]) war ein Muster dieser Art, eine gediegene Arbeit mit ein paar guten handlichen Karten. Ähnliche Hilfsbücher wären auch heute wieder eine dringende Notwendigkeit, gerade für Ostasien und Lateinamerika, für die man alle nur erreichbare nützliche Kunde zusammenfassen müßte. Vor allem müßte für Japan und China baldmöglichst eine gedrängte, handliche, politische Handels-, Verkehrs-, Wehr- und Wirtschaftsgeographie geschaffen werden, die Kaufleute, Pressevertreter, Staatsmänner und Soldaten zur Hand haben können, und die ihnen mit streng sachlichen Angaben und scharfen ehrlichen Werturteilen das vermittelt, was sie als Unterlage zum Handeln brauchen.

Die Japankunde ist wie die Chinakunde (Sinologie) längst zu einer eigenen Wissenschaft geworden; über gewisse Zweige des japanischen Kunsthandwerks allein, wie Keramik, Farbendruck und Schwertzierate, gibt es eine vielbändige Literatur. Nicht um eine Gesamtdarstellung der Japankunde kann es sich bei diesem Versuch handeln, sondern bloß darum, die älteste, nur verjüngte unter den großen Mächten des Planeten aus ihren geographischen Bedingungen heraus als Lebensform verständlich zu machen. Dem Deutschen soll ein eigenes Urteil über sie ermöglicht werden nach dem Augenschein eines ehrlichen unvoreingenommenen Beobachters des eigenen Volkes, unabhängig von angelsächsischen, russischen und asiatischen Quellen und frei von den fälschenden Einflüssen des Hasses und Eigennutzes fremder Mächte. Ausgehen soll dieses Urteil von dem, was die dauernden Beweggründe im Völkerleben vorzeichnet, vom Bau des Erdraums, seinen Boden-

formen, seiner Bewässerung, von dem Klima und den Bedingungen für Pflanzen-, Tier- und Menschenleben, die es schafft, sowohl auf den Stamminseln wie in dem Reichsgebiet, das von ihnen aus geführt wird. Wohl ist es uns bewußt, daß starker menschlicher Wille die Staaten und Völker von den erdraumgegebenen Daseinsbedingungen unabhängig machen, ja sogar weit über sie emporreißen kann; aber auf die Dauer, die nur mit einem mittleren Maß der Leistung rechnen kann, werden diese natürlichen Grundbedingungen sich immer wieder durchsetzen. Auf Grund dieser Erkenntnis läßt sich mit Hilfe der politischen Geographie, deren Bau sich auf dem Boden der physikalischen errichtet, vielleicht doch ein Anhalt zu glücklicherem geopolitischen Handeln gewinnen. Vom Wissen zum Können ist allerdings noch ein weiter Sprung, aber der vom Nichtwissen zum Können ist sicher noch weiter (Moltke). Zuverlässige Unterlagen für solches Wissen als Vorstufe für richtiges geopolitisches Handeln gegenüber der starken asiatischen Großmacht zu vermitteln, das ist der vornehmste Zweck dieser Arbeit; ein ähnlicher, wie ihn Kjellén[17]) in seinem Werk über die Großmächte der Gegenwart verfolgte, aber erweitert um eine kurze und doch möglichst umfassende Darstellung des festen Baugrundes der Erdkunde, auf dem sich Kjelléns geopolitische Schlüsse erheben. Ratzel[18]), Richthofen[19]) und Supan[20]) sind mit ihrer Auffassung bei den politischgeographischen Richtlinien der Skizze Pate gestanden. Vollständigkeit wird kein Kenner des Landes auf so knappem Raum erwarten; aber was geboten wird, ist am neuesten japanischen Stoff nachgeprüft, bis nach dem Kriege verfolgt und soweit noch möglich, auf den Stand der Volkszählung vom Herbst 1920 gebracht worden; nur wo deren Zahlen nicht erreichbar waren, wurden die der amtlichen Statistik von 1919 zugrunde gelegt.

K. Haushofer.

I. Lage. Landkörper und Seeraum des Sonnenaufgangsreiches (Dai Nihon No Teikoku).

Allgemeine Lage.

Einzigartig wie Japans Lage auf dem Planeten ist der äußere Rahmen seiner Lebensform unter den großen Mächten. Das Stammland liegt auf einem, in den großen Landschaftszügen wie im Bevölkerungsgefüge einheitlichen Inselbogen, an jener Stelle der ostasiatischen Zerrungsbögen, wo das größte Meer am nächsten unmittelbar an den größten Festlandraum der Erde herantritt, was allerdings eine oberflächliche Zerrungsspannung von mehr als 12 km bedeutet (*Fuji-san-Tuscarora-Tiefe*) und dementsprechende Störungen zur Folge hat. Sein Reichskörper erstreckt sich in zusammenhängender, nur vom Meer durchbrochener Form, mit dem Schwerpunkt im südlichen Teil der nördlichen gemäßigten Zone, von den Tropen bis zur Grenze des subpolaren unbewohnbaren Erdraums, an der schmalsten Stelle nur 90 km landbreit.

Gerade der Stamminselbogen selbst — mit seiner schlanken bizarren Form im Kartenbild an einen durchs Meer hinfahrenden Drachen erinnernd —, erfreut sich einer seltenen Landschaftsharmonie und Klimagunst und wird durch das Uhrwerk des regelmäßiger als bei uns Sonnenschein und Niederschläge verteilenden *Monsun*-Ausläuferklimas in einen fast einschläfernden Dauerrhythmus hinträumender Sicherheit eingewiegt. Es wird aber andererseits in seiner exponierten, Meer und Sturm ausgesetzten Randlage durch häufige Katastrophen, wie Erdbeben, Flutwellen und Taifune, immer wieder rauh wachgerüttelt. So geht schon aus diesem Gegensatz zwischen harmonischem Rhythmus und katastrophalen Störungen die im Erdraum begründete Zwiespältigkeit (Dualismus) der japanischen Kulturgeschichte hervor.

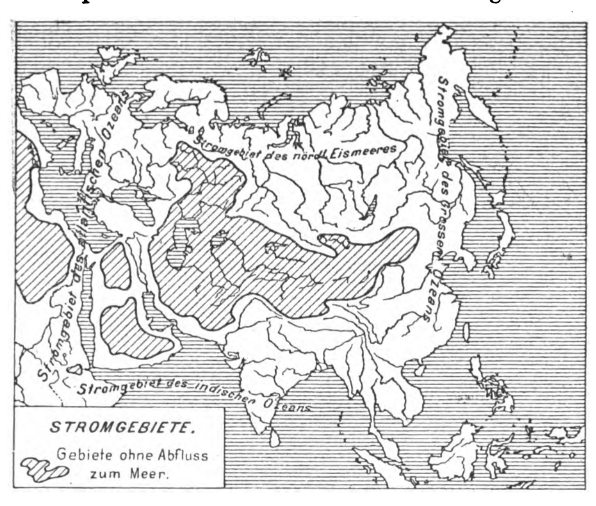
Ein immerhin Spannung und Leben erweckender, vitaler Dualismus anderer Art zeigt sich auch im Aufbau der einzelnen Landesteile. In den Inseln ist vielfach der Einfluß des Meeres, des flüssigen, hinauslockenden, zum großen Teil auch die Nahrung liefernden Elements ausgewogen durch die wabenförmige Anordnung der einzelnen, durch Wasserscheiden getrennten Tallandschaften und die vorwiegende Gebirgsgliederung, die eine Abschließung der Gaue und Länder befördert. Die Geschichts- und Kulturseite der größten Insel *[Hondo]*, ihr „Gesicht", ist ursprünglich vom Festland abgekehrt, dem Großen Ozean zugewandt gewesen und ist es zum Teil noch: dadurch ist die tausendjährige Abschließung und Sonderentwicklung, das Ausbrüten einer Einheitsrasse aus drei verschiedenen Rassenbestandteilen begünstigt worden. Nun aber ist geopolitisch die Wandlung von einer festlandabgekehrten, verkehrsfeindlichen Randlage zu einer Vermittlerlage am größten Meer im Gange, und durch die volle Einbeziehung des Großen Ozeans in den Weltverkehr wird dieser erst in Wirklichkeit weltumspannend. Zum Großen Ozean liegt das japanische Reich noch günstiger als England zum Atlantischen, weil „mehr gegen die Tropen herabgerückt" (Ratzel), mit größerer Form und ohne eine vorgelagerte rassenfeindliche Insel.

In einer Richtung freilich ist das japanische Reich Teil eines Teiles und nicht von völlig abgeschlossener Eigenart. Es ist ganz inbegriffen in einer größeren morphologischen Erscheinung der Erde, die ein beträchtliches Stück ihrer Oberfläche überspannt: den ostasiatischen Insel- oder Zerrungsbögen, die girlandenartig den asiatisch-australischen Festlandrand begleiten, von denen es einen großen Teil, aber nicht alle, beherrscht, wenn auch die wichtigsten „Kettungen" (wie Richthofen und Süß[21]) den Stoß, den Abschwung der einzelnen Inselbogen voneinander treffend genannt haben).

Der Reichskörper kann zusammenfassend geschildert werden als das ostasiatische Inselbogenreich der nördlichen Halbkugel, dem zum völligen Hineinwachsen in seinen natürlichen Landschaftsbereich nur die Philippinen und Hawai fehlen; das sonst im Norden fast an die „Anökumene", das unbewohnbare Polargebiet reicht, im Süden an den Äquator, das aber auch im Begriff ist, über seine natürlichen Räume hinaus festlandwärts in die mandschurischen Stromgebiete hinauszugreifen.



Bodengestaltung und Bewässerung werden am richtigsten gesehen, wenn man den Inselbogen mit Naumann[22]) als vielfach zerbrochene, meerdurchspülte Kordillere von der Ausdehnung des Himalaja betrachtet, deren Fuß und Vorhöhen unter Wasser getaucht sind. Gebirg und Meer sind seine bestimmenden Mächte; entscheidend tritt die Küste hervor, dagegen treten Ebene und Hügelland als formbestimmend zurück, verglichen z. B. mit mitteleuropäischen Verhältnissen. Dem entspricht auch der allgemeine Charakter der Hydrographie (d. h. der Rolle des Wassers in der Landschaft). Die im Oberlauf wildbachartigen Flüsse mit sehr wechselndem Wasserreichtum, mächtiger Geschiebeführung und vielfach künstlich hochgelegtem Bett gehen meist nach kurzen malerischen Durchbruchstälern fast unmittelbar in küsten- und meerbestimmte Unterläufe über und wenden sich dann in kurzer Entwicklung zwischen hohen kunstvollen Verbauungen dem Meere zu. Das Vorhandensein vieler einzelner selbständiger Flußgebiete, die durch breite unbesiedelte Wasserscheiden mit reichen Waldsäumen getrennt sind, ist eine Leitnote der japanischen Landschaft sowie des unmittelbarer als anderwärts durch diese Landschaft bestimmten Staatsbaues.



Bei Betrachtung der geologischen Grundzüge des Inselbogens ist davor zu warnen, das scheinbar einfache, formenklare Bild der Kartenumrisse auf den sehr komplizierten unterirdischen und unterseeischen Bau zu übertragen, in dem sich zwei grundverschiedene Streichrichtungen auswirken, die *sinische* und die *sachalinische,* und die Übersicht zudem durch vulkanische Aufschüttungen und Decken gestört wird. Einerseits strahlt der chinesische Festlandbau aus von den *Tschusan*-Inseln, mit den Schiefern von *Shikoku* und denen des *Kii*-Gebirges, und wird der südwestliche Teil der Hauptinsel von sehr alten Schichten gebildet; andererseits dringt die jüngere, tertiäre Form, von *Sachalin* [jap.: *Karafuto*] ausgehend, in den nordöstlichen Teil der Hauptinsel bis zu der Stelle vor, wo — dem Eindringen des *Fuji*-Bogens von den *Marianen*- und *Vulkan*-Inseln her in die Hauptinsel folgend —, der große Grabenbruch der Fossa magna mit seinen Vulkanen klafft. Die Inlandsee hingegen, die früher als ein ähnlicher Bruch wie unser heingraben angesehen wurde, ist wohl mit Naumann richtiger als merzone zu deuten. Weitere Schwierigkeiten im Verständnis des Aufhaffen die großen Vulkanzüge, die von außen an ihn herantreten:

die *Kurilen-, Fuji-* und *Riukiu*-Spalte, jede von ihnen wieder von einem vertieften unterseeischen Vorgraben, der überfalteten Kordillere selbst und einer vulkanisch gelockerten Innenzone begleitet: den typischen Erscheinungen des pazifischen Küstenbaues im Gegensatz zum atlantischen.

Immerhin sind die im Gesamtbau Ostasiens unverkennbaren großen einheitlichen Leitlinien auch durch die Einzelformen des japanischen Reiches verfolgbar; sie sind besonders herausgearbeitet worden von Volz[23]) in seiner Arbeit über den „Landstufenbau Ostasiens als Ausdruck oberflächlicher Zerrung", neuerdings von H. Yabe[24]).

Noch leichter als über die Bedingungen seiner allgemeinen Lage für den geologischen Aufbau, seine Bodenform, wird man für Japans nur scheinbar verwickelte klimatische Verhältnisse zu einer klaren und einheitlichen Anschauung kommen, wenn man sich nur einmal das Uhrwerk des Monsunklimas veranschaulicht, das den ganzen ostasiatischen Erdraum beherrscht und in einen viel regelmäßigeren Rhythmus spannt, als man ihn in Europa gewohnt ist. Hat man diese Anschauung einmal gewonnen, dann erscheinen alle klimatischen Verschiedenheiten nur als Abstufungen eines einheitlichen Klimatyps, der sich durch das ganze Reich vom Äquator bis nahe an den Polarkreis erstreckt.

An diesem Rhythmus der im Sommer einströmenden Seewinde und im Winter ausgeatmeten Landwinde, an seinen reichlichen Niederschlägen, die der Pflanzenwelt gerade in der Zeit zufallen, in der sie von dieser am besten verwertet werden, hängt die große Fruchtbarkeit Ostasiens und Japans im besonderen, sein Waldreichtum, die doppelte Reisernte seines Südens und, damit zusammenhängend, die Möglichkeit, auch vor der industriellen Entwicklung große Volksdichten bis zu 200 Köpfen auf den qkm zu ernähren. Dazu kommt das Spiel der Meeresströmungen, auch ein Ergebnis der allgemeinen Lage, das in der Pflanzenwelt den Artenreichtum mit herbeiführte. Im Gegensatz zum Reichtum der Flora steht eine gewisse Armut der Fauna, wie überhaupt die Eigenart der Inselbiogeographie im Tier- wie im Menschenwuchs die kleineren Formen begünstigte. Die Einwirkung des Monsunklimas und der Meeresströmungen mit den Abschattierungen, die der Regenschatten des Kordillerenrückens mit drei größeren Durchbrüchen von Regensäcken an Einsenkungen bedingt, erklären in ihrem Zusammenarbeiten vollständig die Eigenart des japanischen Monsunausläuferklimas und seine charakteristischen fünf Stufen (so wie es Hann[25]) gezeigt hat und das reiche Material der japanischen Erdraumbeobachtung bestätigt). Es ist ein ungewöhnliches, nur durch Formeneinfluß abgestuftes und durch Katastrophen *(Taifune)* mit einer gewissen Regelmäßigkeit (Monsunwechsel, Frühjahr und September) beeinflußtes Klimabild. Der einheitliche Klimacharakter ist am strengsten ausgeprägt, wo der über warme Strömungen (*Kuroshiwo*) herangetragene Monsun unmittelbar vom Meer ansteigend auf Gebirge trifft, wie am Südrand von *Shikoku,* in *Kiushiu, Ise* und Teilen von *Formosa* [jap.: *Taiwan*]; er äußert sich abgeschwächt im morphologischen Regenschatten, so am Nordufer der Inlandsee, oder wo der Monsunregen durch Gebirgs-

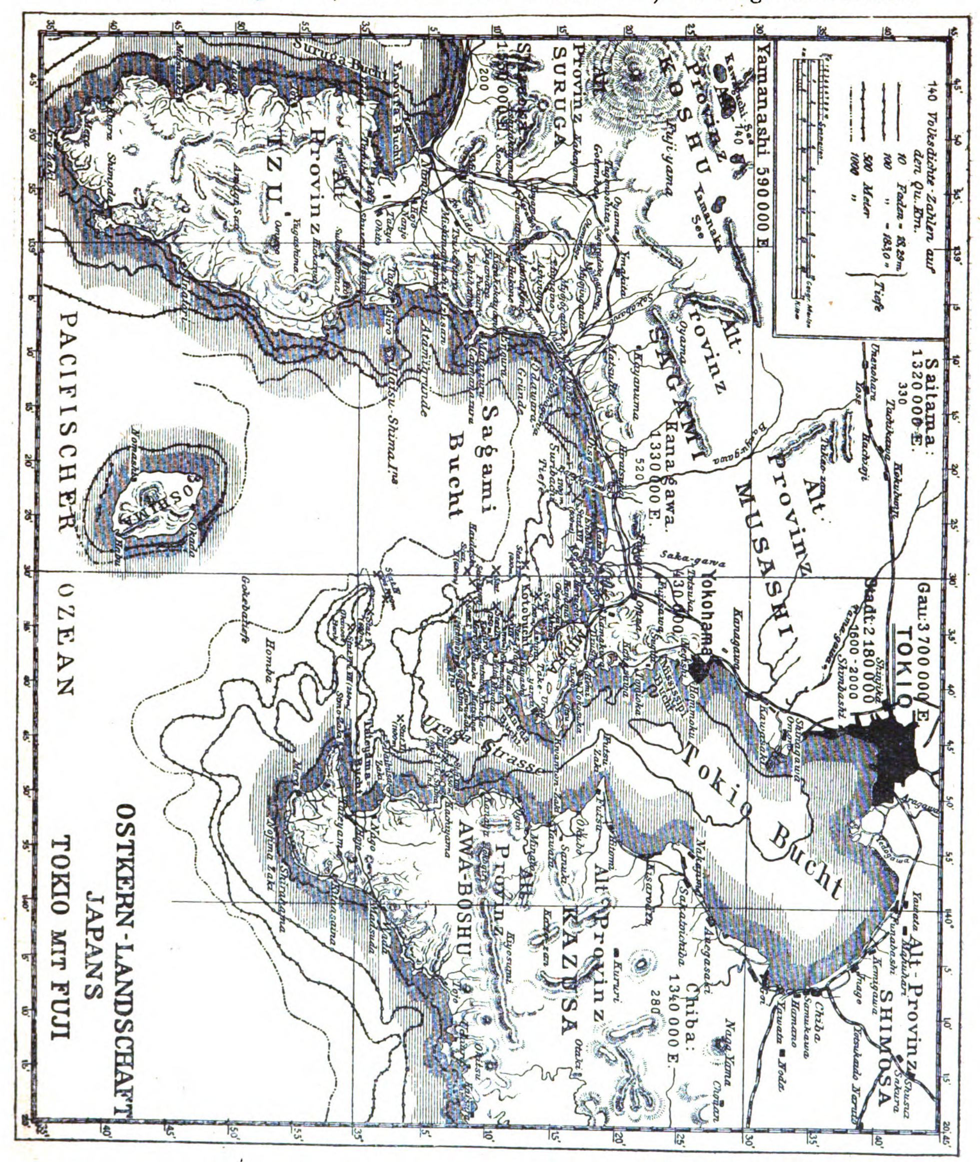
lücken bis zum anderen Inselrande durchdringt, nur in der Längsrichtung umgebogen, wie im Klima von *Nord-Hondo* und *Hokkaido*, endlich umgeformt unter der Gegenwirkung der von der Japansee eindringenden Winterregen bei sehr hohen Niederschlagsmengen und örtlichen Föhnerscheinungen, wie in *Kanazawa*. Wir haben also, soweit es die allgemeine Lage bestimmt, auch klimatisch eine in sich geschlossene Unterlage für eine einheitliche natürliche Lebensform vor uns.

In dem schlanken, formenreich durchgebildeten Reichskörper fallen auf den ersten Blick in die Karte einige entscheidende Großformen auf: so die Tatsache, daß in dem landstärksten der Inselbogen die sonst auseinanderstrahlenden Kettungen von Norden und Süden her zusammengefaßt erscheinen, daß er also zu einer Zusammenfassung der sonst launenhaft auseinanderstrebenden Gestalt der Zerrungsbögen vorbestimmt erscheint; seine eigene Zusammensetzung aus zwei Bogenhörnern, dem *südwestjapanischen* und dem *nordjapanischen Bogen*, die mit Front gegen Südosten wie auf einen Druck aus der Japansee hin gespannt erscheinen, und auf denen wie ein Pfeilbolz die Vulkanspalte der *Fossa magna* liegt (was schon früh einem der ersten beschreibenden Geologen auffiel). Diese Stelle, die schon im Erdbau vorbetont scheint, ist auch sonst eine hochwertige, allerdings auch hochempfindliche, und ihr schmiegt sich noch dazu die größte Fruchtebene des Landes ein [*Kwanto*], an deren Rand an einer weiten geschützten Bucht die heutige Hauptstadt Tokio liegt, im Mittelpunkt eines der meistbewegten Schüttergebiete des Landes.

Ebenso fällt als besonders geschütztes, durch Erdbau [Skizze] und Klimavorzüge gleich siedelungsgünstiges Formgebilde ins Auge die ins Innere der zerbrochenen Kordillere gedrungene, in flache Becken gegossene Inlandsee in der Mitte des südjapanischen Bogens.[26]) Die Lage dieses Gebietes ist auch deshalb so sehr bevorzugt, weil sich in ihm die drei Hauptwanderwege der ursprünglichen Rassenbestandteile in einer höchst geeigneten Schutzlage treffen, die der Rassenmischung und Entwicklung einer neuen höheren Einheitsrasse besonders günstig war. Es waren natürliche Wanderwege der Menschheit, weil ihre ältesten Verzweigungen gern Inselbrücken folgen, leitenden Gebirgsrücken entlang ziehen, und weil ihre Verbreitung vielfach im Zuge von Meeresströmungen und konstanten Windrichtungen vor sich ging. Das alles trifft aber zusammen für das Gebiet der japanischen Inlandsee und ihrer Ränder: das ursprüngliche japanische Reichsgebiet.

Auf die Inlandsee führen, sie im Westen und Osten abgrenzend, die beiden großen Wanderwege von Süden her zu: die *Fuji-* und die *Riukiu-Vulkan-Insel-Reihe*, auf denen im Verein mit der mächtigen warmen Strömung des *Kuroshiwo* die Südseestämme, Malaienblut und Malaienkultur herangetragen wurden, wohl auch Einflüsse aus Südchina, zunächst nach dem südlichen *Kiushiu* und *Shikoku*, aber auch weiter nördlich bis *Ise*, wo die Sonnentempel heute noch die uralten Pfahlbauformen der Südsee festhalten. Auf die Inlandsee zu führt aber auch, über die Landbrücke von *Korea* und die Inselpfeiler von *Tsushima* und *Iki*, der alte Kulturweg nordchinesischer Ein-

flüsse, auf dem der Koreaner *Wani* die Schrift herübertrug und auf dem der Buddhismus einzog; auch dieses Kulturgut wurde von einer Meeresströmung herbeigeführt, von dem kalten *Limanstrom*, der längs der Ostküste



von *Korea* von Norden heranflutet und durch die Japansee sich der wehrhaften Nordküste von *Hondo* mit dem alten Kulturmittelpunkt *Idzumo* zuwendet.

Diese beiden Ströme fanden aber bereits eine dünne, schweifende (bodenvage) Frühbesiedelung im Lande vor, eine Bevölkerung, die den jetzigen

Aino verwandt gewesen sein muß, die sich heute noch etwa 18000 Köpfe stark auf die Nordinseln zurückgedrängt finden: Paläoasiaten, die wohl früher mit den kalten Strömungen von Norden über *Sachalin* und *Hokkaido* zugewandert waren, zum Teil auch über die zeitweilig vereiste Verbindung zwischen *Sachalin* und *Amur*land herübergekommen sein mögen. Auch sie waren wahrscheinlich Zuwanderer, aber wohl die frühesten, denen nach der Meinung der japanischen Anthropologen (Professor Tsuboi) nur eine höhlenbewohnende, kleinwüchsige oder sogar zwerghafte Urbevölkerung vorangegangen sein mag, von der sich kärgliche Spuren und Reste finden.

Über diese früheste Nomaden-, Jäger- und Fischerbevölkerung schoben sich völkische und kulturelle Einflüsse der Südseerassen, anscheinend auf dem Wege aus dem südlichen *Kiushiu* über *Hyuga* längs der Südküste der Inlandsee über das heutige *Osaka* (damals *Naniwa*, *Nani-haya*, d. h. Stätte der schnellen Wellen, von den Flutströmen). Mit starkem Herrenwillen, der dem „virilen Adel“ der Malaien eigen war, richteten sie ihren Geschlechterstaat der werdenden *Yamato*-Rasse über den unterworfenen, allmählich seßhaft gemachten *Ainu* auf, die nach und nach zurückgedrängt wurden zur *Fossa magna* und dann in den Norden von *Hondo* Später erst machen sich als jüngste Zuströme in der Blutmischung der Rasse, aber stark durch ihre Kulturkraft, die nordchinesischen, mandschurischen und koreanischen geltend, vielfach rückverfolgbar durch die zähe Festhaltung der Überlieferung in der japanischen Familiengeschichte. So ist auch das Mischungsverhältnis, aus dem die heutige japanische Mischrasse als eine der einheitlichsten Rassenneuschöpfungen der Erde hervorging, auf raumbestimmte Gesetze der geographischen Lage rückführbar, auf die Stärke der Meeresströmungen und regelmäßigen Winde, die jene Stammes- und Völkerwanderungen erleichterten und herbeitragen halfen.

Die Schmalheit der Land- und Inselbrücken hat dann die ungestörte Weiterbildung im geschützten Raume begünstigt, die Weite der umgebenden Meeresräume mit ihrer Scheidekraft hat Trübung von außen her ferngehalten, bis erst mit der steigenden Sicherheit des Seeverkehrs und der wachsenden Größe des Schiffraums, — einer der entscheidenden Grundlagen für das Hereintreten des abgelegenen Asyls in den Kampfraum ums Dasein — jener völlige Lagenwandel eintrat, den wir im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und in unseren Tagen erlebten: Vor unseren Augen also hat Japan einen ganz ähnlichen Lagenwandel erfahren, wie wir ihn als einen abgeschlossenen Vorgang überschauen können am Beispiel Englands, als es von einem abgelegenen Rohstoffland zn seiner jetzigen wirtschaftsgeographischen Vermittlerstellung ersten Ranges überging, — und das einfach dadurch, daß die ganz um das Mittelmeer gelagerte und daher mediterran bestimmte Kulturwelt des Abendlandes durch die Entdeckung der Gegenküste und den gesteigerten Verkehr über den Atlantischen Ozean zur großräumigeren atlantischen Einstellung überging. Ein gleichsinniger Lagenwandel vollzieht sich für Japan unter unseren Augen beim Hervortreten des pazifischen Seeraums aus der Rolle einer verkehrsfeindlichen,

scheidenden Weite zur vermittelnden Bahn zwischen den bisher verkehrsabgewandten Seiten der größten Festlandmassen der Erde, und bedingt als größere Ursache auch das Hervortreten des so lange abseits gehaltenen japanischen Erdraums und seine wirtschaftsgeographische Entwicklung als Nebenwirkung.

Es ist derselbe geographische Schicksalsruf, der das Hervortreten der *Sunda*inseln als selbständiges Verkehrszentrum während des Weltkrieges bewirkte, der das langsame Herumwenden Amerikas auf seine pazifische Seite erzwang, ebenso wie den Aufstieg Lateinamerikas und die staatliche Zusammenfassung Australiens, und der auch Japan genötigt hat, aus einem sich selbst genügenden (autarkischen), abgeschlossenen, staatssozialistischen, abseits vom Drängen des Weltverkehrs in Naturalwirtschaft verharrenden stillen Dasein aufgeschreckt, nolens volens mitten hinein zu springen in einen Kampfplatz, der sich ohne sein Zutun immer näher zu ihm heranschob. Einmal zu diesem Sprung genötigt, mußte es dann freilich nach seinem ganzen Charakter einer der stärksten unter den neu in den Wettbewerb gedrängten Ringern werden.

Eine starke Schicksalsgemeinschaft, — auch sie wieder in der allgemeinen Lage begründet —, verweist dabei die alten ostasiatischen Kulturmächte China und Japan auf gegenseitige Hilfe, nachdem sie ja, bis auf zwei Zusammenstöße, über zwei Jahrtausende in friedlichem Nebeneinanderleben (Symbiose) verbracht haben. Diese Schicksalsgemeinschaft umfängt auf einer noch höheren Ebene einen noch weiteren, den Massen aufdämmernden, von einigen führenden Geistern aber schon bewußt erfaßten Umkreis, in den ganz Südostasien einbezogen werden soll, also die Gesamtheit der Monsunländer: Vorder- und Hinterindien, das australasiatische Mittelmeer, die Südsee, die Philippinen, China, Japan mit Korea. Freilich ist deren Zusammenwirken vorläufig noch nur ein Traum weitsehender und feinfühliger Geister, dem aber ein R. Tagore bereits in einer Rede in Tokio Worte und Form gegeben hat, ein Traum, dem auch schon mächtige Organe dienen, wie die Gesellschaften *To a Ghikai* und *To a Dobunkai*, und die Rechtsschutzvereinigung des ganzen Ostens mit ihren wiederholten Tagungen in *Manila*, *Tokio* und *Shanghai*.

Diese offenen Ziele einer ostasiatischen Kulturgemeinschaft und daneben auch panasiatische Machtwünsche verfolgenden Denker, Gesellschaften und Lebenskreise weben freilich an sehr verschiedenen Fäden: luftige, weithin fliegende und schimmernde, rein geistige und derbe, zähe wirtschaftliche müssen sich langsam wieder zu einem Gewebe vereinigen, zu dem einige uralte, halb zerstörte Muster vorliegen, zu deren Neuschaffung und Wiederverknüpfung aber neue Notwendigkeiten drängen. Dabei scheint allerdings ein entscheidender Gegensatz, wie er etwa von Sueß zwischen atlantischem und pazifischem Küstentyp aufgezeigt worden ist, auch zwischen atlantischen und pazifischen Lebensformen zu bestehen: die pazifischen scheinen mehr zentripetal, weniger zentrifugal, daher weniger überflutend, angreifisch und expansiv als ihre atlantischen Gegenstücke. Es ist also bei

ihnen vielleicht noch friedliche Scheidung möglich in Fällen, wo bei gedrängtem Raume die atlantische Entwicklung sie nicht mehr zuläßt. Diese Wahrnehmung glauben wir machen zu können, trotzdem die größten menschlichen Massenanhäufungen mit langer geschichtlicher Entwicklung, mit den am meisten drängenden Volksdichten sich in den Randgebieten des Großen Ozeans finden, in dem oben umschriebenen Kreise der Monsungebiete, sich aber dort nicht im Kampf um Ellenbogenbreite gegenseitig niedertreten, sondern menschlich ineinander schicken gelernt haben.

Stammland und Reichskörper, -form und -umriß.

Schon die erste, bei dieser Untersuchung nötige Frage nach der natürlichen und politischen Kernzelle der Hauptinsel, des Stammlandes — das sich aus den drei Inseln *Hondo* oder *Honshu* (224737 qkm), *Kiushiu* (40372 qkm) und *Shikoku* (18210 qkm) zusammensetzt —, und des heutigen Inselbogenreiches, enthüllt einen wichtigen Wesenszug: seinen amphibischen Charakter. Es ist nicht eine einzige Kernzelle, sondern es sind deren zwei: eine feste, kontinentale, durch kleine flußdurchströmte Ebenen zwischen Waldgebirgen bestimmte, im küstennahen Bergland von *Yamato*, das *Kamigata* oder Ahnenland, der Mittelpunkt des ersten Geschlechterstaates; und eine flüssige, die Inlandsee, das Reichskernmeer *Seto no uchi umi*, um das die älteste Reichsentwicklung sich vollzogen hat. Diese beiden Zellen berühren sich in dem Raum zwischen dem heutigen Welthafen *Kobe*, der größten Industriestadt *Osaka* und dem ältesten Kulturmittelpunkt *Kioto* und standen von jeher in befruchtender Wechselwirkung.

Es ist also nicht etwa, wie im britischen Archipel, eine Hauptinsel, von der aus die anderen zum Inselstaat zusammengefügt werden, sondern ausgehend von den vitalsten Teilen aller drei Hauptinseln, die dem Reichskernmeer zugewandt liegen, wird die Reichsentwicklung über die abgelegenen Räume dieser drei großen Inseln hinweg zum Umfang des heutigen Stammlandes ausgedehnt, dann stetig fortschreitend der ganze Inselbogen meridional von Süden nach Norden ausgefüllt, Landschaftszelle um Landschaftszelle hinzugefügt, in organischem Wachstum, ähnlich dem eines Zellenstaats oder Bienenstocks. Im Gegensatz zu Supan[20]), der die geographische Natur der inneren Landesgrenzen leugnet, gehört wenigstens für Japan auch die Lehre von den inneren Grenzen der Staaten ganz unbedingt in das Gebiet der politischen Geographie, weil ihre ausschließliche Behandlung vom Standpunkt der legislativen Staatenkunde alle Grundlagen des Verständnisses verschieben und menschliche Willkür an Stelle naturbestimmten Geschehens setzen würde.

Auch diese Grenzen also sind geographisch entscheidend beeinflußt und fallen meist mit waldbedeckten, dünn bewohnten Wasserscheiden zusammen; wie eben überhaupt in diesem Lande, das sich aus den Bedingungen seines eigenen Erdraums heraus so ungestört nach den Gesetzen seiner geographischen Logik entwickeln durfte, die Erdoberfläche besonders entscheidende

Einwirkung auf die staatlichen Lebensformen übte, besonders auf die Einzelzellen und deren Zusammenschluß, aber auch tiefgreifende Veränderungen dabei erfuhr.

Nach der Ausfüllung des Bereiches der Stamminseln, in dem der Rassenstaat in zweieinhalbhundertjähriger Abschließung zu einer seltenen Einheitlichkeit gediehen war, schritt er auf den von der Natur vorgezeichneten Grundrichtungen weiter: über die nördlichen und südlichen Inselbogenkettungen und die Landbrücke von *Korea* hinweg zur Bewältigung der an sein schmales Inselskelett angrenzenden, für ihn lebenswichtigen Seeräume, gegen Nordwesten ein meerumspannendes Reich um die *Japansee* [Jap.: *Nihonkai*] aufbauend, gegen Südosten ein solches um das *Philippinenbecken* anbahnend. In diesem Übergangszustand befindet es sich jetzt.

Mehr als irgendeine andere staatliche Lebensform der Erde — mehr sogar als England, wie Richthofen einmal ausführte, indem er beide Inselreiche im frühen Stadium verglich —, ist Japan darauf angewiesen, daß sein Verhältnis zu den umliegenden Meeresteilen, von denen es zu einem guten Teil buchstäblich leben muß, keine störende Veränderung erfahre. Denn aus dem Gleichgewichtsverhältnis, in das es sich unter Trägestauung der Bevölkerungsbewegung zu seinen Stamminseln durchgefunden hatte, ist es durch die öffnende Gewalt von außen her unwiderruflich herausgerissen worden. Ähnlich wie auch Deutschland, sieht es sich nunmehr genötigt, für seinen Bevölkerungsüberschuß von jährlich zwischen 600000 und 800000 Köpfen neuen Lebensraum und andere Daseinsmöglichkeiten zu finden, Menschen oder Waren auszuführen.

Das Verhältnis des Stammlandes zum Reichskörper von heute, — wie er sich nach dem Weltkrieg als werdende, noch nicht abgeschlossene Lebensform abzeichnet von dem Erdraum, in dem er seine Vorherrschaft ausübt, — ist das eines starken, tragfähigen Skeletts oder Gerüstes zu weiten umspannten Meeresräumen, wobei im Gesamtrahmen des Reiches die Inselbogen für den ozeanisch bestimmten Hauptteil und das Verkehrsgerüst für das Festland ähnliche Aufgaben erfüllen.

Form und Umriß des Stammlandes, der drei südlichen Hauptinseln *Hondo*, *Kiushiu* und *Shikoku*, und der nördlichen, aus dem Kolonialzustand erst kürzlich in den Stammrahmen hineingewachsenen Insel *Hokkaido* (*Yezo*, 78,411 qkm), die als Gesamtheit wie ein versunkener, vielfach zerbrochener Gebirgszug wirken, werden ausschließlich durch das den Fuß dieses Gebirges überspülende Meer bestimmt: durch den Großen Ozean [Jap.: *Tai hei yo*], der auch mit einem flachen Teil ins Innere der zerbrochenen Kordillere eingedrungen ist, und die zwischen dieser Kordillere und dem Festland in große Tiefen reichende Japansee. Freilich beteiligen sich beide sehr ungleich an der Küstenentwicklung: der Große Ozean mit der vierfachen Ausdehnung gegenüber der Japansee.

Der ganze eigentliche Inselreichskörper hat die gewaltige Küstenentwicklung von 30000 km, das zweieinhalbfache des Reisewegs von Mitteleuropa nach der fernsten Stelle Groß-Japans, das Reich über 41000. Das zeigt am

besten, wie vorwiegend meerbestimmt diese uralte, neuverjüngte Macht sein mußte von dem Augenblick an, wo sie lernte, über ihre Küstengrenze hinauszublicken. Nur an einer Stelle hat sie Berührung mit dem Festland: an der großen, durch die Stromtäler des *Yalu* und *Tjumen* leicht erkennbaren Bruchlinie, die *Korea*, zusammen mit dem Weißen Gebirge (*Paik to shan*), gegen die *Mandschurei* begrenzt. Mit allen anderen Reichsteilen, ausgenommen noch die Pachtgebiete *Liaotung* und *Schantung* [dieses in Räumung begriffen] als russische und deutsche Erbstücke, gehört Japan dem Bereich der ostasiatischen Zerrungsbögen an und führt heute noch ein rein insulares Leben.

Aber freilich, so klar und bestimmt, wie sie der reine Begriff des Staatsrechts gerne zeichnen möchte, sind auch hier die Grenzen des Reiches nicht zu ziehen. Denn die völkerrechtlich zweifelhaften, absichtlich unklar gelassenen Grenzsäume haben hier Pufferlandschaften und dort übergreifende Organe geschaffen: Gebiete von Meeren und fremden Küsten, mit besonderen Fischereiausnützungs- und Niederlassungsrechten (*Ochotskisches* Meer, Küste von *Kamtschatka*, *Nord-Sachalin*), mit Flußschiffahrtsrechten in Räumen international anerkannten besonderen Einflusses mit japanischer Sonderstellung (auf *Amur*, *Sungari*, *Ussuri* und *Liaoho* z. B.), autonome japanische Eisenbahnzonen in sonst chinesischen Landen (*Mandschurei, Schantung*). Alle diese „Wachstumspitzen“ (Ratzel) und Grenzüberwallungen bewirken Umwandlung klarer Grenzlinien in Säume bestrittenen und machtverschobenen Rechts; ebenso wie die Pacht- und Vorkaufsrechte auf *Liaotung*, *Schantung* und *Fukien*, die Bergnutzungskontroll- und anderen Befugnisse. So werden die Rechte der Nachbarn zugunsten Japans eingeschränkt und dessen Grenzzonen zu jenem schwer in feste Form zu fassenden „peripherischen Organ“ erweitert, dessen festes Gerüst aber immer der 3200 km lange Gebirgsinselbogen vom Südende von *Kiushiu* bis zur Nordspitze von *Sachalin*, mit der hinzugefügten Halbinsel *Korea* bleiben wird. Er umfaßt einen Gesamtlandraum von 672304 qkm, wenn man *Korea* (217826 qkm), *Taiwan-Formosa* (35847 qkm), die *Pescadoren* (127 qkm) und den japanischen Anteil von *Karafuto-Sachalin* (36090 qkm) mitrechnet; davon treffen 382415 qkm auf das Stammgerüst allein, einschließlich der 2420 qkm großen *Riukiu* und der 69 qkm messenden *Bonin*-Inseln (*Ogasawarajima*).

Der äußerste Machtbereich, sagen wir die Grenze seines zusammenhängenden Fühlersystems, wird gebildet durch die Küstengewässer von *Kamtschatka*, den Unterlauf des *Amur* bis *Chabarowsk*, das *Sungari*-Stromnetz bis an die mongolischen *Chingan*-Ketten, die Eisenbahnen von *Charbin* bis zur *Liaoho*-Mündung, die ehemals deutsche Stellung in Schantung, die *Formosa-Straße*, den Äquator bis zur letzten einst deutschen Korallenklippe der *Marschall-Inseln* und von da längs dem äußersten Ostrande der Inselwolken gegen den Großen Ozean zu bis zur *Kamtschatkastraße* im Norden.

Über diesen Reichskörper hinaus haben sich einzelne, stark umstrittene Kolonien vorgeschoben: über *Hawai* mit 109 000 Japanern nach den Gegengestaden des Großen Ozeans, am zahlreichsten nach *Kalifornien* mit 80 000, in geringerem Maß nach *Mexiko* und den lateinamerikanischen Staaten, nach

der Südsee, durch angelsächsische Gegenwirkung unterbunden nach den *Philippinen*, nach Australien und der malaiischen Inselwelt, die man in Ostasien noch mit zur Südsee (*Nanyo*) rechnet. Über die Ufer des Stillen Ozeans hinaus greifen lebendige anthropogeographische Interessen Japans nur noch nach Brasilien (etwa 20000 Japaner), vorwiegende Beteiligung am Handel nach Indien, — wenn auch sein normaler Handel und wohlausgebaute Großschiffahrtslinien die ganze Welt umspannen. Ein gutes Kartenbild dieser japanischen Interessen gibt Langhans[27]). Noch aber ist Japan ausschließlich pazifische Macht: am Westufer des größten Meeres hat es sich seinen zusammenfassenden meerumspannenden Lebensformtyp geschaffen, und Lebensfragen hat es nur dort, dort freilich in seiner abschließenden Küstenvorlagerung vom Pol bis zum Äquator. Über den Äquator nach Süden blickt es auf die 50 Millionen der Malaienwelt als auf Rassenverwandte und wird auch von diesen als rassenverwandt, als Stimmführer der Rasse, als der erste durchgedrungene große Vetter begrüßt und geachtet, um so mehr, als man sich in *Hawaii*, auf den Philippinen, auf großen und kleinen Südinseln als unterdrückte Rasse fühlt. Das ozeanische Zusammengehörigkeitsgefühl mit dieser Inselwelt ist weit stärker als etwa das mongolisch-chinesische festlandwärts.

So zeigt sich innerhalb des Umrisses eine sehr verschiedene Vitalität des so außerordentlich durchgebildeten Reichskörpers, und eine gewisse Hochempfindlichkeit an einzelnen Stellen insofern, als einige der hochwertigsten Landschaften, nur durch schmale Räume geschützt, am offenen Weltmeer liegen, so *Tokio* mit dem *Kwanto*, und die Landenge *Nagoya-Tsuruga* mit nur etwa 90 km Breite. Die geopolitischen Lebensbedingungen des Reiches, das sich noch an der Jahrhundertwende zum größeren Teil für einen saturierten Inselrassen-Einheitsstaat hielt, sind mit dem raschen Wachstum seines langgestreckten, so weite Seeräume umfassenden Inselbogenkörpers überdehnt: in der Nordsüdrichtung von der Schutzanlehnung an die unbewohnbaren Nordgebiete bis zur Überschneidung mit der australasiatischen und amerikanischen Ausdehnung in den äquatorialen Inselwolken des uralten Wandergebietes der Malaienrasse. Die gewünschte Schutzanlehnung an die Anökumene hatte man noch zu Anfang des 19. Jahrhunders zuerst auf *Hokkaido*, dann in *Sachalin*, am *Tatarischen Golf* und der Amur-Mündung zu finden geglaubt (*Mogami Tokunai*, *Mamia Rinso*); wurde aber dann durch den russischen, diese Schutzanlehnung immer weiter nordwärts verschiebenden Nachbarn auch zum Ausgreifen nach Norden gezwungen sowie in dessen festländische Beziehungen verwickelt und hat sie nun in *Kamtschatka* und am Zusammenfluß des *Amur* und *Sungari* zu verteidigen. Noch 1874 schien ein Kondominium mit China auf den *Riukiu* und die Belassung der Vulkankuppen der *Bonin*-Inseln als „no man's land" gegen Südosten genug Sicherung zu gewähren. Heute ist *Formosa* zur Tropenübergangsstation geworden, der *Marianenbogen* und die einst deutsche Südsee zur Außenwacht, und festlandwärts ist von der alten Wächterinsel *Tsushima* und zwei Kaufmannsquartieren in *Fusan* und *Gensan* über 18 Millionen rassenverwandter und

doch volksfremder Koreaner hinweg die Reichsgrenze bis an den *Yalu* und *Tjumen* getragen, nach vorwärts durch ein Fühlernetz von beherrschten Eisenbahnzonen und Flußsystemen gesichert worden. Dadurch wurde aber die durch südliches Klima verwöhnte Inselrasse in dauernde Verwicklungen mit nordischen Nachbarvölkern des Festlandes hineingezerrt, die ihrem eigenen Instinkt und ihren Wünschen der Mehrheit nach zuwider sind, bei denen nur ein imperialistischer Schritt den anderen nach sich gezogen hat.

Das ist die Kehrseite des Übergangs vom sich selbst genügenden, staatssozialistisch und sozialaristokratisch fühlenden, rasseneinheitlichen Inselstaat zur expansiven Industriemacht, deren Ziele zwar heute noch rein pazifische sind, die aber vielleicht schon morgen, trotz aller zentripetalen Instinkte, wie Amerika unlöslich ins planetarische Machtgewebe verstrickt werden kann. Ein ungeheurer Wandel für ein Menschengeschlecht, dem in seiner Jugend noch das Auswandern bei Todesstrafe verboten war und das nun in seinem Alter weltumspannende Dampferlinien zu leiten, anderthalb Millionen seiner Söhne in fernen Erdräumen zu schützen hat; das in seiner Jugend auszog (wie der greise Marschall *Yamagata*), um eine uralte nationale zentralistische Theokratie wieder aufzurichten gegen eine Feudalgewalt, die unfähig geworden war, den heiligen Boden vor Fremden zu schützen, und das in seinem Alter in kühler Überlegenheit ein aus fremdem Staatsrecht entwickeltes, klug angepaßtes Zweiparteiensystem handhabt, um eine Weltmacht zu steuern.

Es schien eine Zeitlang, als ob bei so schwindelndem Bau auf schmalem Grund der überlastete Boden unter den Füßen zusammenbrechen, das Gleichgewicht verloren werden könnte; es bestand dieselbe Gefahr wie bei Deutschland, in der Lage zwischen feindlichen Massen, die Japan zwar ferner, aber dafür noch viel größer und zukunftsschwerer gegenüberstehen. Aber freilich war auch dort die Vorsicht größer, das immer wache peripherische Bewußtsein der Gefahr, die das Inselreich umwitterte, viel lebendiger; und die Inselrasse ist eine jetzt noch durch keine Klassenkämpfe, keine dazwischengeschobenen Fremdrassen zersetzte Volkseinheit, nicht nur dem Körper nach, auch in der Seele.

Man ist sich auch in Japan klar darüber, daß die Gefahr der Einkreisung dauernd über dem Reiche schwebt, und daß die größte Aufgabe ist und bleibt, die Einheit der Volksseele zu erhalten, den in so überraschender Erweiterung gewonnenen größeren Raum nun auch innerlich zu durchdringen, mit dem Stamminselkörper zu verschweißen und ihm die neugewonnenen Teile unlöslich einzuverleiben, — ähnlich wie aus wiederholtem Umschmieden aus einzelnen Metallsträngen das japanische Schwert, die so einheitlich erscheinende Waffe entsteht. Das nächste große Ziel ist also, nach dem Verarbeiten fremden Kulturguts sich wieder zu sich selbst zurückzufinden, zu den von Erdraum und Rasse gegebenen Grundcharakterzügen des eigenen Daseins. Dieses Ziel steht als nächstes vor dem Volk, das darum ringt; um ihm auf dem Wege dazu verständnisvoll nachgehen zu können, werden wir zunächst Land- und Gebirgsbau der Stamminseln zu betrachten haben.

Bodengestaltung und Gewässer.

Vorwalten von Gebirg und Meer, starke Zertalung, durch die aus mit reichen Niederschlägen gespeisten Bergzügen Wassermassen zahlreich, in kurzen Flußläufen durch schöne junge Schluchten und Talengen, zuletzt durch kleine Küstenebenen und Uferstreifen zum Meere eilen, das ist das Kennzeichnende an der japanischen Landschaft; jenem emporgetauchten Staffelbruchrand, an dem die mächtigen Niederschläge des Monsunklimas und gelegentliche Katastrophen energisch umgestaltend arbeiten, im Ausgleich von Meer- und Festlandwirkung, so daß wir mehr von japanischem See- als Erdraum zu sprechen haben. Denn in der Tat erscheint das überseeische Relief fast mehr wie ein Skelett, das weite Seeräume zusammenhält. Der Landschaftsbildner ist ein harmonisches, aber zeitweilig katastrophal exzedierendes Klima, das überwiegend auf Gebirge und Meer zu wirken hat, auf fast keine Ebene, fast keine Hügellandschaften, nur kleine Schwemmlandgebiete. Dazu zeigt dieses Gebirge große Unterschiede der geologischen Zusammensetzung, oft auf kleinem Raum. Nur im Westen der Hauptinsel finden sich monotone Züge, in denen einige alte Hochflächen und die weitverbreitete Granitgrusverwitterung an den gespensterhaft kahlen Hängen der dort niederen Ketten hervortreten. Durch die Ähnlichkeit des Landschaftscharakters erscheint also *Korea* fast als eine mehr kontinentale Abstufung dieses Teils von *Hondo* (*Chugoku,* nebenbei gesagt, eine der ältesten Kulturlandschaften). Auch hier also weniger schroffe Kontraste als harmonische Übergänge, die in das Inselreich selbst, als dem Raum größter Harmonie in Ostasien, von seiner Umwelt herüberwirken: Von *Schantung* und *Korea* aus in der Form alter Schollen und Hochflächen mit niederen Granitketten; von Südchina in den schön geformten Schieferbergen von *Shikoku* (1800—2000 m), mit ihren ausgezahnten, ins Meer vorspringenden, vom Gezeitenstrom durchnagten Klippenreihen, die an den *Tschusan*-Inseln ins Meer tauchen, die aber in den Riasküsten von *Kiushiu* und *Shikoku* und *Kii* weiter verfolgbar sind (Richthofen hat seinerzeit auf den ersten Blick den Zusammenhang erkannt, und er ist wirklich für jeden mit Instinkt für Landschaftsformen begabten Beobachter unverkennbar). So wirken auch von Norden her die Tertiär- und Kreideformen der großen Nordinseln weiter; und die Vulkansprünge des Stillen Ozeans setzen sich fort in den Reihen stolzer Vulkanformen, gewaltiger Kegel und Ringgebirge. Gerade diese Formen sind es, die einen Hauptreiz der Stellen ausmachen, an denen diese pazifische Formenwelt in den Inselbogen einzutreten scheint, — ob sie nun aus der halb tropischen Landschaft von *Kiushiu*, aus der *Fossa Magna* oder aus dem fünf Monate lang tief verschneiten *Hokkaido* hervorragen, oder, wie die *Kurilen*, überhaupt nichts anderes sind als eine vom Meeresgrund emporstrebende Reihe von Vulkankegeln, die nachträglich durch Anschwemmungen leichter Vulkanauswurfstoffe unter Mitwirkung der Meeresströmungen zu Gruppen verbunden worden sind.

Die Höhenunterschiede dieses Landschaftsbildes nehmen im allgemeinen von den Südwestinseln gegen Nordosten hin zu. Die größten Höhen [Berg:



Yama, san] werden erreicht in den sog. japanischen Alpen von *Hida* mit 3000 m und darüber. (Granite, paläozoische und vulkanische Gipfel, und in dem vereinzelten Kegel des *Fuji-san* mit 3778 m, den nur der *Niitakayama* [Mt. Morrison 4370] auf Formosa übertrifft.) Westlich dieser Hochfaltung erreichen die Höhen nicht mehr als 2000 m, in den zwei Nordketten zwischen 2000 und 3000 m.

Die Formenwelt des fließenden Wassers ist auf verhältnismäßig kurze Wasserläufe beschränkt wegen des mangelnden Entwicklungsraums des Inselbogens für längere Flüsse: [*kawa, -gawa*]. Nur dreizehn erreichen eine schiffbare Länge von über 300 km. Fast alle haben sehr wechselnden Wasserstand bei schneller Strömung, ein vielfach wildbachartiges, oft künstlich hoch über die Kulturlandschaft gelegtes Bett (wie in Italien) und einen kurzen Unterlauf, der zwischen gewaltigen kunstreichen Dammbauten, oft auf dem Umweg durch Lagunen oder Strandseen dem Meer zudrängt.

Der Reichtum an Wasserfällen [*Taki*] ist ungewöhnlich und bildet eine der größten landschaftlichen Schönheiten Japans. Die Notwendigkeit der Aufspeicherung von Wasser für den hoch an den Talhängen hinaufsteigenden Reisbau und eine frühzeitig geordnete Wassergemeinwirtschaft haben dazu geführt, das zeitweise so reichliche Wasser zu stauen und in Trockenzeiten für künstliche Bewässerung nutzbar zu machen.

Nur spärlich vertreten sind die natürlichen Staubecken, die Seen [*Ko*]; fast alle sind vulkanischen Ursprungs, oft Abdämmungsseen als Folge von Landstürzen oder Erdbeben, und alle ausgesprochene Gebirgsseen von verhältnismäßig kleiner Fläche. Der einzige große See ist der unweit von *Kioto* gelegene *Biwa*see, der in Form und Landschaftscharakter am ehesten an den Genfersee erinnert, ohne für unseren Geschmack dessen Schönheit zu erreichen. Zu erwähnen sind noch die Seen von *Towada, Suwo, Hakone* und *Chuzenji* und die landschaftlich hervorragend schöne Reihe von kleinen Seen, die sich um den Fuß des *Fuji* ziehen.

Unter den Ebenen, die keine große Rolle in der Formenwelt Japans spielen, ist die anthropogeographisch wichtigste die des *Kwanto* um *Tokio*, weil sie auf kleinem fruchtbarem Raum, freilich nur mit Hilfe der Seidenindustrie, etwa 6 Millionen Menschen ernährt; die von *Mino-Owari* um *Nagoya-Gifu* mit $1^1/_2$ Millionen, und die älteste Kulturfläche des *Gokinai* um *Kioto, Osaka* und *Kobe* mit $2^1/_2$ Millionen Bewohnern. Daneben gibt es noch in *Hondo* die kleineren Ebenen von *Echigo*, der Petroleumprovinz, und von *Sendai*; auf dem *Hokkaido* sieben solche kleinere Flächen; in Kiushiu die *Tsukuchi*-Ebene, in der 77 % der im eigentlichen Japan abgebauten Kohle gewonnen werden; und eine fruchtbare Küstenebene im nördlichen *Shikoku*. Aber auf all diesen kleinen Ebenen gibt es keine Stelle, die nicht überfegt wird vom Seewind, keine, von der aus man nicht die Berge sieht, und so werden auch sie entscheidend von Meer und Gebirge beeinflußt. Diese ausschlaggebende Bedeutung von Gebirge und Meer ist es, die die Sonderart Japans ausmacht, — nicht nur im Gegensatz etwa zu Deutschland und Rußland, sondern auch zu dem sonst in manchem verwandten Inselreich Groß-

britannien. Am ehesten wäre es noch Italien vergleichbar, mit dem manche Ähnlichkeit in Klima, Luftstimmung und Pflanzenformen gefunden werden könnte, das sich aber unvorteilhaft von Japan unterscheidet durch seine Winterregen, das Fehlen der regelmäßigen Sommerniederschläge, die Waldarmut und den überhaupt mehr verwirtschafteten kulturmüden Ausdruck der Landschaft, die sich nicht mit gesunder Kraft pflanzenwirtschaftlich wieder erneuert. Nach der deutlichen Sprache der Bodengestaltung und der Gewässer hat Italien den Höhepunkt seiner Kulturentwicklung hinter sich, Japan noch vor sich. Es besitzt einen gewaltigen Schatz in seiner noch unverbrauchten Formenwelt; so wird allein die unverwertete, erfaßbare Wasserkraft der bis jetzt untersuchten 750 Wasserläufe auf 3,5 Millionen Pferdekräfte geschätzt. Wer die Flutströme beobachtet hat, die mit der Gewalt von Wasserfällen durch die engen Eingangspforten der Inlandsee brausen, ist sich auch klar darüber, daß an diesen Stellen zu allererst der Versuch gemacht werden müßte, diese unerschöpfliche gewaltige Kraft in den Dienst der Menschheit zu stellen und sie dadurch vielleicht vom Druck mechanischer Arbeitsleistung zu entlasten.

Wenn wir nach Betrachtung dieser großen Züge auf die Einzelheiten der Formenwelt eingehen, finden wir im Gebirgs- und Landschaftsbau als auffallenden Zug die krause Mannigfaltigkeit, ja Bizarrerie der Kleinformen (die sich in Kunst und Kunstgewerbe widerspiegelt): die Folge einer weitgehenden Zerlegung der Bodenformen durch das Monsunklima. So gewinnt z. B. verhältnismäßig niederes Hügelland einen alpinen Charakter, es entstehen große Verkehrsschwierigkeiten zwischen den einzelnen, durch Wasserscheiden getrennten Gebieten, wie steile Pässe und zahlreiche tiefe Einrisse; die Landoberfläche wird vervielfacht, was den Terrassenanlagen für den Reisbau zugute kommt, freilich aber auch viel Arbeit verursacht. Wo die Pflanzendecke einmal von der Kultur vernichtet worden ist, da nimmt zerstörende Verwitterung rasch überhand und ist nur mit großer Mühe aufzuhalten.

Über das Verhältnis der Wasserführung und Wasserwirtschaft zur Bodenbildung finden sich ausgezeichnete Beobachtungen in dem Buch von A. Hofmann „Aus den Waldungen des Fernen Ostens“[28]), das geographisch weit mehr bietet, als sein Titel verheißt. Entscheidend ist die reinlichere Scheidung zwischen hochwertigem Land und solchem, das besser der freien Bewaldung überlassen bleibt; ferner die sehr verschiedene chemische Ausstattung der Böden durch die reichlichen vulkanischen Beimengungen; der Gegensatz zwischen gesetztem Schwemmland und vulkanischen Lockerböden, die wegen der schnellen Versickerung nach einmaliger Verwüstung schwer wieder zu beforsten sind. Der Reisbau ist völlig, der Bambus sehr stark von künstlicher Bewässerung abhängig, die durch ein verzweigtes, viel Mühe verursachendes Kanal- und Dammbausystem zugeführt werden muß, in dem ähnliche hundertjährige Kulturarbeit steckt wie in den Terrassen Liguriens. Durch lange Pflege ist wohl aller Kulturboden künstlich verändert; einer der Landschaftszüge Japans, die dem Mitteleuropäer am meisten auffallen, ist das fast völlige Fehlen unserer Wiesen, für deren wohltuendes Grün nur die

helle starke Farbe der keimenden Reisfelder und der gartenartig, in Büscheln gepflanzten Weizenbreiten entschädigt. Da, wo die Wasserführung ausreicht, steigt das Kulturland in den Tälern hoch in die Berge hinauf, die aber sonst weit unwirtlicher sind als die unsrigen und bei geringeren Höhen noch größere Scheidekraft haben.

Die kultur-, verkehrs- und wirtschaftsgeographische Bedeutung des Gebirges ist vorwiegend bewahrend, so stark naturbedingte Grenzen erhaltend, überstürzte Entwicklungen verzögernd; es wirkt also konservativ, wie auch bei uns. Die zahlreichen verkehrshemmenden Wasserscheiden drängen den Verkehr an die Küsten, ans Meer, namentlich in die Inlandsee hinaus. Diese scheidenden Rücken und Höhenzüge erweisen sich für die an der Küste klebende Südrasse als siedelungsfeindlich. Mit ihrer relativen Armut an Bodenschätzen bieten sie wirtschaftlich wenig: nur Kupfer, Schwefel und stellenweise schlechte tertiäre Kohle. Davon liefern sie Überschüsse als Stapelerzeugnisse für den Weltverkehr, sonst decken sie kaum den nötigsten inneren Bedarf. Der Reichtum an seltenem schönem Steinbaumaterial kommt nur bei Unterbauten zur Geltung, da die Häufigkeit der Erdbeben in den Zeiten gesunden Instinkts den Steinhochbau verhinderte; erst in der Übergangszeit zum modernen Staat, als man diesen Instinkt verlor, hat man unter fremdem, übelberatendem Einfluß massige Steinhochbauten, wahre Katastrophenfallen aufgeführt, leider auch für Museen voll unersetzlicher Kunstschätze.

Zwei der wichtigsten Massengüter für die Mechanisierung der Menschheit, Kohle und Eisen, hat die sonst so freigebige Natur in größeren Mengen Japan versagt; es mußte sie von außen her gewinnen und seine eigenen spärlichen Lager für Notfälle schonen. Dafür gewährte sie die Grundlagen einer reichen Binnenwasserwirtschaft: Aufspeicherung von Wasserkraft zur Gewinnung weißer Kohle, unerschöpfliche Vegetation und einzigartige Gunst im Aufriß und Grundriß der gegenseitigen Durchdringung von Land und Meer.

Wenn man die Berührungslinie zwischen Salzwasser und Land, die Küste und den Strand [*hama*] auf ihren anthropogeographischen und kulturgeographischen Wert prüft, so zeigt sich das schon einmal erwähnte ungleiche Verhältnis der Küstenentwicklung: der Große Ozean hat etwa den vierfachen Anteil an der reichen Gliederung, im Vergleich zum Randmeer der Japansee, entsprechend der viel größeren Tiefe in verhältnismäßiger Landnähe (Japangraben-Tiefe 4491—8515, Japansee 3050 m). Dabei ist die nordpazifische Küste von *Hondo*, die am meisten von Erdbeben erschüttert und von Flutwellen gefährdet wird, noch relativ wenig gegliedert, enthält eigentlich außer einer Reihe von kleinen einspringenden Buchten [*wan*] nur die zwei größeren von *Sendai* und *Matsushima*; die Südküste hingegen weist überaus reiche Gliederung auf mit der *Tokio*-Bucht, der *Sagami*-Bai, dem tiefen Einschnitt von *Owari,* dem Busen von *Ise,* der Straße von *Kii,* den Buchten von *Osaka* und *Tosa.* Den größten Formenreichtum zeigt die Inlandsee, jener Flachsee-Einbruch ins Innere der geborstenen Kordillere, die 410 km lang und bis zu 90 km breit ist. Sie wirkt mehr verbindend

als scheidend, ist ein Verkehrsweg ersten Ranges zwischen den Inseln, eine Art Seemannsschule und Zentralfestung des Reiches, und ist doch genügend mit der Weitsee verbunden, um deren Gezeitenspiel freien Eintritt zu gewähren und durch deren Strömungen vor Verlandungen geschützt zu sein; die Verbindung wird hergestellt durch die 3927 bis 590 m breite, stark durchströmte Enge von *Shimonoseki* zwischen *Kiushiu* und *Hondo*, die *Hayatomo*-Straße zwischen *Kiushiu* und *Shikoku* mit 12 km, die *Yura*-Straße zwischen *Awaji* und *Hondo* mit 3927 m, und den Strudel von *Naruto* zwischen *Awaji* und *Shikoku* mit 1376 m Breite. Auch *Kiushiu* ist reich und für die Seeverteidigung unvergleichlich günstig gegliedert und besitzt zwei vorgelagerte Wächterinseln, *Iki* und *Tsushima,* an der nur 47 km breiten *Tsushima*-Straße zwischen Japan und Korea, dem Eingang zur Japansee, gleichfalls lebhaft durchströmt, mit einer berüchtigt unangenehmen, kurzen stoßenden Wellenbewegung, die in der Seeschlacht von 1905 ihre Wirkung tat, indem sie die an sie gewöhnten Japaner unterstützte, die Russen hingegen benachteiligte. Die Westküste gegen die Japansee ist eintönig, vielfach steil oder von Lagunen und Strandseen begleitet; die einzigen Stellen mit reicheren Gliederungen am Golf von *Wakasa* mit dem nun aufgelassenen Kriegshafen *Maizuru* und bei *Miyazu* und *Tsuruga.* An dieser Stelle, wo die Hauptinsel *Hondo* eine Einschnürung auf nur 90 km Breite erfährt, ist überhaupt die schmalste Stelle des Gesamtreichskörpers zwischen *Maizuru* und der Bucht von *Osaka* (die allerdings vom Großen Ozean ziemlich abgeschnürt ist). Die verkehrsgeographisch bekannteste, weil von den meisten Reisenden auf dem Weg nach Sibirien durchmessene Strecke *Osaka-Tsuruga* beträgt 125 km. Weitere wichtige Großformen sind noch die ausspringende Halbinsel *Noto* und der Golf von *Mutsu* im Norden.

Für den Außenverkehr sind im ganzen 60 Häfen geöffnet. Die Vorteile der reichen Küstengliederung werden bis zu einem gewissen Grad beeinträchtigt durch die starke wirtschaftliche Belastung, da die ausreichende Befeuerung der ausgedehnten Küste und die Sicherung der Zufahrt zu den Häfen weitgehende Kosten verursachen. Die Gezeitenspannung ist an der ganzen Küste weit größer als in unseren deutschen Meeren (bis zu 10 m in Korea, 1—4 m in der Inlandsee), und trägt dazu bei, die Küstenbetriebe zu entwickeln und die Meerernährung zu fördern.

Geologische Grundzüge. Vulkanismus. Erdbeben. Bodenbildung.

Die Küstenlinie des japanischen Bogens hat einst Nachod[29]) zu der treffenden Bemerkung veranlaßt: „sie sei unter all den bogenartigen Windungen des Erdbildes die am schönsten geschwungene Linie . . . deren mannigfaltige und reichgegliederte Gestaltung sie als ein hochentwickeltes Gebilde im Sinne der vergleichenden Erdkunde kennzeichne“. Trotz seiner harmonischen Gesamtwirkung sind aber die geologischen Grundzüge dieses eleganten Baues nicht allzu leicht erkennbar, sondern im Gegenteil bizarr, verworren und in ihrem überseeischen Teil vielfach kleinräumig zer-

rissen. Allerdings wirken einzelne große zusammenhängende Züge teils vom ostasiatischen Festlandbau herüber (wie die alten Schiefer der sinischen Streichrichtung nach *Kiushiu* und *Shikoku* oder die Fortsetzung des sachalinischen Baues nach *Hondo*); andere, durch Vulkanspalten bestimmt, schimmern auch in der zerbrochenen Kordillere durch, wie ein wuchtiger Schriftrest aus alter Zeit durch spätere Schreiberhand.

Auf diesen beachtenswerten Gegensatz zwischen dem scheinbar einfachen und großen Schwung der Linienführung im japanischen Kartenbild und den sehr verwickelten Einzelheiten im Aufbau des Inselbogens wird hingewiesen in einer Besprechung der geologischen japanischen Reichskarte von 1902.[29]) Darin heißt es: „Die große anscheinende Einfachheit und Einheitlichkeit des großen Bogens der japanischen Inseln findet sich in ihrem Aufbau nicht widergespiegelt. Sie sind Überbleibsel einer alten Landoberfläche, deren größerer Teil nunmehr unter dem Meeresspiegel gesunken ist. Die großen Dislokationen, die das Aufbrechen verursachten (keine davon älter als tertiär), sind unabhängig von den deutlich geoffenbarten Strukturlinien und kreuzen sie in mehr oder weniger unmotivierten Querbrüchen; der beim Untertauchen gebliebene Landrest ist in eine Zahl geologischer Räume von so wenig Einheitlichkeit geteilt, daß der wichtigste Bruch (die Fossa Magna) mitten durch die Hauptinsel geht und sie in zwei Hälften teilt, die ebenso schroff in ihrem geologischen Aufbau wie in ihren Oberflächenformen kontrastieren . . " „Eine Folge der jungen Bildung der japanischen Inseln durch Untertauchen ist ihre große Anzahl; es gibt deren vierhundert, die über 4 km Umfang haben, während die Länge der Küstenlinie den Kreisumfang eines gleichen Areals im Verhältnis von 12,8 zu 1 übertrifft (ein Hinweis auf die schon betonte außergewöhnliche Küstenentwicklung!). Dieser ausgedehnten Küstenlinie dürfen wir die Förderung der Eigenschaften zuschreiben, die den Seemannsruf ihrer Anwohner begründet haben. Auf dem Festland ist wenig von den Bruchlinien zu sehen, die den allgemeinen Zug der Inseln bestimmt haben, denn sie liegen unter dem Meeresspiegel; in ihnen ist der Ursprung der meisten welterschütternden Erdbeben zu suchen, die von Japan ausgehen. Die Richtung der Vulkanspalten ist unabhängig von der Struktur und Streichrichtung der paläozoischen Formationen und folgt im allgemeinen den Richtungen der jüngeren Serie von Dislokationen, mit denen sie genetisch zusammenzuhängen scheinen . . ." So weit stellt uns ein Urteil, dem wir uns anschließen können, den Kern der Frage des geologischen Aufbaues vor Augen. Der erste Deutsche, der sie in großem Wurf zu lösen versuchte, ist Naumann gewesen.[22]) Er zeigte, teils im Widerspruch mit Süß und dem japanischen Geologen Harada, teils beide erklärend, die Symmetrie und Einheitlichkeit der Inselbögen als Ganzes und Japans im besonderen. Er wies hin auf ihre Baudreiheit aus der ozeanischen Vortiefe, der gefalteten Ketten und der gelockerten vulkanischen Innenzone; auf jenen „pazifischen Küstentyp", den auch Süß hervorhebt, der den ganzen Großen Ozean umgibt, nur daß im Gegensatz zur amerikanischen Gegenküste die ostasiatische Kordillere vielfach gebrochen ist.

Bei Süß findet sich auch jener lehrreiche Versuch eines Vergleiches der ostasiatischen Inselbogen mit den Spalten eines Asphaltpflasterabsatzes zur Erklärung der bodenförmigen Kettungen jenes Erdraums: Eine der blitzartigen Erkenntnisse der Wissenschaft, wie sie einst Galilei aus einer schwebenden Lampe, Newton aus einer fallenden Frucht aufsprangen.

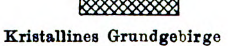
Verfolgen wir vom Süden des Reiches den ihn durchziehenden pazifischen Küstentyp als größte leitende Baueinheit, so zeigt schon *Formosa* vulkanische Lockerungserscheinungen im Nordwesten und Faltung im Osten, noch deutlicher der *Riukiu*-Bogen mit den Trümmern der Kordillere außen, den vulkanischen Bauten innen, bis er in dem gewaltigen Kesselbruch der Bucht von *Kagoshima* die Zusammenhangstelle der *Riukiu-Kirishima*-Spalte mit dem südjapanischen Bogen erreicht. Sein Eindringen in den Bau von *Kiushiu* ist vielleicht bis zu dem mächtigen Vulkan *Aso* verfolgbar, wird sogar mit Analogien zum ostkoreanischen Küstenbau in Beziehung gebracht. Der südjapanische Bogen, eine einseitig gebaute, gegen den Ozean gefaltete Kordillere mit Druck aus der Japansee, zeigt im einzelnen Bauteilen mit der sinischen NO-Streichrichtung Fortsetzungen der südchinesischen Faltung der *Tsuschan*-Inseln in den harten alten Schiefern von *Shikoku* und *Kii*. Vielleicht waren sie und ähnliche Schichten in *Yezo* die Widerlager für die eigentümliche Gesamtform des japanischen Bogens, dessen Nordflügel eine so deutliche Fortsetzung des westlichen *Hokkaido* ist. Auch er zeigt außen die Vortiefe, dann die überfaltete Kordillere, und innen das vulkanische Lockergebiet mit seinen vier deutlichen nordjapanischen Einsturzkesseln und der Bruchlinie der nördlichen Vulkanspalte. Davor liegt *Sachalin* und *Hokkaido* mit seiner starken Kreide- und Tertiärentwicklung, an die in mächtigem, rein vulkanischem Aufbau jener Typ bogenförmiger Ketten ansetzt, in dem die rein vulkanischen *Kurilen* vom *Hokkaido* abschwingen.

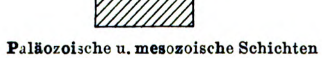
Freilich gibt es in diesem scheinbar einheitlichen Bilde unklare Punkte genug. Wie ist die Stelle aufzufassen, an der die *Fuji*-Spalte in den japanischen Bogen eindringt? Ist sie nicht doch eine Scharung, d. h. mit Süß[30]) und Harada gegen Naumann durch nachträglichen Einbruch erklärbar und eben durch nachträgliche Senkung zum Grabenbruch geworden? Dieser wäre dann freilich durch mächtige Vulkananschüttungen verhüllt worden, wie ja auch die westliche Fortsetzung der Inlandseetrümmerzone unter dem *Asosan* und seinen Nachbarn vergraben ist. Sie wurde von einzelnen Geologen aufgefaßt als ähnlicher Grabenbruch wie unser Rheingraben, was sie aber schwerlich ist. Wir werden die Inlandsee mit Naumann eine Trümmerzone nennen, in die der Große Ozean einbrach, das flache Becken erfüllte und dann durch sein Gezeitenspiel und seine Flutströme fahrbar erhielt. Auf eine weitere offene Frage muß noch aufmerksam gemacht werden, wie weit der Zerrungsbogenbereich festlandeinwärts geht, der uns den japanischen Bau in seinen Hauptzügen erklärt. Noch ist sie nicht spruchreif, denn die geologische Einzelaufnahme *Koreas* sollte erst 1918 beendet werden, so daß das farbige Bild der Reichskarte von 1911 manche unbewiesene Annahme enthält. Aber immerhin hat man Beobachtungen, die den Schluß gestatten,

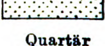
Geologische Übe

Nach der offiziellen Geolo
des Japanischen Kaiserr
Maßstab 1 : 9 500 000
0 50 100 200 Kilometer

Süd-
Sachalin
1 : 9 500 000


Kristallines Grundgebirge


Paläozoische u. mesozoische Schichten

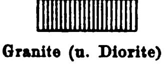

Quartär

cht

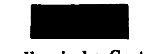
rte

Formosa

1 : 9500000


Granite (u. Diorite)


Altvulkanische Gesteine


Jungvulkanische Gesteine

daß die östlichen Quellgebiete des *Liauho* und *Sungari*-Systems noch in diesen Bereich der Zerrungsbögen fallen. Volz[23]) hat die großen Zusammenhänge gezeigt, die den ostasiatischen Landstufenbau als Einheit von den zentralen Hochlandrändern bis zu den Inselbogen als Ausdruck oberflächlicher Zerrung auffassen lassen. 1917 hat H. Yabe[24]) die Probleme der Geotektonik des Inselreiches in ihrem augenblicklichen Stande erörtert, und dabei auf Grund der jüngsten japanischen Beobachtungen alle bisher aufgestellten Meinungen gegeneinander abgewogen.

Aus diesem Bild von Zerrungen und aufgebogenen Schollenrändern wird klar, warum gerade der Landstaffelrand von Nord-*Hondo*, wo das größte Meer der Erde am unmittelbarsten und nächsten an ihr größtes Festland herantritt, eines der unruhigsten Schüttergebiete sein muß. Wahrscheinlich verschiebt sich die Zone größter vulkanischer und seismischer Tätigkeit langsam ozeanwärts, wie die erloschenen Vulkanreihen Chinas und der Mandschurei sowie die geschichtliche Folge der sich von Westen nach Osten zu mehrenden Erdbeben und Ausbrüche in Japan zu beweisen scheinen. Man hat berechnet, daß — alle kleinen Erschütterungen eingerechnet — 1461 Erdbeben auf das Jahr treffen, und immer auf etwa 6½ Jahre ein größerer Stoß; da diesen häufig eine völlige Bodenruhe vorauszugehen pflegt, wirkt eine solche eher beunruhigend als beruhigend, wie auch das plötzliche Aussetzen normal rauchender Vulkanschlote, wie der Insel *Oshima* oder des *Asosan*. Diese beiden, wie auch *Asama* und *Kirishima*, werden allgemein als eine Art Sicherheitsventil betrachtet. Seit einigermaßen verlässige Aufzeichnungen bestehen, also seit etwa eineinhalb Jahrtausenden, ist Japan von 227 größeren Erdbeben betroffen worden. Am meisten gefährdet ist die Umgebung der Hauptstadt *Tokio* und ihr Vorhafen *Yokohama* am Eingang ihrer Bucht.

Für einzelne Landschaften wie auch für periodische Wechsel in der Wirksamkeit der einen oder anderen Vulkanspalte hat man zeitliche regelmäßige Schwankungen festzustellen versucht und Perioden von 71, 75 und 90 Jahren zu finden geglaubt. Die Erdbebenforschung hat natürlich an einer so günstigen Beobachtungsstelle einen hohen Rang erreicht: besonders bekanntgewordene Forscher sind Ewing, Milne, Naumann, Rein unter den ausländischen, Koto, Kikuchi, Omori und Sekiya unter den japanischen. Vulkanismus, Erdbeben und Flutwellen spielen in Japan eine Rolle, wie an wenigen anderen Stellen der Erde; aber es muß beachtet werden, daß unter dem Eindruck der imposanten Schönheit vulkanischer Einzelformen und der Gewalttätigkeit mancher Ausbrüche (*Bandaisan* 1888, *Usu* 1910, *Sakurashima* 1914) die Massenhaftigkeit vulkanischer Erscheinungen leicht überschätzt wird. Wenn auch Japan neben Java und einzelnen mittelamerikanischen Gebieten das am meisten durch Vulkanismus, Erdbeben und Flutwellen bestimmte Land ist, so gibt es doch auch dort weite Räume, die sich vor deren Bedrohung sicher fühlen können. Begründet ist das Vorwalten durch die Dislokationen des pazifischen Randtyps, dem es ausschließlich angehört, und in seinen verhältnismäßig großen oberflächlichen Span-

nungen: besteht doch von der *Fuji*-Höhe (3778 m) zur *Tuscarora*-Tiefe (8513 m) auf geringer Entfernung ein Höhenunterschied (Niveaudifferenz) von über 12 km, das heißt, mehr als die Hälfte der Polabplattung.

Der Innenrand von Gebirgsresten ist längst als Hauptschauplatz vulkanischer Tätigkeit erkannt, wie die zwischen Faltungszonen und Bruchfeldern präexistierenden Spalten als Lieblingswege des Magmas. Man unterscheidet bei einer ungefähren Gesamtzahl von 165—200 verdächtigen und 63 nachweisbar tätigen Vulkanen Reihenanordnungen in fünf Zonen: 1. die *Chishima (Kurilen)*-Zone; 2. die *Nasu-Chokai-Kampu*-Zone des nordjapanischen Bogens; 3. den südjapanischen *Hakusan-Aso*-Bogen mit dem wohl am besten und längsten beobachteten *Asosan*, der mit seinem altgeschichtlichen Sündenregister die auffallendste Vulkanpersönlichkeit ist (Friedländer[31]); 4. den 2500 km langen eozänen *Fuji*-Bogen, mit dem seit 1707 nicht mehr tätigen, aber wohl kaum endgültig erloschenen Paradevulkan des Reiches, dessen Spalte über die *Shichito-Munin- (Kwasan-)* Inselreihe zu den *Marianen* reicht; und endlich 5. die *Kirishima*-Zone im SW, mit der ausgesprochensten Dreiteilung im Aufbau von jungen vulkanischen Erscheinungen im Westen, Graniten und älteren Sedimenten in der Mitte und tertiären Falten im Osten ihres NS laufenden Zuges. Dem Ende der Tertiärzeit entstammen zwei Drittel der japanischen Landoberfläche, wenn man die tertiären vulkanischen Aufschüttungen (meist Andesit) hinzurechnet.

Daraus erhellt auch ohne weiteres die chthonische bodenbildende Bedeutung des Vulkanismus für Japan, von dessen Bodendecke 19% jungvulkanischen Ursprungs sind. Sie äußert sich vor allem in zwei Richtungen: in der Schaffung der vulkanischen Lockerböden, der *Hara*, Hochheide, in die der reichliche Niederschlag so schnell versickert, daß mitten im fruchtbarsten Gebiet lokale Steppen und Savannen auftreten; und in der Erzeugung des fruchtbaren vulkanischen Alluviums, der zersetzten Auswurfsprodukte, in den Tälern. Anschauliche Beschreibungen des japanischen Vulkanismus stammen von Friedländer[31]), ausgezeichnet aufgenommen ist kartographisch der *Fuji*-Kegel mit seinen Abdämmungsseen; Einzelheiten über besonders charakteristische Ausbrüche finden sich über den des *Bandaisan* in den Arbeiten von Sekiya und Naumann, über *Sakurashima* von Friedländer. Die dankbarsten Beobachtungsgegenstände sind für Dauertätigkeit und mächtige Lavaströme die *Asamayama*-Gruppe, für klassische Kraterenformen der Riesenkrater des *Asosan* mit dem aufschlußreichen *Shirakawa*-Einschnitt, und für Randkesseleinbrüche die Bucht von *Kagoshima* im Süden von *Kiushiu* mit dem *Kaimondake*, dem *Sakurashima*-Inselchen und dem *Kirishima* im Hintergrund, und bei Tokio die Insel *Oshima*.

Unter den Erdbeben ist eines der am besten erforschten und beschriebenen das vom 31. August 1896 (Yamasaki[32]), unter den Flutwellen die Woge von *Kamaishi* vom 15. Juni 1896 (Milne[33]), Rein[34])). Gerade diese folgenschwere Flutwelle ist wohl die Auswirkung submariner Tektonik gewesen; es war Glück im Unglück, daß sie aus einer einsamen Fischerküste mit einigen Kleinstädten „nur" 7600 Häuser und 27000 Menschen weggespült

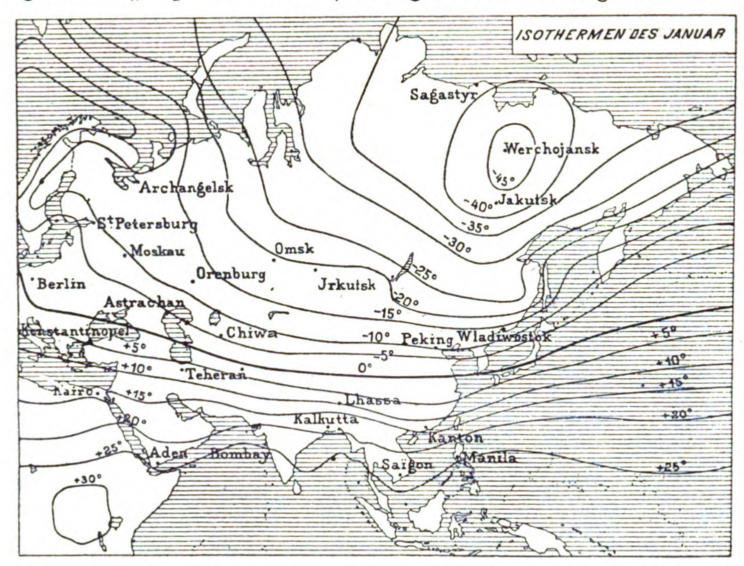
hat, statt mit ganz anders verheerender Wirkung die Riesenstädte *Tokio* und *Yokohama* zu treffen. Die Welle von *Awa* 1703 kostete mehr als 100000 Menschenleben. Mit Recht sind Seeböen und Flutwellen, wie auch die Taifune noch gefürchteter als Erdbeben und Vulkanausbrüche, wenn auch zugegeben werden muß, daß sogar die Landeseinwohner sich an Erdbeben nicht gewöhnen, sondern vom einen zum anderen Mal nervöser gegen die unberechenbare Erscheinung werden. (Über Verteilung der Erdbeben in Japan siehe Supan[35].) Aber die Unmöglichkeit, den Wasserkatastrophen zu entrinnen, mußte natürlich in dem meerumspannten Inselreich noch lähmender empfunden werden, am schlimmsten, wenn Erdbeben und Flutwelle zusammentreffen, wie 684, 869, 1498, 1611 und 1703. Ihre Gefahr wird auch durch einige geschichtliche Erfahrung gewaltigen Landverlustes belegt, wie der von 500000 ha im Jahre 684 in *Tosa.* Im Gegensatz zu diesen zeitlich gedrängt wirkenden Katastrophen, die aber immerhin auch ausgedehnte Landhebungen verursachen können (wie z. B. eine solche von 0,77 bis 1,50 m in den Provinzen *Mino-Owari* auf das Erdbeben von *Gifu* zurückgeführt wird), muß auch der stillen säkularen Dauerwirkung der Küstenhebungen und -senkungen gedacht werden. Im allgemeinen ist die Küste am Stillen Ozean im Steigen, die Küste an der Japansee im Sinken begriffen. Die ganze Insel *Taiwan-Formosa* ist Hebungsgebiet, womit sich auch ihre Hafenarmut erklärt, indem noch vor 200 Jahren für Kriegsflotten zugängliche Häfen seitdem völlig versandet sind, wie auch die seltsame Erscheinung der großen Binnendeltas.

Schließlich muß noch einer wohltätigen Wirkung der unterirdischen Mächte gedacht werden, der zahlreichen Heilquellen, die dem unruhigen Boden entsprudeln, von denen im Jahre 1920 schon 1106 untersucht waren, und einige an Radioaktivität nur hinter Joachimsthal und Brambach zurückstehen. Viele darunter sind durch ihre Heilkraft weltberühmt geworden, wie *Kusatsu* (von Spörry[36]) in seiner Kuranwendung genau beschrieben), *Yumoto,* oder *Beppu,* wo es genügt, den Küstensand etwas aufzukratzen, um im naturheißen Heilwasser zu kochen und zu baden. Mit der gesundheitsfördernden Dauerwirkung der Gewohnheit heißer Bäder wird etwas von dem Schaden ausgeglichen, den die zahlreichen Katastophen anrichten — ohne deren aufrüttelnde Wirkung freilich die Rasse vielleicht längst in Stillstand und Entartung versunken wäre.

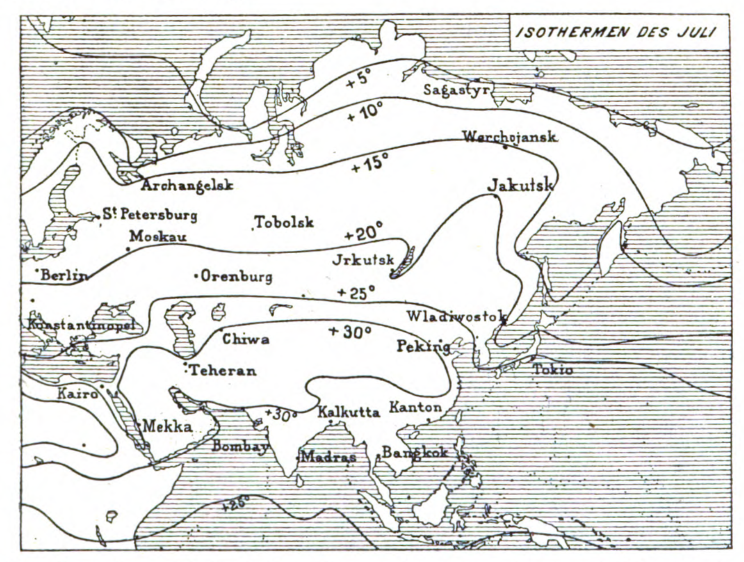
Klima, Monsunrhythmus, Meeresströmungen.

Für ganz Ostasien, das eine Klimaprovinz der *Monsun*länder ist, und Japan im besonderen, ihren am meisten ozeanisch beeinflußten, gemäßigten und harmonisch abgetönten Teil, gilt der klimatische Grundzug des gesamten Monsungebietes: daß auch in dieser Hinsicht der größeren Freiheit, ja scheinbaren Willkür des eurasischen Westens eine deutlich erkennbare gesetzmäßige Gebundenheit gegenübersteht. Zweifellos hat das von der ganzen Natur in allen ihren Erscheinungen darin gegebene Beispiel richtunggebend

auf die menschlichen Verhältnisse und Kulturformen eingewirkt und erklärt die sogenannte „Unpersönlichkeit“, richtiger wohl Bindung des Individuums



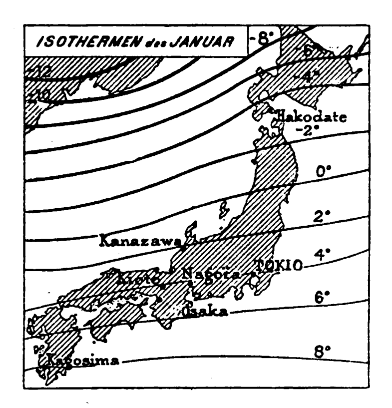
durch überindividuelle Zusammenhänge, sowie die jahrtausendelange Dauer der Staatsformen und den strengeren, großzügigeren Rhythmus auch der geschichtlichen Entwicklung.

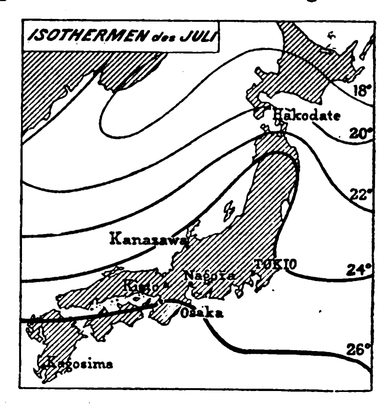


Diese Grundverschiedenheit, die uns immer wieder auffällt, ist für uns Westländer das Fremdartigste wie am Gesamteindruck jenes Erdraums, so auch an seiner klimatischen Eigenart. Der fremde Zug im Weltbild, einmal erkannt, darf aber darin nicht mehr fehlen, wenn wir mit Burkhardt „der

speziellen Pflicht des Gebildeten genügen wollen, das Bild von der Kontinuität der Weltentwicklung in sich so vollständig zu ergänzen als möglich".

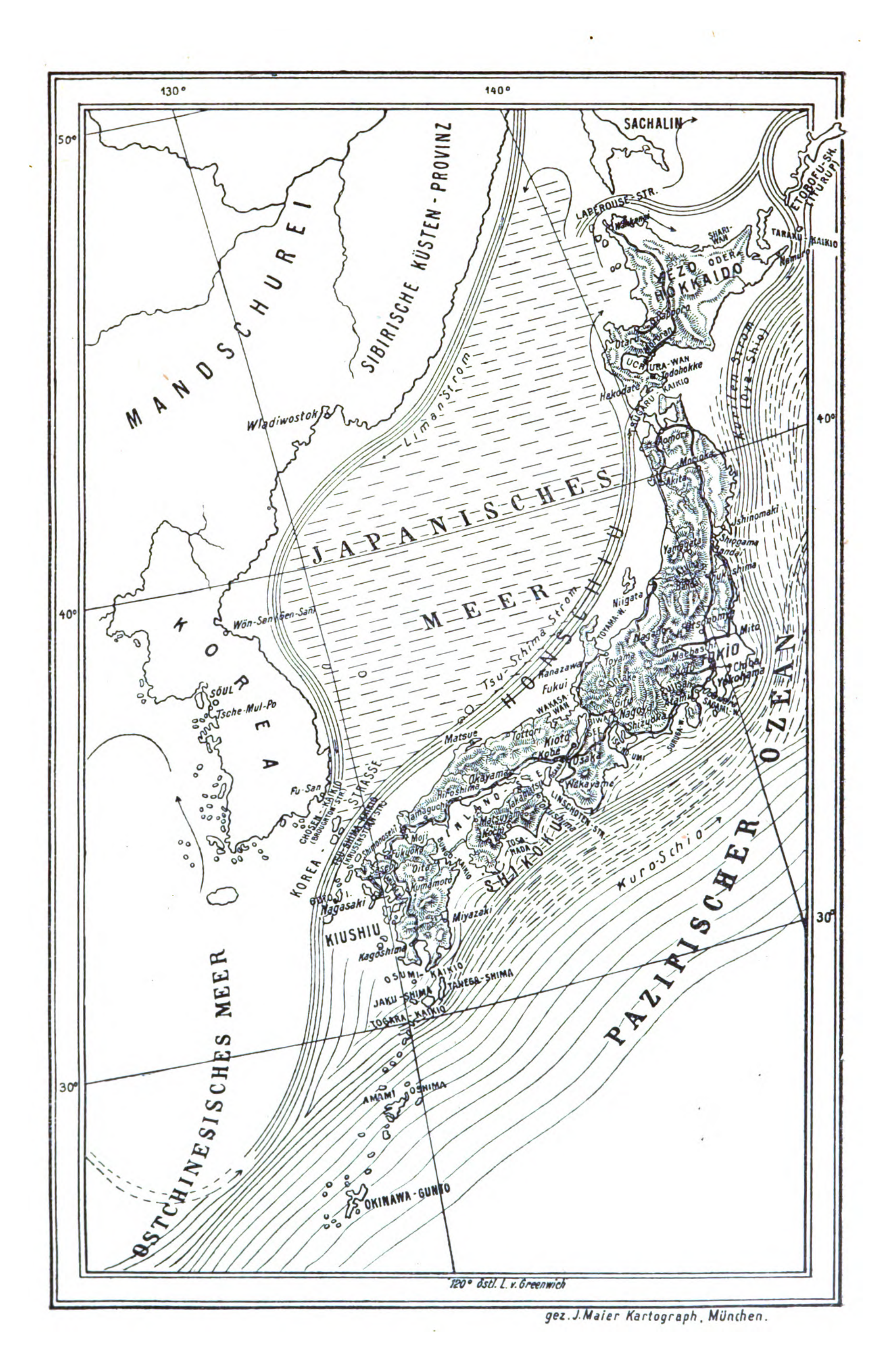
Zwei große Erscheinungen der Lufthülle und Wasserbedeckung der Erde hatten wir bei der Gesamtbetrachtung Japans dessen Klima wie ein gewal-





tiges Uhrwerk regeln sehen: 1. die regelmäßigen, im Sommer nach dem nordasiatischen Gebiet niederen Luftdrucks (Minimum) einströmenden feuchten, regenschweren Seewinde, im Winter die von dem Gebiet hohen Luftdrucks (Maximum) über dem *Baikalsee* ausgeatmeten trockenen kalten Landwinde (*Monsune* nach arabisch *mausim* = Jahreszeiten); 2. das Spiel der kalten und warmen Meeresströmungen, von denen die Küsten des japanischen Inselbogens bespült werden, und über deren warme oder kalte Oberfläche die jahreszeitlichen Winde hinwegstreichen, während die Bahnen der Drehstürme den Armen der warmen *Kuro-Shiwo* zu folgen scheinen, jedenfalls von ihnen beeinflußt werden, so daß beide Erscheinungen zusammenwirken, wenn sie auch nach den Jahreszeiten wechseln. Der *Kuro-Shiwo* trifft mit voller Kraft die Südküste von *Kiushiu, Shikoku* und *Hondo*, biegt von der Küste von *Nambu* abgedrängt zwischen dem 38. Grad im Februar und dem 50. Grad im August gegen Alaska zu ab, entsendet aber auch einen Arm als *Tsushima*-Strömung durch diese Meerenge in die Japansee. Diesem tiefblauen warmen Strom entgegen steht eine kalte Küstenströmung längs der äußeren Inselränder als *Kamtschatka*-Strömung oder *Oya-Shiwo*, aus dem tatarischen Golf längs der koreanischen Ostküste als *Liman*-Strömung bekannt. An den Stellen ihres Zusammentreffens entsteht durch Berührung arktischer und tropischer Formen ein besonderer Reichtum der Meeresfauna an Individuen und Arten, wodurch die anliegenden Küsten in ihren Fischereierträgen besonders begünstigt sind.

Eine weitere Gunst ist die Zusammenfassung des ganzen Reiches in eine große klimatische Einheit, innerhalb deren sich das Klima zwar abstuft (Hann[25]) zerlegt es in fünf Hauptstufen), aber doch in seinen wesentlichen Erscheinungen, wie Regen- und Trockenperioden und Verteilung der Niederschlagsmengen nahe verwandt ist. Ausnahmen und ungesetzmäßige Erscheinungen (Anomalien) kommen zwar vor, fügen sich aber in den allgemeinen



gez. J. Maier Kartograph, München.

Zeitrahmen und das gewohnte Uhrwerkspiel, so daß man wenigstens ungefähr weiß, wann man sich auf die klimatischen Exzesse einzurichten hat, so auf Staub- und Schneestürme im Winter, auf Drehstürme (Taifune) hauptsächlich in der Zeit des herbstlichen Monsunwechsels.

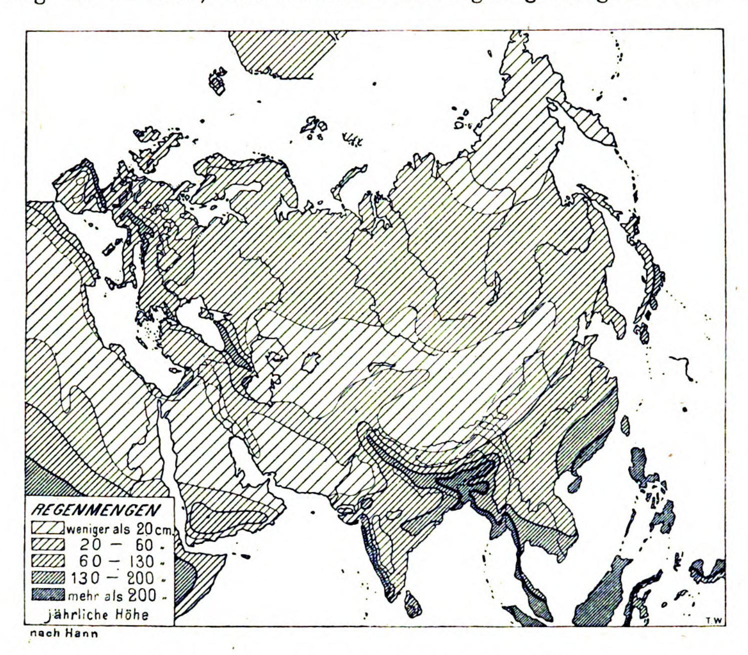
Es liegt eben auch in diesem nur abgestuften einheitlichen Klimacharakter ein zusammenschließendes Element der physischen Geographie des Erdraums, das seine Zusammenfassung in einen einheitlichen Reichsrahmen erleichtert, indem die Zusammengehörigkeit allen einzelnen Reichsteilen sinnfällig gemacht wird. Auch dem schlichtesten Reisbauern ist die Notwendigkeit reichsüberspannender Wetterinstitute und der Ausgaben dafür begreiflich zu machen, wenn er in den Nordinseln am eigenen Ertrag die Rückwirkung eines Taifuns spürt, der auch die fernste Reichsperipherie in der Südsee berührt, und deshalb den Nutzen rechtzeitiger Warnung vor Platzregenfluten, Hochwasserschäden und Flutwellengefahr so zwingend erkennt. Hat doch ein einziger unerwarteter Taifun die Reichsernte an Reis einmal um ein volles Zehntel vermindert! Zusammenfügende Kräfte walten also auch in der klimatischen Eigenart des auch darin begünstigten Erdraums.

Die Bedeutung der Klimaregelmäßigkeit und der in einigen gesetzmäßigen Erscheinungen schon erkannten periodischen Klimaschwankungen ist heute schon einigermaßen überschaubar. Der jahreszeitliche Rhythmus läßt während eines langen, schönen, heiteren Herbstes kühle, trockene Winde vom Wintermaximum über Hochasien ausströmen, die nur an einzelnen Stellen (Küste der Japansee: *Kanazawa* und *N-Taiwan*) über wärmere Meere streichend und an kühlen Gebirgen ansteigend, örtliche Winterregen verursachen (womit sich die hohe Ziffer der Regentage von *Kanazawa*, 217 bis 230, erklärt).

Mit dem Monsunwechsel im April beginnt nach einem kurzen Winter mit gelegentlichen Schnee- und Staubstürmen ein schöner, etwas launischer Frühling, bis von Mitte Juni bis Mitte Juli die über warmen Meeresströmungen heranziehenden feuchten Winde die dauernden Sommerregen herbeiführen. Dann folgt eine heiße Zeit höchster Vegetationsintensität, in der namentlich das Unterholz üppig gedeiht, bis mit dem zweiten Monsunwechsel Anfang September die schweren Herbstdrehstürme drohen. Außer dieser jährlichen Periode gibt es, wenn auch noch nicht so klar wie diese erkannt, wohl eine säkulare Periode für den Klimarhythmus Ostasiens. Nach W. Krebs[37]) scheint in einer annähernd vierjährigen Periode eine polwärtige Wanderung von Dürren infolge Aussetzens der Monsunregen einzutreten und das Normaljahr (zum Beispiel 1885, 1889, 1893) durch einen Regensack am mittleren *Yangtse* gekennzeichnet zu sein. Diese Periode ist, mit abnormen Grundwasserständen und pandemischer Seuchenüberflutung verbunden, auch über Japan hin zu verfolgen.

Die Verteilung der Niederschläge stuft sich langsam nach Norden ab, wenn auch vielfach durch die Bodenformen verändert und gebrochen, und zwar läßt die Niederschlagsmenge mit der abnehmenden Monsunwirkung langsam nach. Sehr starke Niederschläge empfängt *Formosa (Koshun* 2600,

Taihoku 2400 mm), aber auch noch *Kiushiu* (*Oshima* 3400 mm) und *Süd-Shikoku* (*Kochi* in *Tosa* 2700 mm), wo unter *Monsun-* und *Kuroshiwo*-Einwirkung die feuchten, über warmen Strömungen gesättigten Winde ihren



Feuchtigkeitsgehalt beim Ansteigen gegen kühlere Gebirge abgeben. Schon die Nordufer der Inlandsee sinken auf Mengen von 1000—1200 mm, an einzelnen im Regenschatten liegenden Stellen auf 900 mm, der *Hokkaido* auf 800 mm (*Sapporo* 970 mm, *Soya* 840 mm). Der Jahresdurchschnitt des Reiches ist 1570 mm.

Diese Durchschnittszahlen geben jedoch ein falsches Bild, wenn nicht die großen Schwankungen berücksichtigt werden, die darin stecken. Sie müssen durch die Zahlen ungewöhnlicher Ausschläge ergänzt werden. So erhielt z. B. *Kelung* in Formosa in dem besonders regenreichen Jahr 1898 bis zu 5238 mm, und ein einziger Taifun vermag in 24 Stunden die gesamte jährliche Regenmenge Böhmens auszuschütten. Mitte Juli 1914 hat ein einziger Regendrehsturm 1900 Menschen getötet, verwundet oder erwerbsunfähig gemacht, 1400 Häuser ganz oder teilweise zerstört und 10000 überflutet, 158 Hektar Reisland ganz weggewaschen, 134 Brücken, darunter 17 eiserne, weggerissen, und an 45 Stellen Straßen und Bahnen völlig unterbrochen. Dieser Taifun hatte bis zu 56,4 m in der Sekunde gemessene Höchstgeschwindigkeit, während der Nordostmonsun sonst durchschnittlich 10 m in der Sekunde hält. Nach Yamasaki[38]) wäre Taiwan die beste Wetterwarte für Untersuchung des Monsunklimas und der Zugstraßen der Taifune, die meist nur 2 Grad östlich oder westlich der Insel hinweggehen (in diesem Fall durch die *Formosa*-Straße und über die *Pescadoren-Hokoto*).

Die wohltätige Wirkung der reichlichen Niederschläge auf die Pflanzenwelt muß also durch recht gewalttätiges Übermaß in einzelnen Fällen erkauft werden. Wenn China am meisten unter den säkularen Klimakatastrophen und damit verbundenen Dürren leidet, so Japan unter den jahreszeitlichen Exzessen, besonders den Taifunen, deren drei Hauptzugsstraßen vom *Kuroshiwo* abhängig scheinen und den Süden, Südosten und Südwesten des Inselbogens treffen. Neun bis zehn solcher Drehstürme, meist auf die Zeit von Juli bis Oktober verteilt, sind der Jahresdurchschnitt. Dank der Beobachtungsarbeit, die zuerst in der Wetterwarte *Shikawei* bei *Shanghai* begonnen wurde, lassen sich nun ihre Bahnen verfolgen, und durch den Sturmwarnungsdienst wird das ärgste überraschende Unheil abgeschwächt, doch bleibt das unabwendbare noch groß genug. Reisegeschwindigkeiten und Windgeschwindigkeiten selbst sind sehr verschieden: 30. 9. 1917 drei Tage von *Süd-Riukiu* nach *Tokio*, bei 43 m/sek. beobachteter Höchstgeschwindigkeit; 30. 8. 1918 *Tokio*, abgemeldet *Bonin*-Inseln 26. 8., mit einer gemessenen Höchststärke von nur 21,31 m/sek, während die höchstgemessene 30. 9. 1898 56,4 m betrug (auf den *Pescadoren* gemessen). Entstehungsort der meisten Taifune ist die Philippinensee, das einstige deutsche Südseegebiet; besonders heftig betroffen werden *Kiushiu*, die Umgegend von *Tokio*, der *Hokkaido* und die *Süd-Mandschurei*.

Nebel- und Föhnerscheinungen, neben lokalen Strömungen (*Bonin*-Strömung) und kalten Auftriebwassern (Japanseeküste), haben nur örtliche Bedeutung, machen sich aber verkehrsgeographisch störend geltend durch Nebelwände in der *Formosa* Straße, in der Bucht von *Wladiwostok* und besonders in den *Kurilen*. Die Fallwinde bei *Kanazawa* haben in Knipping und die der nördlichen Randmeere in Wojeikoff und Wrangell aufmerksame Beobachter gefunden, die gewisse klimatische Anomalien damit erklärten.

Die verkehrsgeographische Bedeutung regelmäßiger Wind- und Meeresströmungssysteme ist wegen der verkehrsfördernden Wirkung in der Zeit der Segelschiffahrt geschichtlich sehr hoch anzuschlagen, aber auch heute noch nicht bedeutungslos. Im Spiel der Meeresströmungen beruht wohl das ursächliche Stärkeverhältnis in der Zusammensetzung der japanischen Rasse, deren Kenntnis von entscheidender geopolitischer Bedeutung ist. Eine solche Untersuchung wäre in der Art zu führen, wie die von Thilenius[39]) über die Bedeutung der Meeresströmungen für die Besiedelung *Melanesiens*.

Wie die Chinesen und Araber, die mit den Monsunen den Indischen Ozean überquerten, waren auch die Japaner weiter östlich (über *Malacca* nach Westen scheint ihr Verkehr nicht gereicht zu haben) sogenannte „Monsunreiter“, d. h. ihre Segler zogen mit den ausströmenden Winden zwischen Oktober und März nach Süden, handelten während der Monsunwechselzeit im April und kehrten mit dem einströmenden Südwestmonsun zwischen Mai und September zurück. Auch ihre Seeraubzüge mußten sich nach den Monsunen einrichten. Strömungen und regelmäßige Winde haben wohl auch die Einwanderung der Paläoasiaten nach Nordamerika geführt und uralte Beziehungen über den Großen Ozean hin geschaffen, die kurz vor der Ab-

schließung Japans ein letztes Mal durch *Tokugawa-Jyeyasu* nach Mexiko aufgenommen wurden (1610 und 1613). Die größere Festigkeit der sibirischen gegenüber der nordamerikanischen Antizyklone und die größere Lagengunst der nordatlantischen gegenüber der pazifischen Zyklone, die mit dem Zentrum um 10 Breitengrade südlicher gelagert ist, erklärt, warum Nordamerika in den gleichen mittleren Breiten klimatisch so ungleich bevorzugter ist als Ostasien, warum dort von allen Räumen gleicher Breite der klimahärteste Erdraum ist, und warum deshalb der einzige klimatisch begünstigte, dem europäischen Mittelmeer klimatisch ähnliche kleine mitteljapanische Raum darin eine so wichtige Rolle spielen kann. Für die Dampferfahrt über den Großen Ozean wird freilich die an sich größere Kälte dieses Meeres dadurch etwas ausgeglichen, daß infolge seiner Geschlossenheit gegen die Polarmeere die Treibeisgefahr geringer ist und die kürzere nördliche Dampferstrecke also zu allen Jahreszeiten ungefährlicher ist und raschere Fahrt gestattet als im Atlantischen Ozean.

Vielfältig also sind die klimatischen Einwirkungen auf den japanischen Erdraum. Sie äußern sich unmittelbar auf den Menschen in der psychischen Wirkung großer Harmonie und Regelmäßigkeit einerseits, steter Katastrophengefahr andererseits, sowie in dem einschläfernden Einfluß vier- bis fünfwöchentlicher zusammenhängender Regenzeiten; mittelbar durch die Verkehrsbedeutung der regelmäßigen Wind- und Strömungssysteme, durch die absolute Menge der Niederschläge und ihre wirtschaftsgeographische Folge einer besonderen Wachstums- und Nahrungsfülle. Diese hat es allein ermöglicht, Volksdichten von über 200 Köpfen auf den qkm auch ohne Industrie zu erhalten, hat freilich auch die Südrasse auf den intensiven Bau von Sumpfpflanzen (Reis, Taro) verwiesen und die Erhaltung besonders wasserbedürftiger Kulturpflanzen (Bambus, Teestrauch, Subtropenwälder) nahegelegt und dadurch zwar erhöhte Erziehung zu Klimaanpassung, aber auch Klimaweichheit bewirkt.

Zur Biogeographie der Pflanzen und Tiere.

Lassen wir für die Pflanzenwirtschaft der Monsunländer und Japans im besonderen, das ja nur ein besonders klima- und landschaftsharmonischer Ausschnitt aus ihnen ist, den Satz von Hann gelten, daß „eine Landfläche so viel wert ist, als sie Niederschläge empfängt", so haben wir in der Tatsache der überaus reichlichen und regelmäßigen Niederschläge, gerade zu den Zeiten, in denen sie das Pflanzenleben am notwendigsten braucht, die Erklärung für den hochentwickelten Kulturpflanzenhaushalt des japanischen Reiches, vor allem für die so lange durchgeführte und immer noch erstrebte biologische Autarkie (Selbstgenügsamkeit).

Die große Luftfeuchtigkeit bedingt auch auffallende Unterschiede bei der Verwendung pflanzlicher Werkstoffe in Ost- und West-Eurasien, die sämtlich in Japan nach Struktur und Zellenleben auf größere Feuchtigkeit und Wasserbeständigkeit eingerichtet sind als bei uns, also auch viel empfindlicher für

trockene Wärme und große Temperatursprünge sind. Daher das Reißen von Bambusgerät, das Aus-den-Fugen-Gehen japanischer Holzwaren, das nachträgliche Sichwerfen und Verschieben in den Verbänden in unserem kontinentaleren Klima. Daher auch der vorherrschende Gebrauch von Lack statt Leim oder Leder, von Holzverzapfungen statt Eisennägeln, da die bei uns gebräuchlichen Werkstoffe während der Monsunregenzeit sich auflösen, schimmeln oder rosten würden.

Unter den Kulturpflanzen treten neben manchen bei uns gewohnten, wie z. B. Weizen und Raps, vor allem Bambus, Reis und Teestrauch hervor, das Landschaftsbild verändernd und beherrschend. Alle drei zeigen weit größere Ergiebigkeit auf kleineren Räumen gegenüber unseren einheimischen Kulturpflanzen, aber allerdings unter der Voraussetzung sorgfältigster Pflege und meist künstlicher Bewässerung. Billigere Arbeitskräfte und kleinere Besitzverteilung als bei uns, bei gartenartigem intensivem Anbau, der sich auch auf unsere Getreidearten erstreckt, sind weitere Daseinsbedingungen der auf Reis und Bambus gegründeten Landwirtschaft.

Besonders der Reis (Oryza sativa), eine Sumpfpflanze, die erste unter den fünf heiligen Feldfrüchten des chinesischen Kulturkreises, erfordert anstrengende Arbeit fleißiger Menschen in heißem Klima, gebückt stehend bis an die Knie in sumpfigem Boden, schmutzigem Wasser, und umständliche künstliche Bewässerung. Einzelheiten über den Reisbau in Japan finden sich bei Warburg[40]), über seine Verbreitung in Bachmanns[41]) Reisanbaukarten und bei Yamane[42]); über den Bambus in den Arbeiten von Spörry[43]) und Hofmann[28]); über den Tee ebenfalls bei Warburg und über seine Bedeutung für die Kultur Ostasiens in dem Buche von Okakura Yosaburo[44]).

In einer so stark kulturveränderten Landschaft wie der ostasiatischen bestimmen zunächst die Kulturpflanzen das Bild, dann erst der jungfräuliche Wald- und Heideboden. Ein hervorstechender Zug des japanischen Landschaftsbildes überhaupt liegt darin, daß hochwertiger, von der Kultur veränderter, und sich selbst und der Natur überlassener Boden nicht so vielfältig ineinander übergehen, sondern sich schärfer scheiden, als bei uns. Bei anthropozentrischer, d. h. vom Menschen und seinen Bedürfnissen ausgehender Betrachtung der Biogeographie haben wir also Reis, Tee und Bambus in erste Linie zu stellen, obwohl sie alle drei sich erst in geschichtlicher Zeit der einheimischen Küsten-, Wald- und Hochheidenflora hinzugesellt haben. Als echte Begleitwanderpflanzen, vor allem der aus den südlichen Meeren kommenden Einwanderer, haben sie sich mit diesen auf dem Inselbogen nordwärts vorgeschoben. Reis als das wichtigste Nahrungsmittel ist auch heute noch die Verpflegungsgrundlage in Japan. Ein koku (1,8 Hektoliter) gilt als das Jahresmaß auf den Kopf der Bevölkerung; bleibt die Ernte des Reiches unter diesem Maß, so ist die Reisdecke zu kurz, und zwar um das Maß in Millionen koku, um das sie hinter Millionen Köpfen zurückbleibt: Reisunruhen spielen deshalb in Japan genau dieselbe Rolle wie Getreideunruhen im alten Rom. Tee [*Cha*] ist auch heute noch, neben dem aus Reis gewonnenen alkoholischen Getränk *sake*, das Hauptgenußmittel der

Bevölkerung. Bambus ist die Hauptwerkpflanze, nützlich und verwertbar vom ersten, eßbaren Trieb und Sprossen bis zum rasch emporschießenden, eisenharten, für Hausbau, Schiffbau und Wasserleitung gleich wichtigen Schaft, den gespaltenen, für Bedachung und Flechtwerk geeigneten Zweigen, — eine Werkpflanze, die im praktischen Leben immer und überall in die Augen springt und in der bildenden Kunst aller Zeiten als beliebtestes Motiv wiederkehrt. Für die Wertschätzung des Bambus spricht auch, daß er der glückbringenden Pflanzendreiheit angehört, die ähnlich wie bei uns der vierblätterige Klee Glückwünsche zu festlichen Gelegenheiten und besonders zu Neujahr begleitet: Kiefer, Bambus und Pflaume, *Sho-Chiku-Bai.* In diesem Symbol sind das wichtigste und dauerhafteste einheimische Werkholz, die Kiefer (die eine ähnliche Rolle spielt wie unsere Eiche), die schönste und nützlichste Begleitwanderpflanze und der zuerst im Jahre aufblühende Baum zu einer sinnigen Dreiheit vereinigt. Es weist hin auf den allgemeinen Volkscharakterzug eines innigen Zusammenlebens mit der Natur, vor allem der Pflanzenwelt, und die liebevolle Pflege, die sie erfährt.

Die Kiefer in mehreren Abarten, daneben die Zypresse, und die namentlich in Hainen und alten Baumgängen in prachtvollen uralten Exemplaren vertretene, aber auch im Bergwald wild wachsende mächtige Zeder (Sugi) sind wohl die am meisten charaktergebenden, die Landschaft beherrschenden Nadelbäume. Mit ihnen mischen sich im Norden vorwiegend die Buche, in Mitteljapan der Ahorn und im Süden die Eiche, viel immergrünes Laubholz steckt dazwischen, häufig findet man auch die heiligen Bäume der großen Landesreligionen: *Ficus religiosa indica* ist den Buddhisten und der *Sakaki*-Strauch dem *Shintoismus* besonders ehrwürdig. Tropische Einschläge verschiedene Palmenarten und Agrumen geben der Landschaft um die Inlandsee ein mediterranes Gepräge, und im Frühling erhält sie durch die große Zahl blühender Pflaumen-, Pfirsich- und Kirsch-[*Sakura*]-Bäume und die überaus reiche Wildblumenflora, die selbst die Strohdächerfirste wehend schmückt, einen berühmt gewordenen Farbenreiz. Leider steht die Schmackhaftigkeit der Früchte nicht auf der Höhe der Schönheit der Blüten. Die vier- bis fünfwöchentlichen Sommerregen von Mitte Juni bis Mitte Juli, also gerade in der Zeit, wo das Steinobst Sonne brauchte, läßt die Früchte nicht zu süßer Reife gelangen. Sie beschränken auch den Weinbau auf wenige Striche im Regenschatten (z. B. bei *Kofu*). Nach den reichen Niederschlägen der Frühsommerregen folgt dann im Sonnenbrande des Hochsommers ein üppiges Schießen der Pflanzenwelt, besonders des Unterholzes, das bis weit in den Norden des Reiches hinauf, bis Hokkaido und Sachalin, namentlich in der Nähe der Flußmündungen tropischen Charakter trägt. Schließlich beendet im Sommer die Zeit der Taifune die Hauptwachstumsperiode und ein langer milder Herbst läßt der Natur Zeit zu langsamem Hinsinken und Welken und überzieht das ganze Land, soweit die Laubwälder reichen, mit wunderbar schönen Gelb- und Rotfärbungen, besonders des verbreiteten und beliebten Ahorn (*momiji*).

Doppelte Reisernte ist in weiten Strichen des Südens nichts Seltenes, drei-

fache Ausnützung der Felder mit Zwischenpflügung und Düngung in sorgfältig erprobter unmittelbarer Fruchtfolge die Regel. Höchst intensive gartenartige Landwirtschaft blüht an allen den Stellen, die menschliche Arbeit wirklich mit hohen Gegenwerten lohnen. Dafür bleibt der Natur alles Gelände überlassen, das solche Arbeit nicht wert scheint: die steinigen Hänge, der Bergwald und besonders der vulkanische Lockerboden der Hochheiden (Hara). Das von Carey aufgestellte und für Amerika auch wohl zutreffende „Siedelungsgesetz", nach dem zuerst die minder fruchtbaren, aber leichteren, bequemer anzubauenden Böden in Angriff genommen werden, später erst die ergiebigeren, ertragreicheren, aber schweren, trifft nach unserer Beobachtung für Japan, wie vielleicht überhaupt für die Monsunländer nicht zu. Hier hat sich im Gegenteil gerade auf den schweren, wohlbewässerten, kunstvoll mit Staudämmen und Kanälen verbauten Böden uralte menschliche Arbeit zur höchsten Intensität entwickelt. Dadurch wurde jener merkwürdige Bodenreformversuch der *Taikwa* im 7. Jahrhundert ermöglicht, bei dem jedem Staatsbürger das zu seiner Ernährung notwendige Stück Reisland (Naßfeld, *Ta*) auf den Kopf zugewiesen wurde, auf dem vielleicht noch die jetzige Kleinbesitzverteilung des japanischen Stammlandes beruht. So kann heute kaum mehr gesagt werden, wo natürliche Bodengunst endet und künstliche Bodenumgestaltung, das Werk vieler Geschlechter, beginnt.

Mit dieser starken Kulturveränderung hängt es auch zusammen, daß Pflanzen- und Tierwelt durch mehr als zweitausendjährige Züchterarbeit, die auf der über viertausendjährigen chinesischen beruht, nach chinesischem Vorbild vielfach verändert und gegenseitig angepaßt sind. Es zeigen sich Merkmale der Überzüchtung, Vorliebe für Bizarrerien und insulare Sonderentwicklungen, besonders Zwergformen, und beachtenswert ist die überreiche Entwicklung der Insektenwelt im Tierreich, des Unterholzes im Pflanzenreich.

Die Tierwelt ist, außer der verkleinernden Einwirkung der Insel, und ihrer Inzucht, die sich an den kleineren Formen des Pferdes und des Bären zeigt, auch sonst vielfacher Veränderung durch Züchtung unterlegen. Sie geriet namentlich auch unter den Zwang jener Auslese, die in China so weit verbreitet ist, und die jede Tiergattung genau darauf prüft, ob sie in dem dicht bevölkerten, chronisch übernutzten Lande ihr Dasein und ihr Futter noch wert ist, oder ob sie nicht etwa durch menschliche Arbeit, durch unmittelbare Symbiose zwischen Mensch und Pflanze, also unter Ausschaltung der großen Fresser und Einführung einer viehlosen Wirtschaft überflüssig gemacht werden kann.

Wie das japanische Wappen (*Mon*) fast nur in Kreisform angeordnete Pflanzen- und Insektenmotive zeigt, so verrät sich das andere biogeographische Gleichgewicht des östlichen Inselreichs durch die Tatsache, daß das neben den Meeresbewohnern anthropogeographisch wichtigste Tier ein Insekt, die Seidenraupe, ist. Ohne alle andern Landtiere könnte die Wirtschaft des Reiches zur Not bestehen, ohne die Seidenraupe aber bräche sie nieder, weil der landwirtschaftliche Zwergbesitz zur Aufrechterhaltung seines Daseins

auf die Nebeneinkünfte aus der wichtigen Hausindustrie angewiesen ist, deren Ertrag etwa 40% des Weltseidenertrages im ganzen ausmacht. (Daß von der japanischen Seidenerzeugung 60% in die Vereinigten Staaten von Amerika geht, ist eine wichtige Mahnung zum Friedenhalten!) Dieses seltsame Verhältnis eines Luxusinsekts zur Haustierzucht ist eine wunde Stelle im biogeographischen Haushalt des japanischen Reiches. Stand schon vor dem Kriege der ganze übrige Ertrag der Tierzucht mit nur etwa 30% der Einnahmen aus der Seidenraupenzucht allein weit hinter dieser zurück, so hat sich dieses Mißverhältnis durch die anziehenden Seidenpreise während des Krieges noch verstärkt. Noch immer spielen Fleisch- und Milcherzeugnisse im Ernährungswesen eine ganz untergeordnete Rolle gegenüber der Meer- und Pflanzennahrung und fehlt es, trotz aller Anstrengungen der Regierung, noch weit an einer wirklichen Volkstümlichkeit der an sich gewiß lohnenden Kleintierzucht. So befriedigend also der biogeographische Ausbau der Pflanzenwelt auf Grund eines großen natürlichen Formen- und Artenreichtums ist, so kärglich ist der Anteil der Tierwelt an der wirtschaftlichen Fortentwicklung des japanischen Erdraums unter der Einwirkung des Menschen. Einige Zahlen über Japans Viehbestand mögen das erhärten: Das Stammland besaß 1910 (1920) an Rindern nur 1,4 Mill. (1,3), an Pferden 1,565 (1,560), an Schweinen 279 000 (360 000), an Ziegen 92 000 (110 000), an Schafen 3 357 (3 129), — also zeigen sich nur bei Schweinen und Ziegen steigende Zahlen und durchweg nicht nennenswerte im Verhältnis zum europäischen oder amerikanischen Viehbestand.

Daß in einem seit langem so stark bevölkerten und von der Kultur veränderten Lande die wilde Fauna keine große Rolle mehr spielen kann, liegt auf der Hand. Es gibt auf der Hauptinsel noch eine kleine Form des Bären, auf dem Hokkaido eine große (sibirische) Art, die in Volkssitte und Glauben der *Ainu* von großer Bedeutung sind, auf den Südinseln vereinzelte Affen. Der Wildbestand ist sehr kärglich, und die in heiligen Hainen gehegten Hirsche (*shika*) scheinen zahlreicher als das freie Wild im Bergwald. Fuchs und Dachs, die noch häufig vorkommen, sind als Gespenstertiere im Volksaberglauben noch weit mehr lebendig als auf der freien Wildbahn. Von wildlebenden Vögeln fallen am meisten auf und sind auch beliebte Gegenstände der darstellenden Kunst: Seeadler, Falken und Krähen, Wildenten, Fasanen und Reiher, — diese letzteren auch als Ziervögel in Parks gehalten. Den größten Ruf als Singvogel genießt die sogenannte japanische Nachtigall (*uguisu*), deren Gesang sich aber mit dem der europäischen nicht messen kann, wie überhaupt der Vogelgesang im japanischen Wald enttäuscht.

Spricht schon aus dem ganzen Bild der Tierwelt ein anderes biogeographisches Gleichgewicht als das uns gewohnte, so noch mehr aus der überragenden Bedeutung der Meeresflora und -fauna für den Haushalt des einzelnen und des Gesamtvolkes[45]); anschauliche Schilderungen von dem erstaunlichen Reichtum des Lebens im Meere gibt ein deutscher Forscher, Doflein[46]). So unterscheidet die Naturwissenschaft allein etwa 400 Algenarten, der Kenner des japanischen Seemarktes mit Unterarten sogar 600,



von denen ein großer Teil gegessen werden kann, der übrige zur Leim- und Düngererzeugung verwendet wird und ganz erhebliche Ausfuhrzahlen einträgt. Die hochentwickelte Tang- und Algenfischerei verfügt über eine Fülle uralter, sinnreicher, auf genauester Beobachtung beruhender Methoden, und ebenso hoch entwickelt ist die Fischerei auf alle übrigen Meeresbewohner der Tief- und Flachsee. Ein einziger Besuch eines japanischen Fischmarktes lehrt, wie entscheidend die Meerernährung die allzu frugale, auf dem Land gewonnene qualitativ und quantitativ zu ergänzen hat, und zeigt ein unübersehbares Heer von oft ganz absonderlichen Lebewesen: in allen Größenabstufungen vom großen Hai und der Riesenkrabbe, dem Thunfisch, Lachs, Hering und Karpfen [*Tai*] bis zu den seltsamsten und winzigsten Formen zahlreicher eßbarer Muschelarten.

Bei der Verwendung von Tier- und Pflanzenmotiven in der bildenden Kunst werden bestimmte Tier- und Pflanzenarten nach alter Konvention immer zusammengebracht, so daß sie stets gemeinsam auftreten müssen und eine Vereinigung von Unzusammengehörigen eine Stillosigkeit bedeutet: So bilden Fasan und Päonie eine Gemeinschaft.

Aus der reichen Blumenpracht bevorzugt der Volksgeschmack die in Tausenden von Spielarten gezogene und veränderte Reichswappenblume Chrysanthemum (*Kiku*), Azaleen, Kamelien, Päonien, Iris und Glycinien, unter den blühenden Obstbäumen Pflaume, Pfirsich und Kirsche.

Zu der altjapanischen, in sich geschlossenen und stark kulturveränderten Welt ist nun durch die Reichserweiterung manches neue hinzugetreten: Korea hat Großjapan um ein gewaltiges Raubtier bereichert, den weißen, auch in der Mandschurei und Sibirien vorkommenden Tiger, Sachalin um Erscheinungen der nordischen Flora und Fauna bis zu denen der Tundra; und die Südsee um rein tropische Bildungen und reichen Zuschuß aus der formenreichen Welt der Korallenatolle, der Schwämme und der Perlausternbänke. Als wirtschaftsgeographisches Kuriosum mag die künstliche Perlmuschelzucht erwähnt werden, die von der Firma *Mikimoto* in weiten Flachsee-„Farmen“ betrieben wird, als Zeichen, wie sehr auch in der Anpassung der Japaner an die biogeographischen Möglichkeiten ihres Erdraumes uralte Rassentriebe aus der Südsee und den warmen Meeren vorwalten, während nordische Formen als wesensfremd angesehen und einstweilen noch mehr durch Raubbau genützt werden.

II. Inselrasse und Reichsbevölkerung; der Mensch im japanischen Erdraum.

Herkunft.

Herkunft und Mischungsverhältnis der jetzigen Inselrasse von rund 60 Millionen ist aus der Antrift der drei Hauptmeeresströmungen abzuleiten, deren Spiel die Inselbögen umspült und durchpulst, und von denen die drei verschiedenen Rassenbestandteile herangetragen wurden, aus deren Verschmelzung die heutige japanische Rasse entstand: die paläoasiatische, ainu-verwandte Grundrasse, wohl nordischen Küstenschlags, dann die im Bestand am schwächsten vertretene koreanisch-mandschurische, nord- und südchinesische Beimischung, und schließlich der wirksamste, aus den südlichen Meeren über die Inselbrücken herangezogene malaiische Bestandteil.

Aus alledem entstand ein im Durchschnitt mehr stämmiger und kleiner, als hoher und schlanker Menschenschlag, mit starkem dunkelbraun bis schwarzem Haar und spärlichem Bartwuchs, gelblicher bis hellbrauner Hautfarbe, mit häufiger, aber nicht durchweg vorhandener Mongolen-Lidfalte und prognathem Kieferbau, vorspringenden Backenknochen und etwas schräg gestellten Augen, — von diesen allgemeinen Merkmalen abgesehen aber stark differenziert, mit allen Übergängen vom primitiven bis zum überzüchteten, verfeinerten Rassentyp mit zarten Gliedern und schmalen Schädeln.

Dieses Rassengemisch wurde zu einer neuen Einheit, als es in einer Stärke von etwa acht Millionen im 6.—7. Jahrhundert n. Chr. gleichzeitig Buddhismus und Schrift, chinesische Staatsphilosophie und Staatsstruktur über Korea aus China übernahm. Es verarbeitete dann nach und nach den Rest der *Ainu*-Urbevölkerung der Hauptinsel, als es sich in einem Bevölkerungsgleichgewicht von etwa 26—27 Millionen jahrhundertelang stabil erhielt und nach außen völlig abschloß. Seit der 1854 von außen her erzwungenen Landöffnung hat es, selbst in raschem Anwachsen begriffen, sich außerdem die heute 18 Millionen starken Koreaner, die $3\frac{1}{2}$ Millionen von Formosa, die $\frac{1}{2}$ Million der Südmandschurei und die Bevölkerungssplitter der Südseeinseln bis zum Äquator einverleibt. Die japanische Völkerkunde von heute darf also mit Recht darauf hinweisen, daß Neujapan nun Bestandteile aller der Ost- und Südostasien bewohnenden Rassen umschließe[49]), mit einer vorherrschenden Rassenmischung von hervorragender körperlicher und seelischer Einheitlichkeit[50]).

Trotz dieser starken, besonders gefühlsmäßigen Einheit der Inselrasse lassen sich die einzelnen Rassenströme aber noch deutlich voneinander scheiden, vor allem an äußeren, wohl aber auch an psychischen Merkmalen. Dafür sind die tatsächlichen Beobachtungen von Baelz[51]) heute noch gültig, wenn auch ein Teil der Schlüsse und Hypothesen, mit denen er sie verband, namentlich die von einer vornehmen und einer niedern Rasse, nicht mehr aufrechtzuerhalten sind, und in Japan so wenig ernst genommen werden, „wie wenn man in Europa eine Eastend- von einer Westendrasse scheiden



wollte". Eine Fundgrube für exakte Forschungen auf diesem noch wenig bestellten Felde liefert die Genauigkeit und das hohe Alter der japanischen Familiengeschichte [22]). Das Zurückverfolgen der Rassenzusammenhänge ihrer Familien ist auch bei keineswegs fürstlichen oder bevorzugten Geschlechtern in dem von außen her ja immer ungestört gebliebenen Lande etwas ganz Selbstverständliches. Freilich will man dabei die Zusammenhänge mit den Ainu weniger gern zugeben als die mit malaiischen oder mongolischen Ahnen; und doch sind die bezeichnendsten Rassenmerkmale der Ainu, der starke Haar- und Bartwuchs und die flachen Knochen, noch leichter nachweisbar als die malaiischen, südchinesischon oder koreanischen Merkmale, die aber auch in Rückschlagserscheinungen immer wieder zusammengefaßt werden.

Schlingen sich in der Herkunft der herrschenden Rassenzweige die verschiedenen Rassengrundlagen in immer neuen Verbindungen ineinander, so auch in den Paria des ständischen Altjapan, den Eta. Dieses rassentechnische Rätsel — neuerdings auch klassenkampfverschärfend — setzt sich zusammen teils aus den durch die buddhistische Religion zu Paria gestempelten Tötern und Verwertern von Tieren, die unehrlich sind, wie es einst in Europa der Schinder und Henker war, teils aus fahrendem Volk, aus Einzelnen, die ihre Familie verloren hatten, aus Samurai und Ronin, die infolge unsühnbarer Schuld wieder auf den Volksboden untertauchen mußten, schließlich aus den nach Japan verschlagenen Fremden, so den Resten der koreanischen Gefangenen von der Expedition vom Ende des 16. Jahrhunderts, von Überresten der Besatzung von Kublai Khans Flotten aus dem 13. Jahrhundert, — aus den verschiedensten Quellströmen also, die das Sammelbecken dann zu verarbeiten hatte.

Über das genaue Mischungsverhältnis der Rassen wird eine Einigung nur schwer zu erzielen sein. Einige Gelehrte nehmen als wahrscheinlich an ein Verhältnis von 10% Paläoasiaten und Ainu, 30% Einwanderern chinesischen, mongolischen, mandschurischen und koreanischen, 60% vorwiegend südlichen, malaio-mongolischen Blutes. Sie enthüllen damit, daß die offizielle Wissenschaft neuerdings mehr Wert auf die Zusammenhänge mit der Südsee legt, also auf die malaio-mongolischen, als auf die mongolisch-chinesischen oder die nordischen, während man früher wohl gar kaukasoide Züge in den Ainu gesucht hatte, ja in biblischen Zusammenhängen die verlorenen 10 Stämme mit der Inselrassenmischung in Verbindung brachte. Sicher ist, daß man an Hand der Familienchroniken die in geschichtlicher Zeit noch in großer Zahl herbeigeströmten Einwanderer aus Korea, Nord- und Südchina gut verfolgen kann, wie auch die Umwandlung, der sie unterlagen; daß man z. B. in den abweichenden Typen von Südkiushiu, besonders Satsuma, und Südshikoku, besonders Tosa, starke malaiische Zusammenhänge findet, daß ein Unterscheiden hochkultivierter Philippinofamilien von südjapanischen selbst den Angehörigen beider Rassen schwer wird, und daß zweifellos der japanische Einwanderer die Südseeinseln als durchaus wahlverwandtes Siedelungsland betrachtet. Während

die kontinentale und nordische Höhenwanderung immer wieder staatlich angeregt, gefördert und beschützt werden muß, ohne doch jemals wirklich populär zu werden, fließt die nach den südlichen Meeren von selbst, besonders aus den Räumen mit dem größten Bevölkerungsdruck um die Inlandsee. Aus allen diesen Anzeichen, sowie aus den unverkennbar an südliches Klima und Küstensiedlung angepaßten Volkssitten in Wohnungsbau, Heizung, Kleidung, Werkstoffen, Badegewohnheiten ist zu schließen, daß die Südherkunft im Rassengefüge überwiegt, daß die nordische Unterlege spärlicher an Zahl und vielleicht auch an Lebensenergie war.

Auch jetzt ist die Volksdichte der noch vor einem Jahrtausend von *Ainu* besiedelten Nordstriche von *Hondo* viel dünner als die des ursprünglichen Siedelungslandes der eigentlichen *Yamato*-Rasse: 96 gegenüber 200. Die Kopfstärke der schnell zusammenschmelzenden *Ainu* beträgt heute noch etwa 18000; diese paläoasiatischen, schweifenden (bodenvagen) Stämme bedecken mit dünnen Scharen weite Räume. Da sie früher in Nordjapan von der *Yamato*-Rasse überwachsen wurden, in einem ähnlichen Vorgang wie bei uns Wenden und andere Westslawenstämme von der germanischen Kolonisten- und Herrenschicht, so sind sie mit stärkerem Blutanteil in diesen aufgegangen, als es die Siegerrasse anerkennen will. Eine Steigerung gewisser Eigenschaften ist dadurch zustande gekommen, daß sich Malaien und Paläoasiaten in einigen wesentlichen Merkmalen ähneln: in gewissen Formen der Ahnenverehrung und des Dämonenglaubens, der künstlichen Herbeiführung von Ekstase- und Rauschzuständen, z. B. durch Schwammabsud und Hypnose, wie eigenartigen Formen von Stupor; ferner in der ausgesprochenen Vorliebe für Küsten- und Meerernährung, Geschick zu Fischerei und Holzgewerbe, Gewandtheit zur See, sogar, wie Wirth mit Recht hervorhebt[52]), in einer zeitweiligen Grausamkeit des Augenausdrucks, die bei künstlich hervorgerufenen Erregungs- und Starrheitszuständen der Züge hervortritt.

Geopolitische Wünsche und Ziele können wissenschaftliche Ergebnisse auf diesem Feld fördern, aber auch verdunkeln; besonders so weit über See gespannte japanische Fühler, die gegen den übermächtigen angelsächsischen Druck Verwandtschaften und Schutzverbände auch in Mexiko, Mittelamerika, Peru und Chile suchen wollen und die Gegenufer des Großen Ozeans tastend umspannen.

Anlage und Charakter der Inselrasse.

Will man völkerpsychologische Grundzüge neben Rassenmerkmalen verfolgen, so erkennt man unter einer scheinbar vollkommenen Rasseneinheit, ähnlich wie in England, so auch hier, die Fugen der einstigen Zusammensetzung und hat zunächst zu unterscheiden: was ist ursprüngliche Art der einzelnen Rassenzweige und was ist bewußter Schliff und Firnis, zum Teil in gewollter Gegenarbeit zur Bekämpfung erkannter Temperamentsfehler anerzogen?

Ungestümer Freiheitsdrang, „viriler Adel" sind oftgerühmte Eigenschaften des Malaien; vorwiegend beherrschte, aber manchmal dämonisch ausbrechende



Leidenschaft, nachtragende Gesinnung, zäh das Ziel verfolgende Rachsucht finden sich sowohl bei Malaien wie bei Paläoasiaten, die beide in der Inselrasse vertreten sind. Wenn sich dazu noch hochfahrende Züge des chinesischen Charakters gesellen, entschiedener geistiger Hochmut unter höflicher Form, streng beherrschtes, die Ausbrüche lang zurückhaltendes Zeremoniell, so tragen alle diese summierten Eigentümlichkeiten nicht dazu bei, eine solche Volkspersönlichkeit leicht durchschaubar, bequem im Umgang, kurz „gemütlich" zu machen. Oft wird dem Japaner gerade seine Feinfühligkeit, seine Achtung vor der persönlichen Atmosphäre des andern, seine übersteigerte Höflichkeit und Form — bis zu jenem Gipfel der Selbsterziehnng, dem berühmten japanischen Lächeln — als Falschheit und Heimtücke gedeutet, während es sicher bei hochwertigen Menschen die Selbstüberwindung einer höchst verfeinerten Seelenkultur, freilich bei starker Verschlossenheit, bekundet. Aber es ist eben vielfach eine Überwindung ursprünglicher, starker und leidenschaftlicher Triebe, die Verdrängungen schafft; und durch die scheinbare Bescheidenheit wird tatsächlich unbändiger Stolz verschleiert.

In mancher Hinsicht scheint der ganze ferne Osten demokratischer im Gefüge als irgendeines der freiheitlichsten Länder im Westen; aber dahinter steht das Erbe einer sozialaristokratischen Vergangenheit, ein ausgesprochen selektiver Zug[53]). Grausamkeit und Abstumpfung gegen fremdes Leiden, aber auch klagloses Ertragen des eigenen, ist ein allen Mischungsteilen der japanischen Rasse gemeinsamer und deshalb auch natürlich in ihr selbst besonders hervorstechender Zug. Sowohl Malaien als Paläoasiaten kennen die schon erwähnten Stuporzustände, die noch durch Autosuggestion und medizinische Hilfsmittel gesteigert werden können, und von denen Hellseherei und Amoklaufen bekannte Exzesse sind. Rücksichtslose Tapferkeit und unbegrenzte Opferfähigkeit für die Gesamtheit hängen mit dieser Gleichgültigkeit gegen individuelle Leiden und der Geringschätzung der Einzelpersönlichkeit zusammen.

Feiner Natursinn und das Bedürfnis eines innigen Zusammenlebens mit der Natur sind über den Gesamtbereich der ostasiatischen Inselbogen verbreitet, wie auch die altangestammte Seetüchtigkeit der Malaien, Vertrautheit mit dem Meer, aber auch mit dem Gebirge, die Fähigkeit des Sichzurechtfindens mit einer üppigen Pflanzenwelt. Die Ablehnung der Siedelung in der Ebene, besonders in der Hochebene, die Abneigung gegen weiträumige Kulturen, gegen dauernden Aufenthalt im Hochland und im nordischen Klima verraten den Südseeinstinkt der seewandernden Malaien. Der Bambus als Wanderpflanze ist von ihnen unzertrennlich und ebenso kennzeichnend wie für den Paläoasiaten der geschälte Weidenzweig, das Inao, das noch heute in Japan vielfach in Sitte und Aberglauben spukt.

Im Gegensatz zu diesen Instinkterbschaften ist wohl der starke Familiensinn und die Verehrung des Alters durch chinesische Vorbilder gefördert worden, während die warme Liebe zu Kindern ursprüngliche Anlage scheint, aber durch diesen Familiensinn noch stark gefördert wurde. Seltsam ist, wie völlig die auf den *Riukiu*-Inseln noch nachweisbaren Züge des alten

Mutterrechts, einer vorherrschenden Stellung der Frau in der Familie, seit langem verschwunden sind[54]). Japan ist einer der ausgesprochensten Männerstaaten der Erde, so ausgesprochen, wie es vielleicht nur die alten griechischen Stadtrepubliken gewesen sind. Die Frau ist bis zum 19. Jahrhundert in ihrer Eigenart und Persönlichkeit vollständig dem Staatszweck geopfert worden. Ihr blieb nur die Wahl zwischen der Rolle der Okusama, des „verehrten Inneren (des Hauses)", d. h. der völlig auf dieses Haus beschränkten Haushälterin und Mutter, und der Geisha oder Hetäre, als solche allerdings mit nicht geringem Einfluß auf politisches und kulturelles Dasein. Also fanden sie fast nur in dieser letzten Eigenschaft als Geisha die Möglichkeit, ihr eigenes Leben zu führen und, wenn auch indirekt, über den Familienkreis hinaus zu wirken. Von einer Frauenfrage in unserm Sinn ist erst seit dem jetzt lebenden Geschlecht die Rede; diese Frage wird freilich immer akuter werden, je mehr die von moderner Bildung beeinflußten Mädchen nach der Verheiratung unter der von der alten Sitte auferzwungenen Unterdrückung leiden.

Ungeheure Umformungen haben die letzten zwei Geschlechter in Japan erfahren und viel Nervenkraft zur Anpassung an die Riesenaufgabe seiner Übernahme der westlichen Kultur aufgewandt; aber Rassencharakter und Rasseninstinkt haben sich weniger gewandelt, als der äußere Eindruck vortäuscht, und streben sichtlich wieder Gleichgewichtszuständen zu.

Hochspannung von leidenschaftserfüllter Kraft, stoßweißes Ausbrechen, und dann wieder träumendes Hindämmern, bis neue Energie angesammelt ist, — solches Verhalten glaubte einst die vergleichende Erdkunde bei den Bewohnern der vulkanischen Schüttergebiete zu erkennen und schrieb es dem Einfluß reichgesegneter, aber auch katastrophenbedrohter Landschaften zu. Es wäre dann Sache der Selbstzucht, sich über die Erdraumgebundenheit so weit zu erheben, als es Charakter, Wille und Erziehung ermöglichen. Diese ist vornehmlich dem *Buddhismus* und der chinesischen Kultur zu danken, die Veredelung des Bodenständigen aber der einheimischen *Shinto*-Lehre. Die eigene und die fremde Religionsform haben sich dabei fortentwickelt, gegenseitig befruchtet und mit einigen Ausnahmen nie so erbittert untereinander befehdet wie die Hauptbildungskräfte des Abendlandes, griechische Weltweisheit und Kunst, römische Staatskraft und vorderasiatische Religionen. So ist ein harmonischer Lebensstil entstanden, auf den man sich jetzt wieder zu besinnen anfängt, nachdem man die Schwächen eines sorgfältig studierten Kulturvorbildes durchschaut hat, das man ein halbes Jahrhundert lang nachzuahmen getrachtet hatte. So scheint wieder ein Besinnen auf sich selbst im Anzug, ein bewußtes Zurückgehen auf die eigenen Kultur- und Wirtschaftskräfte Ostasiens, das darüber hinaus zu einem Zusammenschluß der Monsunländer führen könnte. Indische und chinesische Motive erklingen wieder stärker, die allzu derb vorangestellte Persönlichkeit macht den im Osten so beliebten „Schritt zurück", das Unpersönliche in der Politik, im Kaisertum, im Parteigetriebe, in Volkssitte und Völkerverkehr könnte vielleicht wieder, wie ehedem, zum guten Stil

werden, — wie es Rabindranath Tagore durch seine Rede in Tokio den Japanern so warm nahelegte.

Feinfühligkeit, Herzenstakt und Rücksicht auf die persönliche Atmosphäre, namentlich auch in Dingen der Weltanschauung und in Konfessionsfragen, überhaupt die Achtung einer seelischen Grenze, die man nicht uneingeladen überschreitet, verbindet sich aber — man vergesse das nie! — mit lang nachtragender, rachsüchtiger Gesinnung, einer Eigenart aller langlebigen aristokratischen Staatsordnungen, aber auch der Rasse, der eine solche Staatsordnung so lange kongenial gewesen ist. Nur die eiserne und folgerichtige soziale Erziehung zur Form dieses Staatswesens machte eine andere Auswirkung im Volkscharakter erträglich: das Gefühl, gegenseitig füreinander verantwortlich zu sein, und die Tatsache, daß man auch wirklich Familie, Gemeinde, Gauzelle für Verstöße und Entartung einzelner haftbar machte. Daraus entsprang eine immerwährende gegenseitige Überwachung, ein Beschnüffeln und Beargwöhnen, das nur dadurch gemildert wurde, daß Takt und Höflichkeit einen Firnis darüber breiteten. Wie die Familie, der Clan und Stamm [*han*], für den einzelnen eintritt, so verlangt er eben auch, daß dieser ihm selbstverständlich das Opfer seiner Persönlichkeit bringe; und der Ahnenhohenpriester, der Kaiser, geht mit dem Beispiel des Unpersönlichen, ganz hinter seiner Rolle als nationales Symbol zurücktretenden Wirken voraus.

So starke Anpassungsfähigkeit in der einen Richtung, gegenüber den Volksgenossen, hat natürlich einen Mangel an Anpassungsfähigkeit fremder Sitte gegenüber zur Folge. Daher vor allem kommt der Vorwurf, der beständig die japanische Einwanderung trifft, den Wirtsvölkern gegenüber unangleichbar zu sein. Je vollkommener Instinkt und Volkscharakter sich ganz bestimmten, einseitigen Erdraumverhältnissen angepaßt haben, um so schwerer fällt es ihnen, sich in ganz andere Bedingungen zu finden. Sie sind zu sehr ausgeprägt, zu differenziert, um sich rückbilden zu können. Nur in sehr verwandten Siedelungsgebieten überwinden Instinkt und Charakter diese durch die Verwöhnung des eigenen Erdraums anerzogenen Hemmungen, so auf Hawaii, auf den Südseeinseln, in den pazifischen Küstenländern, nicht aber im Binnenhochland Westamerikas oder in den nordasiatischen Tafelländern. Als Völkerdünger sind die Japaner deshalb nicht zu verwenden; in Hawaii, wo sie als solcher durch amerikanische Pflanzer importiert worden waren, sind sie tatsächlich den ihre Einfuhr Veranlassenden über den Kopf gewachsen. Der Chinesisch-Japanische Krieg aber entschied darüber, daß Japan die Kraft in sich fühlte, als Herrenvolk seine Eigenart einem genügend großen Teil des Planeten aufzuprägen und dadurch zu erreichen, was Graf *Komura* 1909 in einer vielbeachteten Programmrede als Postulat hingestellt hat, sich nämlich zwischen den 118 amerikanischen, den 130 (?) russischen Millionen und der halben chinesischen Menschenmilliarde behaupten zu können. Nun hat sich erst zu zeigen, wie sich die neue Herrenrasse gegenüber der Selbstbestimmung kleinerer Völker verhalten wird. Bisher ist es allerdings ein eiserner Griff, den diese Völker erfahren,

aber immerhin unter samtenem Handschuh. Japan bemüht sich anerkennenswerterweise, unnötige Verbitterung zu vermeiden, es fördert die materielle Wohlfahrt ganz anders tatkräftig als etwa England in Irland, so daß *Korea* wie *Formosa* materiell eine Blüte erfuhren, die sie vorher nicht kannten, freilich erkauft durch erzwungenes Einfügen in die sehr bestimmte japanische Eigenart.

Eigentümlichkeiten, Sitten und Gebräuche.

Ein von allen Seiten beeinflußtes und bedrängtes, zwischen Nachbarn eingekeiltes Volk in Mitteleuropa vermag sich eine solche Ellenbogenfreiheit, wie die der bevorzugteren Inselvölker kaum vorzustellen. Schwerer als an den uns mehr oder weniger verwandten Nachbarvölkern können wir bei Betrachtung des japanischen Volkes unterscheiden, was von dem, was ihm eigentümlich scheint, ursprüngliche Eigenheit, was kultivierte Eigenschaft ist, was aus altem Rasseboden, aus frühen Zuständen bodenständig emporwuchs und was von außen her übernommen und mehr oder weniger angepaßt wurde. Der Gegensatz zwischen leidenschaftlicher Hingabe an neue Eindrücke und zähem Festhalten an ererbten Werten, zwischen wilden Temperamentausbrüchen und strenger Verhaltenheit wurde schon in einem anderen Zusammenhang damit erklärt, daß Zeremoniell und Selbstzucht als eine Art Schranke gegen das leidenschaftliche südliche Temperament der Rasse in der Sitte aufgerichtet wurde. Die würdevolle Formsicherheit ist eine Folgeerscheinung teils der chinesischen Kultur und der buddhistischen Erziehung, teils der sozialaristokratischen feudalen Tradition, und sie ist mit dem Rückgang dieser Erziehungsmächte sichtlich im Schwinden begriffen.

Aber der Gegensatz zwischen dem verfeinernden Schliff übernommener älterer Fremdkulturen und wieder die Fühlung mit der Landesnatur suchender nationaler Reaktion jüngeren Rassebodens und völkischer Eigenart ist älter, als das mittelalterliche Feudalgefüge. Er zeigt sich schon beim Aufkommen der buddhistischen Neuerung gegen den angestammten Geschlechterstaat, auch im Stilgegensatz zwischen chinesisch beeinflußter und einheimischer Kunst.

Ein ähnlicher uralter Gegensatz zeigt sich in der mangelhaften Anpassung der doch schon bald zwei Jahrtausende nordverschlagenen Südrasse an das rauhere Klima, dem Wohn- und Bauweise sowie Kleidung in ihrer ungenügenden Schutzfunktion nicht entsprechen. Holz- und Papierwände sowie leichte Seiden- und Baumwollstoffe passen noch zu den klimatischen Verhältnissen der Südinseln, schon kaum mehr zu dem Klima von Hondo in seinem nördlichen Teil und gar nicht mehr zu dem des Hokkaido, um von den noch weiter nördlich gelegenen Kolonialbesitzungen ganz zu schweigen. Dort (in *Sachalin* und auf den *Kurilen*, wie auch auf dem Festland) wurden eben einfach die dem Klima angepaßten russischen Steinbauten übernommen; auffallend ist aber, daß die Japaner, obwohl sie die praktische Überlegenheit solcher Bauten verstandesmäßig einsehen, sich doch nie ganz heimisch in ihnen fühlen, ja, daß sogar ihre sprichwörtliche Ordnung und Reinlich-



keit mit der Übersiedelung in diese offenbar nicht kongenialen Bauformen verloren zu gehen scheinen.

Der äußere Eindruck der Klein- und Großsiedelungen (über deren wirtschaftliche Bedeutung weiter unten gesprochen wird) ist schlicht und einförmig. Die Anlage, besonders die größerer Städte, hat einen für unseren Geschmack allzu regelmäßigen, geometrischen, gewollten Zug, nur unterbrochen durch einige freigelassene großräumige Plätze, durch Tempelanlagen mit Mauern, Freitreppen und Terrassengärten, seltener durch Kastelle mit mächtigem zyklopischem Unterbau, die das Gewirr enger Gäßchen wohltuend unterbrechen. In den verwestlichten Stadtbildern der Groß- und Hafenstädte schlagen sich Neubauten aller europäischen Stile dazu, die mit Fabrikschornsteinen und Masten der elektrischen Straßenbahnen nicht zur Verschönerung der Stadtbilder beitragen. In den wenigen noch ganz echt gebliebenen Stadtsilhouetten geben die Leitnote die schön geschwungenen mehrstöckigen Tempeldächer und die Hochbauten und Wehrtürme der Feudalburgen, deren noch etwa 200 erhalten sind. Eine wohltuende Unterbrechung des Gewirrs von unscheinbaren graubraunen Holzhäusern entsteht durch die meist terrassenförmig angelegten Friedhöfe und Tempelhaine oder die nicht seltenen, auch im Stadtinnern noch erhaltenen, von charaktervollen Kiefern gekrönten Hügel, privaten Gärten und öffentlichen Parks.

Das Haufendorf ist selten, das Straßendorf überwiegt bei weitem. Die kleine aus ein paar gleichläufigen Straßen zusammengefügte Stadt war häufig der Kern von Neubildungen. Die einzelne Siedelungsgruppe, auch der Bauernhof, ist kleiner und unansehnlicher als bei uns, weil keines oder nur wenig Großvieh untergebracht werden muß, auch weil das günstigere Klima mehr Arbeit im Freien ermöglicht und die Erdbebengefahr niedrige und elastischere Bauten bedingt. Einem so holzreichen Lande ist der Holzbau natürlich, die Zwischenwände bestehen aus sauberem Fachwerk und Papier, vielfach auch aus einer starken, gut verfugten Bambusstruktur.

Die Wohnhäuser gleichen sich sehr in der Anlage, sie sind nicht von einer Fassade aus konstruiert, sondern vom inneren Raumbedürfnis her gewachsen, das von der Einheitsgröße der Schlafmatte (*tatami*) ausgeht, die ein durch das ganze Reich allen geläufiges Flächenmaß bedeutet, so daß allgemein von Viermattenzimmern, Sechsmattenzimmern usw. gesprochen wird. Das Haus ist nach außen durch verschiebbare feste Holzwände abschließbar, die aber nur bei Nacht und tagsüber bei großer Kälte, Sturm und Regen geschlossen sind. Sonst steht das Haus fast immer offen, ist jedem Lufthauch zugänglich, infolgedessen sehr gut ventiliert, freilich auch für unsere Begriffe im höchsten Grade zugig. Die Innenräume sind entweder durch leichte feste Wände mit eingebauten Schränken abgeteilt oder durch bewegliche Schiebewände aus Fachwerk mit Papierverspannung. Das Haus ist etwa einen halben Meter über dem Boden auf einen Pfahlrost gestellt, der unverkennbar malaiischen Ursprungs ist. Der ganze Bau ist im höchsten Grade feuergefährlich; und da vor Einführung der elektrischen Beleuchtung nur offene Lichter oder Papierlaternen verwendet wurden, wozu noch die

Feuerung durch ebenfalls offene Holzkohlenbecken kam, ist die erschreckende Häufigkeit von Feuersbrünsten weiter nicht verwunderlich. Etwas massiver und großräumiger ist oft die nur tennenartig angebaute Küche und der in ziemlicher Entfernung vom Hause freistehende massive und feuerfeste Vorratsraum (*Kura*), in dem alle Wertgegenstände, Kunstschätze usw. verwahrt werden. Lassen es Raum und Mittel irgendwie zu, so ist das Haus mit einer reinlichen Holzplanke eingefriedigt. Man betritt durch ein schön geschwungenes Holztor den Hof und im Hause zunächst eine Art Vorhalle, erst dann die eigentlichen Wohnräume. In wohlhabenden Häusern liegen die bevorzugten Räume nie nach der Straße, sondern immer nach hinten, und öffnen sich meist mit einer Art Gartensaal entweder nach der Landschaft oder in der Stadt auf einen Garten. Die Räume, in denen man sich wohl fühlen soll, sind also möglichst von der Öffentlichkeit abgewandt. Nirgends, auch nicht im schlichtesten Häuschen fehlt der Baderaum, in dem sich bei einfacher Ausstattung nur ein paar große Holzkufen zum Untertauchen und eine Reihe von kleineren Gefäßen zum Abgießen befinden, der aber in besseren Gasthöfen und wohlhabenden Privathäusern jetzt häufig mit Fliesen ausgekleidet und sehr behaglich ausgestattet ist. Diese Baderäume sind nicht nur vorhanden, sondern werden auch von der ganzen Bevölkerung täglich benützt.

Ein anmutig bewegter Eindruck entsteht bei allen größeren Hausbauten dadurch, daß es sich dabei weniger um ein Haus handelt, wie bei uns, als um eine Gruppe von Gebäudeteilen, die durch innere Höfe und Ziergärtchen getrennt und durch offene gedeckte Gänge verbunden werden. Im Garten fehlt fast nie das Aussichts- oder Teehäuschen und ein kleiner Teich; größere Gärten suchen ein Stück Landschaft mehr oder weniger stilisiert nachzuahmen. Die Parks der Vornehmen sind Meisterwerke feindurchdachter Landschaftsgärtnerei.

Bei der Inneneinrichtung wird der Gegensatz zwischen europäischer und japanischer Wohnweise noch fühlbarer. Mit Ausnahme einiger weniger Truhen, kleiner Schränke mit Schubladen und der schon erwähnten Wandschränke fehlt alles Mobiliar. Die fast völlige Abwesenheit von täglich abzustaubenden und auszuklopfenden Dingen, von Polstermöbeln, Teppichen und Vorhängen erleichtert der Hausfrau zweifellos das Dasein. Die glatten, festliegenden Matten sind leicht sauber zu erhalten, denn jeder, der das Haus betritt, läßt seine Sandalen an der Schwelle zurück. So können die Matten als Sitzgelegenheit dienen; zu größerer Bequemlichkeit liegen nur noch einige quadratische Kissen herum, auf denen man mit untergeschlagenen Beinen kniet, so daß man auf den Absätzen sitzt. Unterschied zwischen Schlaf- und Wohnräumen wird wenig gemacht. Feste Bettgestelle gibt es nicht, ebensowenig wie Tische und Stühle. Man schläft auf mehr oder weniger dicken, baumwollenen oder seidenen Steppdecken, die nachts in jedem beliebigen Raum ausgebreitet werden können und nach erfolgtem Sonnen und Lüften tagsüber in den dafür vorgesehenen Wandschränken verschwinden. Eine gemeinsame Familientafel hält man nicht, jeder einzelne bekommt seine

Mahlzeit auf einem zierlichen lackierten Tischchen irgendwie auf den Mattenboden hingestellt. In keinem Zimmer fehlt das Rauchgerät, ein Becken voll Holzkohlen zum Entzünden der Pfeifen, und das Teegerät, da jedem Gast zu jeder Tageszeit Tee angeboten werden muß.

In jedem Zimmer befindet sich eine Nische [*Tokonoma*], in der ein oder drei Hängebilder [*Kakemono*] aufgehängt sind und eine Vase mit Blütenzweigen oder den Blumen der Jahreszeit aufgestellt ist. Je nach Wohlhabenheit und Kunstgeschmack des Hausbesitzers ist die erhöhte Nische, ein kostbares kleines Hausmuseum, in dem aber die Ausstellungsgegenstände immer wieder gewechselt werden, den Jahreszeiten entsprechend und festlichen Gelegenheiten angepaßt.

Die ganz unvollkommenen Heizeinrichtungen sind heute im wesentlichen die eines in kältere Zonen versetzten, wärmegewohnten Volkes: das tragbare Bronzegefäß [*Hibachi*, Feuertopf], in dem die Holzkohlen glühen, über dem man sich — wie einst im Mittelmeergebiet — bei Frösteln die Hände anwärmen kann; das offene, leichtsinnig angefachte Feuer in der Küche, oder schließlich eine Art Heizgrube in der Mitte des Zimmers, in dem das Kohlenbecken glüht, und um das sich die Familie versammelt, indem alle die Beine gegen dieses Becken ausstrecken, während eine große, mittels eines Eisengestells über dem Becken ausgebreitete und die sämtlichen Füße bedeckende Steppdecke die Wärme zusammenhält. Also lauter sehr ungenügende Schutzvorrichtungen in einem Klima, das wie in Süd-Hondo recht kühle Winter mit leichten Schneefällen hat, in Nord-Hondo schon reichlich rauh und nordisch genannt werden darf. Der Rauch zieht entweder durch das Küchendach oder die halbgeöffneten Schiebladen ab, kann sich allerdings in dem durchweg zugigen Haus nicht lang im Innern halten, so daß die mangelhaften Abfuhreinrichtungen sich nicht so unangenehm fühlbar machen, wie zu erwarten wäre. Während der zwei bis drei Monate empfindlicher Kühle oder wirklicher Kälte friert man ergeben. Bei altjapanischer, noch nicht durch europäischen Kontakt intensiv gewordener Lebensweise scheint das Volk früher im Herbst in eine Art halben Winterschlaf übergegangen, im Frühjahr rasch aufgetaut zu sein. Die mangelnde Anpassung in Wohnung und Kleidung an den Winter haben aber sicher ein Gutes im Gefolge gehabt, daß das ganze Volk auffallend abgehärtet ist und zeitweilige teilweise oder völlige Entblößung des Körpers bei Arbeit und Bad ohne gesundheitlichen Schaden erträgt. Auch die landesübliche Kleidung, stets ohne Kopfbedeckung mit freiem Hals, losen luftdurchlässigen Gewändern und mehr oder weniger nackten Beinen und Füßen, hat das Ihrige dazu beigetragen.

Der Schnitt des Alltagskleides, des *Kimono,* ist bei uns durch eine Modeströmung so bekannt geworden, daß er nicht beschrieben zu werden braucht. Er hat für das ganze Volk im wesentlichen dieselbe Grundform und wird nur durch kleine Verschiedenheiten, wie Länge und Weite der Ärmel, und durch reiche Abwechslung im Material (ausschließlich Pflanzenfasern und Seide — Wolle war unbekannt), sowie in Farbe und Muster je

nach Lebensalter, Geschlecht und Rang abgestuft. Die Werktagskleider des arbeitenden Volkes sind aus weißem, blaubedrucktem Baumwollstoff, leicht, gut waschbar, luftdurchlässig und bequem, durch die Unerschöpflichkeit an hübschen Mustern trotz der einheitlichen Grundform voll künstlerischen Reizes. Das gilt natürlich in noch höherem Grade für die herrlichen Seidenstoffe, die Wohlhabende und Vornehme tragen, vom einfarbigen zartgetönten Krepp bis zum prächtigen, großgemusterten, golddurchwirkten Brokat. Besonderer Prunk wird in den breiten Gürteln der Frauen [*Obi*] entfaltet. Bunte, kontrastreiche Farbenwirkungen finden sich bei Kinderkleidern und Festgewändern der *Geisha*, während sich Erwachsene sonst in diskret abgetönten und aufs feinste zusammengestimmten Nuancen tragen.

Außer dem einfachen *Kimono* gibt es besonders für festliche Gelegenheiten eine Reihe von anderen Kleiderschnitten; ziemlich gebräuchlich ist eine Art faltiger Hose, am besten als geteilter Rock zu bezeichnen. Dazu ein schwarzseidener Überwurf oder Mantel, der als einzigen Schmuck das Wappen des Trägers weiß auf schwarzem Grunde aufweist. Die zum Teil sehr prächtigen, aber freilich höchst unbequemen Kostüme der Feudalzeit, besonders der buddhistischen Kirche, der Ritter und des Hochadels, sieht man heutzutage kaum mehr anders als bei historischen Festzügen oder auf dem Theater, das überhaupt die lehrreichsten Einblicke in Sitten und Gebräuche einer noch nicht lang vergangenen und doch schon so überaus fremdartig anmutenden Zeit vermittelt.

Ein Erbe der *Malaien,* mitgebracht aus den üppigen Südseeinseln und warmen Meeren, ist die den Japanern bis zum Eindringen der Europäer, besonders der Missionäre, ganz selbstverständliche „Nacktkultur" gewesen. Dieses viel mißbrauchte Wort kann mit Fug und Recht angewendet werden von einem Volk, das eine so schöne Natürlichkeit gegenüber dem eigenen Körper an den Tag legt, indem es Nacktheit überall da selbstverständlich findet, wo sie durch Klima, Arbeit, natürliche Funktionen wie das Stillen der Mütter gefordert wird, hingegen aufs bestimmteste ablehnt, wo sie bewußter Schaustellung oder gar Reizzwecken entspringt. So kann man in Japan zwar täglich lebendige Bronzefiguren in der Landschaft sehen und genießen, falls man sich die Fähigkeit dazu trotz unserer Verbildung bewahrt hat, hingegen findet man in der Kunst nur ausnahmsweise und nur da, wo es die Situation gebieterisch verlangt, Darstellung nackter Körper. Es muß das betont werden gegenüber vielfältigen Versuchen, von muckerischer Seite den Japanern und besonders den Frauen das Schamgefühl abzusprechen. Es ist sehr fraglich, wo dieses höher entwickelt ist, ob bei uns oder in einem Lande, wo zwar die stillende Mutter auch in der Öffentlichkeit vor jedem unsauberen Blick sicher ist, wo aber eine anständige Frau sich schämen würde, denselben Grad von Entblößung im Ballsaal zu zeigen.

Wie schon erwähnt, ist das tägliche heiße Bad eine Volkssitte, in dem Maß, daß wirklich das ganze Volk jeden Abend in das für unsere Begriffe überheiße Wasser steigt. Die ganze Familie badet gemeinsam, und auch in den sehr häufigen und wirksamen Thermalbädern ist das Familienbad die

Regel und fängt erst jetzt unter dem Druck der Missionen an, seine ehemalige Harmlosigkeit einzubüßen.

Weitere Eigentümlichkeiten sind gewisse Formen des Tanzes, der Kult der Waffe, vor allem des Schwertes, ein überaus lebendiges Schönheitsgefühl für Kunstformen der Natur, freilich mit dem Unterton des Beherrschenwollens, des Stilisierens. Einfache Form, aber durchgehende Materialechtheit und sparsame Zierverwendung edler Metalle sind die Frucht jahrhundertelanger Selbsterziehung in einem an sich nicht überreichen Erdraum, des Strebens nach autarkischem Sichselbstgenügen, nach Erfüllung des Zweckes mit den einfachsten unmittelbar erreichbaren Mitteln. So ist Einfachheit so lange gelehrt worden, bis sie zum gewollten und bewußten Kunstmittel wurde. Weitere erfreuliche Eigentümlichkeiten, die sich im Alltagsleben wohltuend geltend machen, sind die Reinlichkeit im Hause, die Geräuschlosigkeit des Innenverkehrs auf weichen Matten mit unbeschuhten Füßen, das Fehlen mancher lästiger Geräusche, wie Türzuschlagen, die fast durchgehende Gewohnheit des leisen Sprechens, die durch die Durchlässigkeit und Hörigkeit der Papierwände anerzogen wird. Lärmend zu sein, gilt als schlechter Ton, und sogar Kinder werden sehr frühzeitig zu Rücksichtnahme in diesen Dingen erzogen. Auffallend ist die gegenseitige Hilfsbereitschaft und Nachbarlichkeit, wohl mit eine Folge der häufigen Feuer- und Erdbebenkatastrophen.

Freilich dürfen neben all diesen Lichtseiten die Schattenseiten nicht übersehen werden. Das offene, durchsichtige, kaum absperrbare Haus macht jede Intimität und Abgeschlossenheit unmöglich. Die Nachbarlichkeit bedingt beständiges gegenseitiges Hineinspähen in die häuslichen Verhältnisse, die zur Schnüffelei ausarten kann, und tatsächlich, besonders zur Tokugawazeit, zu Gesinnungsriecherei und Angeberei geführt hat. Das Eintreten für einander in Familie und Clan erzeugte eine Vetternwirtschaft, die so weit ging, daß gewisse Zweige des Staatsdienstes geraume Zeit von einzelnen Stämmen und Familien fast als Monopol behandelt worden sind, so von den *Choshu* hohe Stellen des Landheeres, von den *Satsuma* die Mehrzahl der leitenden Stellen in der Flotte. Die tyrannische Autorität des Familienvaters und die fast religiöse Pietät der Jugend für das Alter hat neben manchen edlen und schönen Wirkungen doch auch zur Folge gehabt, daß vielfach die Jugend einfach dem Alter aufgeopfert worden ist, daß greisenhafte Verknöcherung in Familie und Staat den Sieg über Initiative und Tatenfreudigkeit davongetragen haben.

In den vornehmen Kreisen, die das alte Japan mit großer Strenge dazu erzogen hatte, aber auch beim einfachen Landvolk waren Kameradschaft, Freundestreue, Opferwilligkeit für das Ganze häufige Eigenschaften. Hingegen hatte der japanische Kaufmann von jeher einen schlechten Ruf, als vertragsuntreu, unzuverlässig, zu kleinlichen Kniffen geneigt — ganz im Gegensatz zu den Chinesen mit ihrer hochstehenden Handelsmoral. Das erklärt sich daraus, daß in der Rangleiter der Berufe (die zwar nicht so abgeschlossene Kasten darstellten wie in Indien, aber doch deutlich geschieden waren) der Kaufmannsstand als einer der untersten angesehen wurde, weil

Japan bis 1854 bei vorwiegender Naturalwirtschaft in einer Art Staatssozialismus lebte, in dem der Kaufmann nur als freilich notwendiges Übel eine geringgeachtete Rolle spielte, während Handwerker, Bauern und Krieger als Nähr- und Wehrstände höher in der öffentlichen Achtung gewertet wurden. So ist es erklärlich, daß nicht gerade die wertvollsten Volksteile sich mit dem Handel befaßten. Als dann der plötzliche Wandel der Wirtschaftsform den Kaufmann als unentbehrlichsten Vermittler in vorderste Linie stellte, da trug er noch alle Eigentümlichkeiten einer gering geachteten Kaste an sich, und konnte sie in einer Generation nicht ablegen. Da die Europäer in den Küstenstädten zunächst und zumeist mit Kaufleuten in Berührung kommen, so übertrugen sie begreiflicherweise die an diesen beobachteten Charakterfehler ohne weitere Umstände auf das ganze Volk. Darin ist heute schon ein merklicher Wandel eingetreten. Die Angehörigen der über 400000 Samuraifamilien, die infolge des Umschwungs neue Wirkungsmöglichkeiten suchen mußten, haben sich zu einem großen Teil Handel und Industrie zugewendet, und da ihnen die Umstellung ihres alten Ehrenkodexes auf die neuen Verhältnisse zu einem überwiegenden Teil gelungen ist, sind nun ehrenhaftere Anschauungen durchgedrungen, und die großen Firmen bemühen sich jedenfalls heute, den einstigen schlechten Ruf vergessen zu machen. Aber der stolze Begriff kaufmännischer Ehre ist eine Pflanze, deren Wachstum Jahrhunderte oder Jahrtausende erfordert, wie China zeigt, und das Beispiel der zügellosen Jagd nach dem Glück, das gerade die großen Häfen des Fernen Ostens zeigen, schuf keinen günstigen Boden für sie.

Die liebenswürdigsten Eigentümlichkeiten des Volkes trifft man heute noch fern von den großen Küstenplätzen, von der üblichen Weltfahrerstraße, auch von den europäischen Sommerfrischen, wo die Fremdenindustrie ähnliche Entartungserscheinungen gezeitigt hat wie in unseren damit beglückten Gebirgs- und Strandorten. Abseits trifft man noch die auf alten Formen beruhende herzliche, aber niemals aufdringliche Gastfreundschaft, Herzenstakt und Liebenswürdigkeit, einfache Güte, Ehrfurcht vor der großen Vergangenheit und vor ihren Trägern, den Ahnen, lebendigen Natursinn, künstlerisches Feingefühl, ein allerdings sehr autoritäres, aber doch meist glückliches Familienleben, warme Religiosität bei religiöser Toleranz, Stammestreue und opferbereite Vaterlandsliebe.

Auf dem Lande zeigt sich auch, daß die Neigung zu Einfachheit und Stoffechtheit, das sorgfältige, gewissenhafte Behandeln der Werkstoffe gleichmäßig einer Grundrichtung des nationalen Geschmacks und langer gildenmäßiger Handwerkererziehung entspringen, wie den Lehren des *Shinto*, dessen ganzer Kultus auf äußerste Reinheit und Schlichtheit aufgebaut ist. Im Zusammenhang damit hat man getrachtet, zur Erreichung von möglichst großem Lebensbehagen bei möglichst einfacher, billiger, dem karg ausgestatteten Erdraum angepaßter Lebensführung, eine gewisse sozial wirkende Typisierung der wichtigsten Gebrauchsgüter durchzuführen. Das beginnt schon mit den Grundmaßen des Hauses, den schon erwähnten Mattengrößen, bei der durchgehenden Uniformität des Hausbaues außen und



innen. Freilich ergibt sich eine gewisse Verarmung des Lebensstils dadurch; sowohl das „Eigenkleid" als das „Eigenhaus" unserer Prägung sind dort unbekannt. Aber es bedeutet eine ungeheure Vereinfachung und Erleichterung des Daseins, wenn man beim Umzug von einem Haus in das andere, ja aus einem Ort des weitgedehnten Reiches in den anderen, mit Sicherheit voraus weiß, daß einen im neuen Wohnort so ziemlich genau das erwartet, was man verlassen hat, ja daß man überall eingebaute Schränke und Fächer vorfindet, in die der Hausrat fast in derselben Ordnung wieder verstaut werden kann. Nicht nur Umzugsgut, auch Reisegepäck japanischen Stils beschränkt sich dadurch auf das Äußerste, weil der Umziehende wie der Reisende alles wirklich Notwendige überall in ungefähr der gleichen Ausführung, dem gleichen Typ brauchbar vorfindet und nur das Persönlichste an Habe mitzuführen braucht. Dadurch wird das Dasein wesentlich erleichtert, der „größte natürliche Feind des Reisenden", sein Gepäck, in die Schranken gewiesen, die er bei uns so oft überschreitet, denn auch den Reisenden erwartet im Gasthaus einfache, typisierte Behaglichkeit; so findet er z. B. den im ganzen Land gleich geschnittenen waschbaren Hausanzug (*Yukata*) gebrauchsfertig auf seinem Zimmer vor. Abendtoilette kennt die Landessitte nicht, man lebt auch im Gasthaus für sich in seinem Zimmer, speist für sich allein, ohne für „Service à part" etwas bezahlen zu müssen, und hat Gesellschaft nur, wenn man sie sucht.

Durch das ganze öffentliche Leben ging noch vor dem Kriege das wohltuende Streben, wenn schon soziale Unterschiede bestanden, sie doch möglichst wenig fühlen zu lassen, ja den eigenen Wohlstand eher zu verbergen, als prunkend zu zeigen. „Außen hui, innen pfui" war eine in Altjapan unbekannte Erscheinung. Seitdem ist freilich die häßliche Gestalt des Kriegsgewinnlers auch dort emporgewachsen (*„Narikin"*, Neues Gold), aber in der Abwehr gegen seine Vorherrschaft in Gesellschaft und Staat scheinen sich einmütig alle wertvollen Menschen zusammenzuschließen.

Unvermeidlich müssen viele schöne und liebenswürdige Eigentümlichkeiten des Landes sowie des Volkes der Industrialisierung zum Opfer fallen. Eine als Ganzes so ausgeglichene Kultur war, sobald sie unter den Zwang des allgemeinen Wettbewerbs, des offenen Weltmarkts geriet, in ihren persönlichsten Zügen und Reizen nicht zu erhalten, gerade weil sie zu starke Lokalfarbe trugen. Der alte Staats- und Gesellschaftsbau war eben ein selten einheitlicher Komplex, in seiner Art etwas Vollendetes, aus dem kein Stein genommen werden konnte, ohne das Ganze zu gefährden.

Sitten und Gebräuche müssen landeskundlich zur Beurteilung ihres kulturgeographischen Eigenwerts vor allem daraufhin geprüft werden, was an ihnen allgemein menschliches Gut oder doch gemeinsamer Besitz weiter Erdräume ist und in der Vorzeit aus der Fremde übernommen wurde und was in ursächlichem Zusammenhang mit Boden und Klima des eigenen Erdraums steht. Da zeigt sich als am meisten hervortretend und das ganze Kulturleben durchdringend ein tiefer seelischer Zusammenhang mit der gefühlsmäßig erfaßten Landesnatur, also Natursinn und Landschaftsgefühl weit über das Durchschnittsmaß der Menschheit hinaus.

Diesen engen und innigen Zusammenhang mit der Natur zeigen Sitte und Brauch von den ernstesten und erhabensten Vorstellungen der Religion, die ja ursprünglich eine Naturreligion gewesen ist, bis zu den kleinsten Anlässen des Alltagslebens. Unverkennbar ist er, wenn etwa eine Schar von Bergwanderern auf einem Gipfel beim Aufsteigen der roten Sonnenscheibe, des uralten Reichssymbols, aus dem Großen Ozean die tausendjährigen Hymnen an die Sonnengöttin *Amaterasu* murmelt; wenn der schlichte Mann aus dem Volk sich im einsamen Bergwald von den *Kami*, den vergöttlichten Vorfahren, umschwebt fühlt; wenn als Auswirkung buddhistischer Vorstellungen die Gewißheit der all-einen Natur, die tiefe Verwandtschaft mit jedem, auch dem geringsten Geschöpf allgemein lebendig ist, und die Probleme der *Palingenese* als etwas Selbstverständliches allen, nicht nur den besonders metaphysisch veranlagten vor Augen stehen; wenn die Ehrfurcht vor der Natur dem Gärtner die Hände führt, der den Zwergbaum seines Miniaturhausgartens liebevoll in die ihm gemäße Form hineinspielt und schmeichelt, — mit jener unendlichen Geduld, die auch aus Japan im wahren Sinn des Wortes einen Kindergarten macht.

Damit hängt auch die Neigung zusammen, sich in Form und Farbe der Siedelung und Kleidung der Natur in ihren Formen und Farben, ja sogar der Gesamtstimmung der Jahreszeit anzupassen, sich einem größeren Ganzen, sei es Familie, Land, Staat oder auch Landschaft harmonisch einzufügen, wenn auch unter Opfern der Persönlichkeit, — eine Neigung, die erst seit der fortschreitenden Industrialisierung ähnlichen Zuständen zu weichen beginnt, wie sie in Mitteleuropa ein halbes Jahrhundert früher herrschend wurden.

Aber mehr als zweitausendjährige vollendete Anpassung, namentlich an die siedelungsgünstigsten Landesteile um die Inlandsee, darf nicht darüber täuschen, daß Sitte und Brauch noch deutlich die Spuren uralter Einwanderung tragen, daß sie vielfach eingebrachtes Gut im Erdraum sind und fernen südlicheren Inselgebieten entstammen. Meerbestimmt zuerst, gebirgsbestimmt sodann, zeigen sie deutlich ihren Ursprung aus gebirgigen Inseln. Haus und Feuerstätte zeigen noch die Formen des auf Pfählen über dem Strand oder sumpfigen Feldern errichteten malaiischen Hauses, sowohl bei Privatbauten als noch deutlicher da, wo uralte Formen nach religiöser Tradition immer wieder streng in der alten Bauweise erneuert werden, wie in den Holzbauten der Ahnentempel von *Ise*, oder wo Erinnerungs- und Gräberbauten völlig den Ahnen geweiht wurden, zum Teil sogar mit allen von ihnen gebrauchten Geräten, wie im Schatzhaus *Shosoin* von *Nara*.

Die stärkste, heiligste und heute noch mächtigste Sitte, der Ahnendienst, hat dem Lande außer diesen sichtbarsten Denkmälern der Vergangenheit noch viele kleinere zu erhalten vermocht, sowie mannigfache uralte Bräuche. Am auffälligsten ist die Verehrung des Alters, aber auch seine Tyrannei und die Verkümmerung der Jugend in ihren besten Jahrgängen durch zu lang fortgesetzte Abhängigkeit und eine Bevormundung, die Initiative und Unternehmungsgeist schwer benachteiligt. Das scheinbare

Sichzurückziehen der Alten durch frühzeitiges Scheiden aus dem Vordergrund des öffentlichen Lebens täuscht darin: denn der Austrägler (*go inkyo*) gibt damit nicht die tatsächliche Macht aus der Hand, sondern weiß sie auch hinter den Kulissen noch festzuhalten. Die Achtung vor dem Familienband und allem, was mit Familien-, Stammes- und Heimatgeschichte zusammenhängt, muß aber doch sicher vorwiegend positiv bewertet werden als eine der stärksten Quellen des Nationalgefühls, wenn auch der Einzelne manchmal in seiner Entwicklungsfreiheit dadurch gehemmt wird.

Andere Sitten von tiefgehender Wirkung auf die ganze geistige und körperliche Volksstruktur hängen zusammen mit Wasserwirtschaft und Seegewöhnung.

Seine beiden Hauptnahrungsmittel, Reis und Fische, liefern dem Japaner eben seine sorgfältig bewässerten Reissümpfe und das ihn allseitig umflutende Meer. Neben diesen beiden Hauptnahrungsmitteln spielen alle andern nur eine untergeordnete Rolle als Zuspeisen und Beigaben, die schlimmstenfalls entbehrt werden können und vor allem die Eß- und Tafelsitten nicht entscheidend bestimmen. Fleischnahrung war durch den Buddhismus und seine Achtung vor dem tierischen Leben verpönt; allerdings wurden zugunsten des sehr beliebten Wildgeflügels stark an unsere Fastenausreden erinnernde Ausnahmen zugelassen.

Schon erwähnt wurde die hygienisch überaus wertvolle Sitte des täglichen heißen Bades für alt und jung, arm und reich, das den Arbeitstag als Familienvergnügen beschließt, sowie die damit verbundene Pflege des nackten Körpers. Sie wird begünstigt durch den großen Wasserreichtum des Landes, vor allem dadurch, daß an so vielen Stellen die heißen Mineralquellen, in Bambusröhren aufgefangen und ins Haus geleitet, noch dazu die Mühe des Heizens ersparen. Die dem Volk anhaftende Neigung zur Wasserverschwendung erschwert ihm allerdings das Eingewöhnen und Siedeln in wasserarmen Ländern, erleichtert ihm aber den Übergang zur modernen Nützung der Wasserkraft, so daß sich in der Industrieentwicklung Japans der Sprung vom primitiven Handbetrieb zur raffinierten Ausnützung der weißen Kohle fast plötzlich vollziehen konnte, zuweilen sogar unter Überspringung der Zwischenstufe von schwarzer Kohle und Dampfkraft.

Andere Eigenheiten sind mit der Unruhe des Bodens und den heftigen Ausschlägen des gegensatzreichen Klimas verknüpft: so bedingt die Rücksicht auf die vielen Erdbeben die vorherrschende Holz- und Papierkonstruktion der Wohnbauten, ihre scheinbare Leichtigkeit bei starken, wohlverzapften Verbänden; das schwere, zusammenhaltende, ursprünglich aus Korea und China stammende Dach mit seinen charaktervollen und behäbigen Schmuckformen ist hingegen eine Anpassung an die Monsunregen und Wirbelstürme.

Viele Eigenheiten hängen mit dem Vorwiegen der vom Süden mitgebrachten Wirtschaftspflanzen zusammen, mit Reis und Tee, und vor allem mit der wichtigsten Begleitpflanze der malaiischen Wanderungen, dem Bambus. Von großer wirtschaftlicher und sozialer Tragweite ist die Ge-

wöhnung an kleinräumigen Betrieb und intensivste Nutzung des landwirtschaftlichen Baulandes, an die Kleinsiedelung mit ihrer Begünstigung des größtmöglichen Glücks der größtmöglichen Zahl, aus der die fünfeinhalb Millionen kleiner Bauernwirtschaften zwischen $1/2$ und 3 Hektar stammen, die dem sonst so strengen Feudalstaat ein soziales Gepräge gaben. Alle Wirtschaftspflanzen aber finden sich eingesponnen in ein Netz sinnvoller Sitten und Gebräuche, von der ostasiatischen Neigung zum Zeremoniell überhaupt geschützt, und, wie dieses selbst, tiefwurzelnd in der größeren Stetigkeit der klimatischen Einflüsse (neben aller Neigung zu Ausschlägen), der Beständigkeit der Witterung in ihren großen Zügen und ihrem rhythmischen Wechsel nach Jahreszeiten. Sie sind verfolgbar von dem derben Dienst des Bauern- und Reisgottes *Inari* mit den ihm geheiligten Füchsen bis zu dem von den Teemeistern zu einer Art ästhetischen Kult ausgebildeten *Cha no yu*, der Teezeremonie, aus der nicht nur viel künstlerische Anregung entsprang, sondern die auch zu einer vollendeten Schule der Selbstbeherrschung wurde. Die vornehme alte Sitte ist im Verschwinden, wie trotz aller Versuche, sie zu erhalten, auch die Fechtkunst und mit ihr der Kult der ererbten oder aus einer alten Klinge ungeschmiedeten Waffe. Ließ sich doch auch die Stoffechtheit und die Sparsamkeit in der Verwendung des Zierats an Waffen und anderem Gerät des täglichen Lebens auf die Dauer nicht halten, auch nicht die Meidung des öffentlich zur Schau gestellten Prunks. Ehedem wirkte der knappe Vorrat der Stamminseln an edlem Metall, außer Kupfer, zusammen mit der Forderung der *Shinto*-Lehre nach Einfachheit, Echtheit und Reinheit, um aus der Not eine Tugend zu machen. In Erzgebilden freilich durfte sich der Schönheitssinn schwelgerisch gehen lassen, in Bronzegeräten wie auch in diskret geschmücktem Schwertstichblatt, der *Tsuba*. Darin, wie in der Keramik, in der die Farbenfreudigkeit des Volkes ebenso wie in Stoffen und Geweben zum Ausdruck kam, hat die Kleinkunst ihr Bestes gegeben; überall erweist sie sich untrennbar von den alten Sitten, denen sie dient.

Im Verschwinden sind auch die grausamen, wiewohl heroischen Bräuche der Feudalzeit, wie Gefolgentod (*jun-shi*), Harakiri oder *Seppuku*; sie haben aber immerhin die um 1870 mit einer tiefen Verbeugung vor dem guten alten Brauch abgeschaffte Blutrache noch um ein Menschenalter überlebt. Sowohl der Gefolgentod als das so berühmt gewordene *Harakiri*, der Freitod durch Leibaufschlitzen, können noch keineswegs als völlig überlebt angesehen werden, nachdem für beide zusammen der alte Marschall *Nogi*, der Held von Port Arthur, noch im Jahre 1912 ein weithin sichtbares Beispiel gegeben hat, das in der Volksstimmung Verständnis gefunden hat und auch heute noch vereinzelte Nachahmer findet, wie die allerdings seltener gewordenen Fälle von *Harakiri* beweisen, die immer wieder durch die Presse gehen. Die Auffassung des Selbstmordes nähert sich überhaupt mehr der antiken, besonders das Opfer der Persönlichkeit für eine große Sache, für Staat und Familie, fällt leichter im Vorgenuß eines dadurch erhöhten

posthumen Ansehens in einem auf Ahnendienst eingestellten Kulturkreis, als in dem unseren, wo das Iudividuum die Hauptrolle spielt.

Aus ähnlichen Gründen erklärt sich auch das bis vor kurzem selbstverständliche Opfer der Eigenpersönlichkeit der Frau, die völlig im Familienunterbau der Kultur aufging und verschwand, wenigstens in ihrer Hauptrolle als Familienmutter. Als Geisha, die als ziemlich genaues Gegenstück der hellenischen Hetäre angesehen werden darf, hatte sie keinen Anteil am Familienleben, dafür aber einen recht starken Einfluß auf Gesellschaft und Kultur, ja offenbar sogar auf die Politik, wenn auch auf Schleichwegen. In der Stellung der Frau zum öffentlichen Leben, die keineswegs immer gleichmäßig bedeutungslos und gedrückt war, zeigt sich eine Pendelbewegung, ein Auf und Nieder: vom uralten Matriarchat (*Riukiu*), wo die alte Mutter fast mehr bedeutete als der Vater, zur virilen Heroenzeit (*uji*), die aber auch starke und heldenmütige Frauennaturen hervorgebracht zu haben scheint; von der effeminierten Frühblüte hoher Religions- und Sprachkultur, in der Frauen als Dichter, als Trägerinnen feinster Sprachentwicklung im Wettbewerb hervortreten, zur rauhen Kriegerart der Kamakurazeit; vom Hetärenspiel der wieder verweichlichten Tokugawaperiode zum Rückschlag der Shintoerneuerung mit ihrem Zurückgreifen auf altnationale Strenge und Einfachheit: ein Wechsel zwischen Zeiten ästhetischer Überfeinerung und kraftvoller Neuverjüngung.

Aus dem durch dieses Wechselspiel entstandenen geschlossenen Bau der japanischen Nationalkultur sind nun allerdings in jüngster Zeit so viel Steine herausgebrochen worden, daß der ganze Bau gefährdet erscheint. Hauptursache ist die zunehmende Industrialisierung, überhaupt der überwiegende Einfluß fremder Zivilisation, und auch der offensichtliche politische Erfolg, der dem Staat beschieden war, sobald er sich mit dieser Zivilisation gepanzert hatte. Die Gesamtheit der Sitten und Bräuche, wie wir sie geschildert haben, wird fast nirgends mehr im Lande ungestört angetroffen, am wenigsten natürlich in den Großstädten und Hafenplätzen, am meisten in abgelegenen Gebieten, überall aber in mehr oder weniger starken Resten, von denen sich einzelne durch Jahrhunderte und Jahrtausende bisher erhalten haben und vielleicht unzerstörbar sein werden, andere in unaufhaltsamem Schwinden begriffen sind. Einzelne solcher Sitten, wie die Blutrache und das Recht der Samurai auf Waffentragen, sind schon um 1870 überwunden worden, freilich nicht ohne Krisen. *Harakiri* (Seppuku), die alte Form des Freitodes, *Shinju*, der Gefolgentod, sind seltene Erscheinungen geworden, die man in der Presse schon fast mit verlegener Verständnislosigkeit kommentiert. Gewisse äußere Formen des Ahnendienstes treten zurück, und der Jungjapaner schämt sich häufig seines alten Glaubens, selbst wenn er ihm in der Stille noch anhängt, und scheut sich vor allem, ihn Fremden gegenüber zuzugeben, von denen er ungern für rückständig gehalten werden möchte. Aber auch der scheinbar Freigeistige ist oft sehr empfindlich gegen Kritik überwundener Standpunkte, die er doch mit Achtung und Pietät behandelt sehen will.

Der unvermittelte Zusammenstoß zwischen Alt und Neu gibt freilich oft seltsame Kontrastbilder, so wenn die heutige Kaiserin von Japan im eleganten modernen Kraftwagen in das nach strengem Shintostil gebaute Mausoleum des *Meiji*-Kaisers oder in den uralten Tempelhain der Sonnen-Ahnengöttin nach *Ise* fährt; oder wenn der moderne Kupferkönig oder Großreeder, ebenfalls im Kraftwagen und im tadellosen englischen Herrenanzug, aus Aufsichtsrat oder Herrenhaus kommt und sich in seiner halb amerikanisch, halb japanisch gebauten Villa sofort in bequeme japanische Haustracht umzieht, um im innersten Raum auf weichen Matten mit seinen Freunden das *Chanoyu*, die alte Teezeremonie, zu pflegen und dazwischen wieder die geheimsten Probleme der pazifischen Geopolitik zu erörtern. Die konservativsten Hüterinnen alter Sitte sind, wie überall, so auch hier die Frauen. Nur bei den oberen Zehntausend ist die angestammte Tracht schon durch europäische Kleidung verdrängt, weil der Hof mit dem Beispiel vorangegangen ist. Die meisten Frauen aber wissen zum Glück noch, daß sie sowohl das einfache blauweiße Kattungewand als das schimmernde Brokatfestkleid mit dem reichen *Obi*-Gürtel hundertmal besser kleidet als die Pariser Toilette oder das angloamerikanische Tailormade. Draußen im europäischen Zimmer, wo die Gäste empfangen werden, spielt allerdings die Dame des Hauses auf dem Bechstein-Flügel; aber im innersten, mit Goldschreinen und Hängebildern gezierten Raume, wo es zur Hauskapelle mit den *Ihai* (Ahnentafeln) der zweitausendjährigen Familie geht, da spielt sie eine Stunde später im *Kimono*, auf Kissen und Matten kniend, die liegende Harfe (*Koto*) — wie es Farrère so richtig schildert. Neben die moderne Bronzestatue im Gehrock, die irgendeinen verdienten Mann darstellt, setzt der *Shinto*-Priester die rituellen Totenopfer und den Bambusbehälter mit den *Sakaki*-Zweigen an Stelle des Lorbeers, die Wanderbegleitpflanzen der Südseekorsaren, die mit *Jimmu-Tenno* die Inlandsee entlang fuhren.

So reichen sich heute in einem ausgesprochenen Übergangszeitalter alte Sitte und neue Gewöhnung die Hand und machen die japanische Folkloristik zu einem der umstrittensten und umstreitbarsten Gebiete, auf dem morgen schon Märchen sein kann, in *Tokio* oder *Kobe*, was gestern noch volle Wirklichkeit war in fernen Bergen, an einsamer Küste, in verschwiegenen Palasthöfen der Provinz, in *Sendai*, *Kanazawa*, *Miyazaki* oder in abgelegenen Bergklöstern wie *Haruna* und *Egenji*.

Des Ernstes dieser seiner Lage in der Schwebe zwischen Alt und Neu ist sich das japanische Volk durchaus bewußt, und es mehren sich die Zeichen, daß es mit wachsendem Verantwortlichkeitsgefühl danach trachtet, durch rechtzeitig aufgerichtete Dämme das Schöne und Gute an der alten Kultur vor völliger Überflutung oder Wegspülung zu schützen. Dabei prallen die Gegensätze scharf aufeinander: auf der einen Seite schreibt ein *Sen Katayama* in Moskau ein international gerichtetes Buch, in dem er alles verdammt, was Altjapan als politische Sage heilig und teuer war; auf der andern versuchen Gesellschaften wie die *Kokufukwai*, alten Brauch und alte Sitte zu erneuern, wie die *Kokusuikai* (vaterlandliebende Gesellschaft)

mit Waffen, die fast zum Bürgerkrieg führen, „gefährliche Gedanken“ auszurotten. Inmitten beider aber treibt, Massen und Zahlen überschätzend, materiell und mechanistisch eingestellt, in opportunistischen Parteibildungen zusammengefaßt, die große Masse — immer mehr mit der Möglichkeit, ihr Schicksal zu bestimmen, aber immer weniger durch schicksalgehärteten Charakter dazu befähigt — hin und her, wie das Plankton der Inlandsee, zwischen Landmarken alter Kultur und Schlagschatten hastiger Überneuerung — treibend zwischen den Gezeiten!

Sprache.

In seiner Sprache verrät Japans Geist dieselbe Zwiespältigkeit, dieselbe doppelzellige Befruchtung, die wir schon wiederholt als immer wirksame, erneuernde Kraft auf dem Grunde des Volkslebens kennen lernten. Sie ist eine der Ursachen, warum die so auf sich selbst angewiesene abgeschlossene Insellebensform, obwohl sie vorübergehend in Inzucht und Trägestauung verfiel, doch nicht dauernd in ihr stecken blieb und verkümmerte. Die japanische Sprache enthält ähnlich vielseitige Elemente, wie sie etwa in dem angelsächsischen Sprachgut stecken. Zunächst liegen im Unterbau des Wortschatzes viele Ainubezeichnungen, besonders in Orts- und topographischen Namen nachweisbar. Dann ist das Altjapanische dreimal — in der *Nara-*, *Heian-* und *Tokugawa-*Zeit — von chinesischen Kulturströmungen, vor allem aber von der chinesischen Sprache so überrannt worden, daß es Jahrhunderte brauchte, um wieder an die Oberfläche zu kommen, ja, daß es vorübergehend durch ganz ähnliche Mischbildungen halb verdrängt wurde, wie etwa wirkliches Deutsch durch das mit Latein und Französisch untermischte in den Entartungszeiten unserer Sprache — so sehr, daß die chinesischen Lehnworte — tatsächlich oft kürzer und prägnanter — neben und sogar vor den japanischen im Kurs waren und diese schließlich verdrängten, weil sie den Gebildeten für feiner galten. Die Gefahr war für das Japanische insofern noch stärker als für das Deutsche, weil China die einzige und hauptsächliche Quelle fremder Kulturbeeinflussung war, und deshalb das Chinesische zum Japanischen in einem Verhältnis stand, wie wenn man für das Abendland die Autorität und den Reiz des Griechischen, Lateinischen und der vorderasiatischen Sprachen zusammen in eins hätte bannen können. Die chinesische Sprachkultur erwies sich als so überwältigend, daß sie es fertig brachte, nicht nur Literatur und Kunst in alter Zeit zu beherrschen und zu befriedigen, sondern auch in unseren Tagen für alle schwierigen Bezeichnungen der westlichen Philosophie, Geistes- und Naturwissenschaft sowie der modernen Technik vollkommen genügende Ausdrucksmittel zu liefern, wie bei uns das Griechische, während sie doch Japan im frühen Mittelalter als Staats- und Rechtssprache ähnlich überwältigte wie den Karolingerstaat das Latein.

Doch zeigt sich darin große Beharrungskraft, daß trotz der Übernahme der Schriftzeichen das mündlich überlieferte altjapanische Sprachgut sich so unverwüstlich behauptete wie die angestammte Sitte, mit derselben boden

ständigen Zähigkeit, mit der sich der einheimische Kult des *Shinto* gegen die buddhistische Weltreligion erhalten hat. Heute wird sogar der Versuch gemacht, die anderthalb Jahrtausende unter den chinesischen Schriftzeichen verkleidete Sprache mit den Lautzeichen des Abendlandes allgemein verständlich wiederzugeben (sog. Romajibewegung, die wegen der Erleichterung des Schulbetriebes die chinesischen Schriftzeichen am liebsten ganz durch das Antiqua-Alphabet ersetzen möchte). Wenn die Darstellung auch phonetisch ziemlich befriedigend gelingt, so ist sie doch wegen der zahlreichen gleichklingenden Silben und Worte nicht ohne Schwierigkeit, und nur unter Aufopferung ihres tiefsten Bildungswertes wird die japanische Sprache sich von den tiefsinnigen Zeichen aus rein praktischen Gründen lösen können.

Das Japanische ist ein Glied der ural-altaischen Sprachfamilie, dem Mandschurischen, Koreanischen, auch den Turksprachen verwandt. Es ist agglutinierend und ohne Flexion. Trotz seinem Vokalreichtum und der Tatsache, daß alle Worte ausnahmslos mit Vokalen endigen, wirkt es gesprochen weniger klangvoll, als das Wortbild in unserem Alphabet geschrieben erwarten läßt; eine Folge des mangelnden Wortakzents und der sehr viel schwächeren Silbenbetonung. Der Gesamteindruck für unser, an starke Akzente gewöhntes Ohr ist der eines gleichförmigen Dahinplätscherns, das nur bisweilen durch auffallend stark hervorgestoßene Interjektionen und Ausrufe auch gutturaler Art unterbrochen wird.

Die häufig auftauchende Frage nach der leichten oder schweren Erlernbarkeit der Sprache für den Ausländer läßt sich wohl dahin beantworten, daß man verhältnismäßig schnell das Allernotwendigste für den täglichen Gebrauch sich aneignen kann, daß aber ein wirkliches Beherrschen der Sprache in ihren Feinheiten eine Arbeit von Jahren, wenn nicht eine Lebensarbeit bedeutet. Die Aussprache ist nicht schwierig und wird durch die vielen guten Lehrbücher mit ihren durchaus auf das Sprechen anwendbaren Transskriptionen sehr erleichtert. Der Ausländer kommt deshalb sehr rasch dazu, sich in kurzen, einfachen Sätzen verständlich machen zu können. Die Hilfsbereitschaft des Volkes, das jeden Versuch, seine Sprache zu sprechen, als Liebenswürdigkeit empfindet und zu unterstützen bereit ist, erleichtert diese Ansätze. Man kann ruhig sagen, daß im Gegensatz zu England, wo niemand sich die Mühe gibt, einen Satz zu verstehen, in dem die meisten Worte richtig und wenige falsch sind, in Japan, ähnlich wie in Italien, durch die Herzenshöflichkeit der Bewohner auch ein solcher verstanden wird, in dem wenige richtig und die meisten falsch sind. Allerdings liegt darin eine Gefahr möglicher Mißverständnisse aus Höflichkeit. Die wirkliche Schwierigkeit beginnt aber, wenn sich der Anfänger im Verstehen der labyrinthisch verschlungenen und endlos langen Sätze üben soll, die alle uns vertrauten Regeln der Syntax buchstäblich auf den Kopf stellen, und die man einfach umdenken und von rückwärts aufbauen muß.

Dank einer verkürzten Wiedergabe der chinesischen Zeichen durch eine Art von Stenographie, die Hirakana und Katakana-Silbenschrift, in

der neuerdings auch die meisten Zeitungen unterdruckt werden, kann man für den Alltagsgebrauch zur Not ohne die chinesische Schrift auskommen. Die vollständige Beherrschung dieser Schrift erfordert sogar für den Japaner ein mehrjähriges Studium, denn der leidlich Gebildete muß immerhin mehrere Tausende von Zeichen kennen. Vom Ausländer erfordert dieses Studium zähen Fleiß, scharfe Augen, eine gewisse künstlerische Kultur und ein gutes Formengedächtnis. Ihre Beherrschung bietet dann allerdings den Vorteil, auch das Chinesische lesen, wenn auch nicht sprechen zu können — wie sich ja auch beide Völker schriftlich und im Umgang durch Malen und Zeichen auf die Hand verständigen können, ohne sich mündlich zu verstehen, weil die Zeichen ja ursprünglich eine Bilderschrift waren, so daß jedes nicht einen Laut, sondern eine Anschauung oder einen Begriff darstellt.

Eine weitere Erschwerung liegt darin, daß es sich eigentlich bei wirklicher Beherrschung des Japanischen um die Erlernung von zwei verwandten, aber entwicklungsgeschichtlich auf verschiedenen Stufen stehenden Sprachen handelt, die der Schrift- und der Umgangssprache, die man roh etwa mit dem Latein und einer seiner romanischen Tochtersprachen vergleichen könnte.

Die Erlernung der Umgangssprache genügt, um freie Bewegung im Lande zu ermöglichen, für Bedürfnisse des praktischen Lebens und oberflächlichen Einblick in die Volkskultur. Man findet dafür an der Grammatik von Lange ein breiteres und gründliches, an der von Plaut ein kurzgeschürztes, nach deutschen Schulmethoden aufgebautes Hilfsmittel[55, 56]), und eine geistreiche und anregende Ergänzung an Chamberlains ausgezeichnetem englischen Hilfsbuch[57]). Ein wirkliches Eindringen in Bildung und Kultur aber setzt die Bewältigung der Zeichen voraus, die gleichzeitig auch das Chinesische begrifflich erschließt, also den ganzen gewaltigen ostasiatischen Lebensraum auftut, freilich eine Mühe von Jahren, eine Lebensarbeit bedeutet, aber auch den Zugang zu den geistigen Errungenschaften einer halben Milliarde Menschen, also mehr als einem Drittel der Kulturmenschheit. Aus dem Japanischen der Gegenwart läßt sich jedenfalls nicht mehr ausschalten, was aus der chinesischen Kultur durch Vermittlung der Schrift darin unlösbar aufgegangen ist.

Allerdings ist es nun auch schon so weit, daß sich kaum mehr daraus ausschalten ließe, was durch geistiges Erwerben der europäischen Kultur zum nationalen Besitz geworden ist. Das beweist allein ein Blick in pädagogische Werke, z. B. in das große Werk *Sawayanagis* über Erziehung.[58]) Die Liste der ihm zugrunde gelegten europäischen, ins Japanische übertragenen Schriften umfaßt 131 Werke unserer Literatur, von Plato und Aristoteles über Descartes, Kant und Rousseau zu Herbart, Spencer, Paulsen, Ribot und Wundt — ein Zufallsgriff, nur um zu zeigen, welche Fülle bewältigter geistiger Arbeit allein in dieser Übernahme steckt. Jedenfalls hat die japanische Sprachkultur ihrer geistigen Schicht ein viel tieferes Bild des deutschen Kulturlebens zu vermitteln gewußt, als sie dem Durchschnittsbriten oder gar Franzosen eigen ist. Allerdings ist diese Befruchtung inso-

fern leider einseitig geblieben, als die Einwirkung aus dem Fernen Osten auf Mitteleuropa im Verhältnis zur Ausstrahlung dahin bis vor wenigen Jahren verschwindend gering war.

Damit ist berührt, was mir der Hauptzweck von Bemerkungen über die Sprache in einer Landeskunde zu sein scheint: nämlich die Erklärung, ob eine Völkerpersönlichkeit sich leicht oder schwer mitteilen kann, leicht oder schwer von anderen verstanden wird. Gerade infolge ihrer vollendeten Anpassung an die eigene Landes- und Volksart und ihrer langen Isolierung ist die japanische Sprache als landeskundliches Erschließungsmittel nicht gerade handlich. Sie ist für internationale Verständigung zu wenig flüssig, sicher weniger geeignet, als zum Beispiel das Englische oder Tochtersprachen des Vulgärlateins in ihren verderbten, aber praktisch höchst verwendbaren Entartungsformen (Pidgin-Englisch und Lingua franca!). Trotz großer Ausdrucksfähigkeit wirkt sie leicht dunkel, oft unklar, wenn nicht gar bewußt verschleiernd, und zwar gerade durch ihre gehaltvolle Geschlossenheit und übermäßige Konzentrationsfähigkeit. Diese Eigenschaften zeigen sich am deutlichsten in dem reichen Schatz von Sprichwörtern (*kotowasa*) und Kurzgedichten (*Uta* und *Tanka*), die mehr als anderwärts im Vordergrund des Sprachgebrauchs stehen, und nach Masse und Wert keine so überwiegende Bedeutung im Alltagsleben wie in der Literatur hätten erlangen können, wenn sie nicht gerade durch ihre aufs äußerste zusammengepreßte Form, ihre halben Andeutungen bei beständigem Appell an die ergänzende Bildkraft der Phantasie einem Wesenszug der Volksseele entsprächen. Sie alle haben das Gemeinsame, daß sie mehr anregen, als klären und abschließen. Trotzdem geht damit Hand in Hand, wie beim Symbolgebrauch der bildenden Kunst, eine genaue und treue Beobachtung der Natur.

Zwei völkerpsychologisch bemerkenswerte Züge betont Chamberlain[59]): die Armut der Sprache an Flüchen und Schimpfworten wie ihren Reichtum an höflichen Wendungen, und den weitgehenden Verzicht auf übertreibende und schmückende Ausdrücke, auf Metaphern und blumige Redeweise. Schimpfen verbietet die soziale Erziehung, Fluchen die religiös tolerante Denkweise, der tief gewurzelte Glaube an Seelenwanderung und an mögliche Nachwirkung böser Worte in einem künftigen Dasein. Da wirkt die Lebensanschauung des Volkes deutlich sichtbar auf den Sprachgebrauch, und die Milde der buddhistischen Grundstimmung spiegelt sich in ihr. Es ist bedauerlich, daß ein weitverbreiteter Reiseführer im Kapitel „Umgang mit Untergebenen" aus einer so höflichen Sprache die wenigen auffindbaren Grobheiten zusammenstellen zu müssen glaubte und dadurch die Meinung hervorgerufen hat, daß solche zum täglichen und unentbehrlichen Bedarf des Ausländers gehören. Der Mangel an Schmuckworten im Vergleich zu anderen Sprachen aber ist bei einem künstlerisch so begabten Volk auffällig und sicher nicht auf Armut der Phantasie zurückzuführen. Aber als ausgesprochene Augenmenschen verausgaben sie ihre Phantasie mehr auf dem Felde der bildenden Kunst, und für die sprachliche Mitteilung

gilt noch weit mehr als gute Sitte eine gewisse Verhaltenheit, fast gewollte Kargheit des Ausdrucks und Zurückhaltung mit echter Empfindung.

Der Sprachgeist trennt sehr scharf Empfindungs- und Phantasiewelt von der Welt wirklichen Erlebens und Tuns, läßt dort der Phantasie immer etwas Letztes übrig, vermeidet große pathetische Worte, deutet lieber Erhabenes an, als daß er es frech ausspräche — eine Zurückhaltung, die auch in der Grundrichtung der *Shinto*-Lehre wurzelt. So erscheint es taktlos, zu viel von Liebe im echten, idealen Sinn laut zu sprechen, man schweigt von der himmlischen, während man die irdische ganz unbefangen beim Namen nennt und die Prüderie erst vom Ausland gelernt hat. Er trennt also in Ausführung und Bezeichnung völlig das eine vom anderen, das Naive vom Sentimentalen, ähnlich, wie es auch der römische Staatsgeist getan hat. Das drückt sich auch im Verhältnis der Sprache zu sittlichen Begriffen aus; und wer auf dem Standpunkt steht, man dürfe das nicht vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können, dem erscheint Japan in Sprache und Sitte als ein unmoralisches Volk, weil es eben, was es überhaupt in derlei Dingen sagt, durchaus offen sagt, oder aber es völlig verschweigt, worin es allerdings Meister ist. Vielleicht nirgends hat sprachlich so viel Bedeutung, was man verschweigt, wie in Japan und China, ganz ebenso, wie man in ihrer Kunst die Leerform, den freigelassenen Raum ebensosehr beachten muß wie das Dargestellte, wenn man hinter den wahren Sinn des Ausgedrückten kommen will. Denn jeder einzelne Ausdruck, ob bildlich oder sprachlich, muß immer aus dem einheitlichen Geist einer in sich ausgereiften Gesamtkultur begriffen sein, in der die Fakultätentrennung nicht so durchgeführt ist, wie bei uns, sondern das Ganze noch bewußt alle Gebiete zu umfassen sucht, am meisten natürlich durch das verbindende Mittel der Sprache, das diesem Streben entgegenkommen muß.

Anteil am Kulturleben in Religion und Weltanschauung.

„Allen Anregungen und Eindrücken weit offen und zugleich fähig zu sein, sie im Schutz einer geschlossenen Persönlichkeit sicher zu verarbeiten, darin liegt die Gewähr des Wachsens der Lebensentwicklungen bis zur höchsten Vollendung ...“, das etwa ist der Höhepunkt von dem, was Ratzel[18]) über den politischen, aber auch den Kulturwert von Inseln für ihre Völker und Staaten zu sagen hat. Es zeigt uns aber auch die beiden Pole ihres Wertanteils am Gesamtkulturleben in Religion und Weltanschauung, den Gegensatz zwischen dem, was sie autochthon erschafft und was in der Regel besser für sie selbst taugt als für die Umwelt, und dem, was sie aus dieser Umwelt aufnehmen muß, um nicht zu erstarren, was sie umgestaltet, und dessen umgeprägte Wiedergabe den besten Teil ihres Wertes für die Gesamtheit ausmacht. Japan besitzt eine eigene Kosmogonie, im höchsten Grad ozeanisch bestimmt, und einen eigenen Naturmythos mit großartigen Zügen, die zum Teil heute noch in der umgestalteten Shintolehre eingebettet sind. *Shinto* bedeutet wörtlich: „Weg der Götter“, und die Lehre

soll den Gläubigen zu den alten Naturgöttern führen, vornehmlich zu der Sonnengöttin (*Amaterasu*) als höchster Gottheit und zugleich als Stammmutter, Ahne des Kaiserhauses. Die ältesten Hymnen und Mythen zum Preise dieser Ahnengöttin mögen einige zweitausend Jahre alt sein und sind sicher vor der Karolingerzeit schriftlich niedergelegt worden; heute noch werden dieser selben Sonnengöttin und kaiserlichen Ahnfrau durch feierliche Gesandtschaften wichtige Reichsereignisse, Siege, Friedensschlüsse in ihrem Tempel zu *Ise* angekündigt. Es bedarf also keines weiteren Beweises, daß der uralte, angestammte Natur- und Ahnenglaube noch lebendig ist, ja er ist sogar zu einer Art von Staatsreligion geworden, wenn man bei der grundsätzlichen Religions- und Bekenntnisfreiheit, deren sich das japanische Reich tatsächlich erfreut, dieses Wort gebrauchen darf.

Über diese erste einheimische Schicht, die bis zum sechsten Jahrhundert alleinherrschend war, breitete sich von da ab der aus Indien über China und Korea eingedrungene Buddhismus, der auf diesem weiten Wege mannigfache Wandlungen erlitten hatte und aus einer atheistischen Erkenntnisphilosophie, aus einer Lehre der Selbsterlösung durch Wissen und Entsagung zu einer ganz anderen Form der Erlösungslehre mit einem reichen Pantheon von Gottheiten, Untergottheiten und Heiligen und mit zahlreichen Sekten geworden war. Während die ursprüngliche reine Buddhalehre, ähnlich wie das Urchristentum, fast ausgestorben ist, und sich im Ursprungslande Indien gar nicht, in Ceylon und Burma nur in schwachen Zahlen erhalten konnte (die südliche Schule, *Hinayana* oder das kleine Fahrzeug), hat diese umgewandelte Form, wohl nicht zum wenigsten durch ihren polytheistischen Einschlag, ihre größere Anpassungsfähigkeit und geringere Strenge (als *Mahayana*, großes Fahrzeug der nördlichen Schule) eine ungeheure Verbreitung erlangt. Diese Form ist es auch, die im 6. Jahrhundert n. Chr. durch einige koreanische Gelehrte in Japan eingeführt worden ist und neben dem *Shinto* herrschende Geltung erlangt hat, ja sogar das *Shinto* zeitweilig verdrängen oder aufsaugen zu wollen schien, bis es in den letzten Jahrhunderten durch eine Art romantischer und nationaler Reaktion wieder zu neuem Leben erwachte. Eine Hauptquelle der Werbekraft war es für den Buddhismus, daß in seinem Gefolge mit den Schriftgelehrten und Kunsthandwerkern des Festlandes die chinesische Kultur mit ihrer ganzen Fülle von Anregung Einzug hielt. Dieser Siegeszug des Buddhismus vollzog sich fast kampflos, und seitdem haben tatsächlich die beiden Religionen in friedlichem Wettbewerb um die Volksseele bis heute vierzehn Jahrhunderte lang nebeneinander fortbestanden.

Zu ihnen drang als dritte religiöse Strömung, viel schmäler, aber schärfere Wellen schlagend, Ende des 16. Jahrhunderts das Christentum in spanisch-portugiesischer Prägung, gewann im ersten Anlauf rasch an Boden, wurde aber im siebzehnten Jahrhundert — sobald seine Staatsgefährlichkeit für die bestehende Staatsform und für die Selbstbestimmung des Inselreiches erkannt war — zunächst unterdrückt, und als das nicht genügte, mit furchtbarer Strenge ausgerottet. Einige wenige Bekenner haben sich trotzdem bis

ins 19. Jahrhundert durchgerettet, und mit der Erschließung und Erneuerung im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts erfreut sich das Christentum der gleichen Bewegungsfreiheit wie alle übrigen Weltanschauungen, Bekenntnisformen und Religionsgesellschaften, hat es aber in seiner Bekennerzahl über einen Achtungserfolg nicht hinausgebracht.

Da es wegen der grundsätzlichen Bekenntnisfreiheit und der Unzulässigkeit amtlicher Religionsstatistik schwer ist, zuverlässige Angaben über die Anhängerzahl dieser drei Hauptreligionen zu erhalten, müssen wir uns mit den schätzungsweisen Angaben des Botschaftssekretärs *Yakijiro Suma* aus neuester Zeit begnügen. Er schätzt die Anhänger des *Shinto* in ihren dreizehn Hauptsekten auf 25% der Bevölkerung (14 Mill.), die der Buddhisten auf 80% (46 Mill.) — sich überschneidende Zahlen (da beide vielfach unscheidbar verquickt sind) —; für das Christentum werden etwa 4 auf das Tausend in Anspruch genommen, bei einem Verhältnis von Männern und Frauen wie zwei zu drei. Die offiziellen Listen der christlichen Kirchen enthalten etwa 250000 Bekenner; daneben wird aber bis zu einer Million mehr oder weniger christlich beeinflußter Anhänger angegeben. Obwohl die Zahl der Christen sich seit der Jahrhundertwende verdoppelt haben mag, sind diese Angaben doch zweifellos in bestem Glauben weit übertrieben. Bei dem großen Proselyteneifer der untereinander in scharfem Wettbewerb stehenden Missionen ist kaum ein ernsthafter Bekenner nicht irgendwo registriert, und die Wahrheit bleibt eben doch die, daß der uralte Kulturboden Südostasiens, mit einziger Ausnahme von Korea, den Religionen Vorderasiens und des Westens keine rechte Resonanz gibt.

Zu dieser wichtigen Frage hat mir ein vertrauenswürdiger Beobachter als seine letzte Überzeugung die Ansicht mitgeteilt, die ich hier wiedergebe: „Japan hat für die zwei Typen von Menschen, den pessimistisch-passiven, metaphysisch orientierten Typ und den optimistisch-aktiven, realistisch veranlagten, je eine uralte, ehrwürdige, im Volksbewußtsein verankerte Religionsform. Wozu eine neue importieren? Die japanische Regierung unterstützt mit feiner Witterung die zweite, denn sie ahnt oder weiß, daß der wahrhaft religiöse Mensch, der Mystiker und Metaphysiker, notwendig ein Staatsbürger zweiter Güte ist. Was bedeutet der Staat und seine Ziele einem religiösen Anarchisten — und jeder wahre Christ und Buddhist hat etwas vom Anarchisten in sich —, dem alle irdischen Dinge gleichgültig sein müssen, soferne er nur keinen Schaden an seiner Seele nimmt? Wem aber das Heil seiner Seele vor allen anderen geht, der taugt nicht als Rad in eine Staatsmaschine."

Löst sich so für das Verhältnis des Einzelnen zum Staatsvolk in Japan diese im Grunde doch wichtigste Frage des Anteils am Kulturleben, die religiöse, so entsteht im unmittelbaren Anschluß eine weitere: die des Anteils der einzelnen staatlichen Lebensform an der religiös-kulturellen Gesamtheit und der Menschheit. Unterscheidet man, wie es Österreich [60]) tut, bei Betrachtung der Kulturstufen auf der einen Seite die politisch-sozialwirtschaftlich und technisch hervorragenden, auf der anderen Seite die reli-

giös-ethisch, wissenschaftlich, philosophisch und künstlerisch begabten Staatsvölker, so können wir uns dessen Urteil anschließen: „Eine universal gleichmäßig entwickelte Kultur hat es niemals gegeben. Auch selbständige Vollkultur — also eine Kultur, in der zwar nicht alle Kulturgebiete gleichmäßig entwickelt sind, aber doch keines nahezu unentwickelt — ist nur an drei Stellen des Erdballs spontan hervorgetreten: im griechischen Kulturkreis, in Indien und in China. Nur dort gab es neben den niederen Kulturgebieten und der Religion und Kunst auch Wissenschaft bis zur höchsten Stufe der Philosophie. Arier — auch in Indien sind sie die Kulturschöpfer — und Mongolen sind sonach die Hauptträger der großen Produktivkulturen." Wenn es ferner wahr ist, daß „alle übrigen Kulturen von der griechischen, der indischen oder der mongolischen Kultursphäre abhängig sind", dann ist es freilich „ein kulturelles Lebensproblem der Ostasiatischen Welt, ob sie auf künstlerischem Gebiet ihre Selbständigkeit zu bewahren imstande ist, und auch in Zukunft die künstlerische Weltkultur durch eigenartige Schöpfungen bereichern wird".[60]) Verfolgt man von diesen Vollkulturen aus die Wege zu den von ihnen beeinflußten Mischkulturen, wie es etwa für die indisch-griechischen und in Anfängen für die chinesisch-griechischen Beziehungen geschehen ist, dann enthüllt sich die Eigenart des ostasiatischen Inselkulturtyps als eine indisch-chinesische, vorwiegend chinesisch betonte Mischkultur, die aber durch Vermittlung des Abendlandes, seit 1549 langsam, seit 1854 rasch auch die griechischen Erkenntniswerte unserer Kultur aufgenommen hat, die nahöstlichen Religionen aber vorwiegend ablehnt, und sich dabei eine unverkennbare persönliche japanische Note erhalten hat. Es ist unrichtig, sie nur als einen Ableger der chinesischen zu erklären. Für Alt-Japan sind Indien, China und Japan die *„San koku"*, also die „drei Länder" schlechthin gewesen, denen man in seinem Gesichtskreis ebenbürtigen Kulturwert, Völkerpersönlichkeit zuerkannt hat. Es ist also Vollkultur in nationaler Abwandlung, wenn auch eklektisch aufgebaute, die das hochbegabte Mischvolk davor bewahrt hat, von der chinesischen oder von den Ausstrahlungen der indischen und griechischen Kultur überwältigt zu werden, und es dazu befähigt hat, in schöpferischer Abwandlung aller drei seine Art zu behaupten.

Das gilt vor allem auf dem Gebiete der Religion. Der Buddhismus, der freilich schon in gebrochener und abgeschwächter Form, nicht mehr mit der vollen Kraft des Status nascendi, nach Japan gelangte, ist dort zu etwas anderem geworden als in Indien und China, ähnlich wie das Christentum bei den Angelsachsen eine ganz bestimmte Lokalfärbung angenommen hat. Der Vergleich ließe sich weiterführen, wenn man z. B. die sechs Hauptsekten des buddhistischen Japan mit gleichläufigen christlichen Erscheinungen zusammenhält, was auch schon öfter und mit Recht geschehen ist. Während es aber bei uns die christlichen Glaubensboten für nötig hielten, die heiligen Eichen und Haine umzuschlagen und die angestammten Naturgötter in das Reich des bösen Spuks zu verbannen, ist der Buddhismus in seiner toleranteren Art mit den Resten der alten Naturdämonen- und Ahnenreligion ein

Kompromiß eingegangen [61]), so daß sich dieser Rest in tausendjähriger Symbiose erhalten konnte. Heute steht er gleichwertig neben ihm, als Staatsethik und pantheistische Fortbildung der Kami-Lehre von den vergeistigten Vorfahren, die kaum mehr zu trennen ist von den buddhistischen Vorstellungen der Präexistenz und Palingenese. Wie schon betont, tritt gegenüber der Macht dieser beiden Vorstellungskreise über die Volksseele die christliche Lehre einstweilen noch völlig zurück; trotz einem ungeheuer kostspieligen Werbe- und Lehrapparat weist sie etwa eine Viertelmillion Bekenner auf, gegen 7 bis 14 Millionen der Shintogläubigen und 17 bis 27 strengere Anhänger der buddhistischen Lehrmeinungen. Daneben besteht noch eine Fülle eklektischer, teils metaphysischer, teils materialistischer, auf eigenem Suchen und Streben beruhender Weltanschauungen, die in einer bei uns unbekannten gegenseitigen Duldung nebeneinander leben. In der Tatsache dieser feinfühligen und achtungsvollen Duldung liegt ein großer positiver Kulturwert. Ganz mit Unrecht wird sie als religiöse Gleichgültigkeit gedeutet und herabgesetzt. Unter der scheinbar glatten Oberfläche bestehen sogar sehr starke religiöse Strömungen, zum Teil von unheimlicher Gewalt, wie etwa die neueste, die der Regierung wegen ihrer sozialen und politischen Nebenwirkungen in den letzten Jahren sehr zu schaffen machte, die *O moto kyo* (Große Ursprungslehre), eine angebliche Erneuerung des *Shinto* verquickt mit kommunistischen und chiliastischen Zügen.

Viel günstiger als im eigentlichen Japan sind die Aussichten für eine erfolgreiche Ausbreitung des Christentums in Korea, wo die Missionen geschickt verstanden haben, ihre Lehren mit handwerklicher und landwirtschaftlicher Volkserziehung zu verbinden. Ähnlich wie jahrhundertelang Iren und Polen, flüchten dort viele zu den fremden Heilslehren, weil sie an dem politischen Heil ihres Landes zunächst verzweifeln und sich doch bei wirtschaftlichem Aufblühen unter Fremdherrschaft nicht bescheiden wollen, in der unklaren Hoffnung, daß die Kirche ihre Befreiungsversprechungen und Menschheitsbeglückungslehren schließlich doch einmal auf messianischem Wege erfüllen könnte. Das ist freilich kein metaphysisch reinlicher Beweggrund, aber doch ein recht wirksamer. In Korea, das in seinem Verfall an der Jahrhundertwende nicht mehr als Kulturland gelten konnte, kamen auch eine Reihe wohltätiger Leistungen der Missionen gegenüber führungsbedürftigen Völkern ganz anders zur Geltung als in einem Lande ausgereifter Vollkultur wie Japan. Diese höchst anerkennenswerten Leistungen besonders der deutschen Mission lernt man am besten kennen aus dem gediegenen, prächtig illustrierten Werk des Erzabtes Weber von St. Ottilien [62]). Darin findet sich auch eine gute religionsgeographische Gegenüberstellung koreanischer und japanischer Wesenszüge, freilich unbewußt geleitet von Vorliebe für das Halbinselvolk und Abneigung gegen den Inselstaat.

Überhaupt hatten die beiden leitenden Religionen Japans, das bodenständige *Shinto* wie der national abgewandelte *Butsudo* (Buddhaweg), das gemeinsame Mißgeschick, lange Zeit in der Hauptsache von ihren natürlichen Gegnern, nämlich den Missionaren und Schulphilosophen, der übrigen

Welt dargestellt zu werden. Diesen aber mißfällt gleichmäßig der beiden Religionen gemeinsame pantheistische Zug zur Erweckung und Erhaltung eines Alleingefühls mit der Natur und des Zusammenhangs mit den vergangenen und künftigen Geschlechtern, die das eigene, über alles geliebte Land bewohnen. Ferner stoßen sie sich an der Verschwommenheit und Flüssigkeit der Lehrmeinungen, die allerdings im Gegensatz zu den starren Dogmen der mediterranen Religionen steht, und der damit verbundenen friedlichen toleranten Unangreifbarkeit von Vorstellungen, die mehr gefühlsmäßig als verstandesmäßig herrschen, und sich deshalb der Disputationslust ihrer Angreifer entziehen. Aber das ist es ja gerade, was die Japaner wünschen: einer ihrer ausgeprägtesten religiösen Züge ist die Abneigung gegen dogmatische Festlegung, womit sie sich einem Hauptziel der Missionen widersetzen, ihr Wunsch, ungestört freies Spiel der Phantasie zu behalten, auch von einer Vorstellung zur anderen frei wechseln oder hinübergleiten zu können, ohne sich deshalb verantworten zu müssen.

Religion ist ihnen Privatsache, was aber nicht gleichbedeutend ist mit einer unwichtigen Sache, sondern wirklich eine Angelegenheit, die dem Einzelnen zu heilig und persönlich sein müßte, um darin Massenbindungen zu ertragen oder sich öffentlichen Besprechungen zu unterwerfen. Allgemein anerkannt wird nur die Notwendigkeit von moralischen Grund- und Lehrsätzen, die für alle gleich verpflichtend sind, die aber in der Schule in einem staatlichen Ethik- und Moralunterricht gelehrt werden und geflissentlich von jeder Verquickung mit konfessionell-kirchlichen Lehren freigehalten werden.

Gerade dank seiner Freiheit steckt im Shinto viel mehr lebendige Macht, als man außerhalb Japans verstehen kann, und eine fast unbegrenzte Erneuerungsfähigkeit. Die Lehre hat schöne Gebete und eine erhabene Spruchweisheit hervorgebracht, ist dem Schlichtesten verständlich und läßt sich vom Höchstgebildeten unbegrenzt ausdeuten, pantheistisch wie entwicklungsgeschichtlich, kann also, richtig angewendet, zu einer Überbrückung der Klassenscheidung führen und entspricht dem Wunsch nach naturgemäßem, einfachem, weder durch Klassen- noch Religionshaß getrübtem Gemeinschaftsleben des ganzen Volkes (*Dobo*, Geschwistergefühl!). Eben wegen dieser Einfachheit kann das *Shinto* freilich auch primitiv gescholten werden und ist auch gelegentlich (wie übrigens Urchristentum und Protestantismus auch) für kommunistische und soziale Rückschlagserscheinungen und Massenhypnosen vorgespannt worden.

Ähnliches gilt vom Buddhismus, dessen feinste Lehren freilich nur von weltflüchtigen Geistern erfaßt werden können, die das Leben schon überwunden haben. Wollte die furchtbar herbe, auf strengste Entsagung gestellte Lehre über diesen engsten esoterischen Kreis hinausdringen, so mußte sie sich bewußt verschleiern, ihre höchsten Forderungen mäßigen, ihren ursprünglichen Atheismus mit jenem schillernden Pantheon von Heilsbringern und Heiligen umgeben, in dem jeder, auch der nicht völlig Weltabgewandte, das für seine geistige Tragfähigkeit Angemessene finden kann.

Sicher haben Shinto und Butsudo, der Weg zu den Göttern und der Weg zu Buddha, gemeinsam sehr tief auf Empfinden, Sittlichkeit und Kulturleben eingewirkt, und zwar nicht nur auf einzelne, sondern gerade auch auf die Massen. Wenn dem Buddhismus oft vorgeworfen wird, daß seine Anhänger nur auf das Heil ihrer eignen Seele bedacht und deshalb gegen das Schicksal ihrer Mitmenschen gleichgültiger seien, daß er Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft nicht im gleichen Maße fordere wie die westlichen Lehren, so zeigt doch der Augenschein, daß gegenseitige Hilfsbereitschaft und Liebenswürdigkeit im täglichen Umgang unter seinem Einfluß eher größer sind als bei uns. Wer Gelegenheit hat, im Westen und im Osten ins Gedränge zu kommen oder etwa in einem überfüllten Zug seinen Mitmenschen lästig fallen zu müssen, kann über den Unterschied im Ellenbogengebrauch lehrreiche Beobachtungen anstellen.

Überaus wohltätig wirkt das Gefühl, daß jeder allein sein kann und allein gelassen wird, falls er so will, bis zur mystischen Versenkung; daß aber keiner allein zu sein braucht, wenn er Ansprache oder Hilfe will. Das wird von allen ehrlichen Beobachtern zugegeben als etwas, was das japanische Volksleben vorteilhaft von den Massenempfindungen anderer Völker unterscheidet; und da es im alten, noch unberührten Japan noch stärker war als im jetzigen, erschlossenen, muß es also wohl den damals herrschenden religiösen und ethischen Strömungen zugute gerechnet werden.

Die einheimischen Lehren sind, gerade weil das religiöse Leben sich wieder stärker zu regen scheint, in Gärung und Umformung begriffen. Der japanische Buddhismus entfaltet sogar in jüngster Zeit eine lebhafte Missionstätigkeit nicht nur im eigenen Lande, sondern weit hinübergreifend auf das Festland bis nach Zentralasien. Trotzdem ist von Fanatismus nichts zu spüren, im Gegenteil geht der allgemeine Wunsch dahin, sozial ausgleichend zu wirken und Spaltungen durch trennende Lehrmeinungen zu vermeiden. Bezeichnend für die vielleicht synkretistische und eklektische, also nicht wahrhaft schöpferische, aber eben deshalb tolerante Grundrichtung im religiösen Leben Japans war der vor einigen Jahren in Tokio abgehaltene Versuch einer ausgleichenden Religionskonferenz, die zwar — wie kaum anders möglich — ohne positives Ergebnis verlief, aber doch dem religiösen Friedenswillen des Staates, der sie einberief, und der bodenständigen Religionen, die sofort darauf eingingen, alle Ehre macht.

Wissenschaft; Eklektik; Staatskunst.

Zeigen Weltanschauung und Religion die ruhigsten und mächtigsten Wellenbewegungen, wie überall, so auch in Japan, so offenbart sich die eigenartige Zweizelligkeit der japanischen Kulturgeschichte mit ihren raschen, unvermittelt scheinenden Wendungen von lebhafter Außenwirkung zu ruhiger, scheinbar stagnierender Innenkonzentration mehr auf andern Gebieten der Wissenschaft, auch der eklektisch von außen übernommenen, vor allem der Staatskunst und der Staatswissenschaften.

Es gibt Zeiten in der Geschichte des japanischen Volkes, wo es uns als eines der höchstbegabten Staatsvölker neben Römern und Engländern erscheint, wo unter dem Vorwiegen des politischen Anteils die andern Geisteswissenschaften als nur zweiten Rechtes, die Kunst als bewußt nur dem Schmuck des Lebens bestimmte Spielerei angesehen wird. Und dann beherrschen diese in andern Perioden wieder das nationale Leben so sehr, daß seine Führer und Lenker früh weltflüchtig werden, sich von den Pfaden der Macht ab zur Mondscheinschwärmerei und zum Blüten- und Herbstfarbenkult, ja zur Nirwanalehre wenden. Es ist das Unvermittelte und doch Bewußte dieser Wendungen, was daran das spezifisch Japanische auszumachen scheint: nicht das ausgesprochener politischer Tradition so abträgliche, abrupte Nacheinander politischer und wissenschaftlicher Strömungen, wie es Hillebrandt am Deutschen im Gegensatz zum Angelsachsen tadelt, aber doch auch nicht das kluge, kühlbesonnene Nebeneinander, wie es der Brite übt — also in politischer, staatsvölkischer wie wissenschaftlicher Hinsicht ein Mittelding zwischen beiden, jetzt vielleicht in bewußter Synthese, Zusammenfügung, Vereinigung.

Zu zweckmäßiger Auswahl und richtiger Selbstbeobachtung als Voraussetzung dazu gehört aber eine gute Veranlagung zu wissenschaftlicher Beobachtung und Schlußfolgerung, und zwar bei vorwaltend zeitlicher Wertung, wie für Geschichte, vor allem für die eignen Entwicklungszusammenhänge, wie bei vorwaltend räumlicher, zunächst in den Problemen der eignen politischen Geographie oder Geopolitik, dann der Naturwissenschaften überhaupt. Anlagen für beides sind offenbar immer vorhanden gewesen, trotz der zweihundertfünfzigjährigen Abschließung vom Gesamtleben der Wissenschaft, — die übrigens keineswegs absolut war und auf dem Weg durch die holländische Randberührung immer ein Einsickern zuließ. Als sie freies Kräftespiel gewannen, zeigte sich, daß Medizin, Chemie und Physik, wissenschaftliche Land- und Forstwirtschaft, Geographie und Geologie, namentlich auch die praktisch immer hochgeschätzte Pflanzenkunde von den guten Beobachtern mit ihren geschickten Experimentierfingern und dem eisernen Fleiß im kleinen nicht nur im übernommenen Stande weitergepflegt, sondern auch bis zu einem gewissen Grade selbständig weiterentwickelt wurden, wenn auch von europäischen Autoritäten immer noch eine wirklich schöpferische Kraft der Japaner auf wissenschaftlichem Gebiet bestritten wird. Handgreifliche Nöte sorgten dafür, daß Erdbebenkunde und Wetterdienst genügende Beachtung fanden. Neben der naturwissenschaftlichen Seite der Erdkunde baute eine geschichtliche Richtung mit starkem geographischen Einschlag auf alten nationalen Grundlagen und Vorarbeiten weiter.

Eine starke Neigung, gleich die Anwendung, die praktische Folge unmittelbar mit der grundlegenden Beobachtung und der weiterbauenden Spekulation Hand in Hand gehen zu lassen, gibt allem wissenschaftlichen Streben in Japan den ausgesprochenen Zug zum Angewandten. Der ganze Aufbau der Hochschulen und ihrer Vorstufen, vor allem auch der

sehr zweckmäßig organisierten höheren Mittelschule (*Kotogakko*) steht in der Mitte zwischen amerikanischen Vorbildern in bezug auf Bauanlage und Organisation, deutschen in bezug auf Lehrmethode, englischen in bezug auf autoritäre Zusammenhaltung der jungen Leute und zeigt das Bemühen, der geistigen Überforderung der ersten Erneuerungszeit nun gesunde körperliche Gegengewichte zu schaffen. Die zuerst französischen Vorbildern nachgeahmte Überzentralisation des Bildungswesens ist wieder aufgegeben worden; nur in der inneren politischen Verwaltung spukt noch der Präfektengeist, wird aber zunehmend vom Selbstverwaltungsdrang und gildenartigen Zusammenschlüssen zurückgedrängt.

Neben den drei großen Landesuniversitäten *Tokio*, *Kioto* und *Sapporo* und den kleineren zu *Fukuoka, Osaka, Sendai* fassen 28 gelehrte Gesellschaften das wissenschaftliche Leben des Landes zusammen. Einige spannen ihre Ziele weit über den Reichsrahmen hinaus, beschränken sich aber meist doch auf Ostasien, dessen Begriff freilich sehr weit gefaßt wird, indem er Britisch- und Niederländisch-Indien, die größere Einheit der Monsunländer und der buddhistischen Welt in sich begreift und von der Amur- bis zur Indusmündung reicht.

Hier also steht neben weitausschweifenden Menschheitszielen ein klares engeres Erdraumbewußtsein, sobald das Gebiet der Staatskunst betreten wird, ein deutliches Gefühl auch dafür, daß die schönste Idee unfruchtbar bleibt, wenn sie nicht von realer Macht gestützt wird. Deshalb ist schnell die Bedeutung einer unabhängigen Wehrindustrie für eine selbständige Volkswirtschaft erkannt worden. Wirtschaft und Wissenschaft wurden darauf eingestellt, und man hat nichts versäumt, um durch Wissen und Wehr — zu Wehrkunde vereint — die reinsten Machtinstrumente des Staates, Heer und Flotte, gebrauchsfähig zu erhalten. Nachdem ich Japan wehrgeographisch schon anderswo eingehend geschildert habe[63]), braucht hier nur gesagt zu werden, daß es sich auf 22 Divisionen alter Art oder 32 neue mit ebensoviel vollwertigen Reserve- und guten Landwehrdivisionen stützen kann, dazu auf eine Kriegsflotte, die nun von etwa 600000 T. auf die in Washington festgesetzte Zahl zurückgeführt wird. Heer und Flotte werden durch ein sehr hochstehendes und wissenschaftlich durchdachtes Küstenverteidigungssystem zu voller Wirkung gebracht und sind wohl nur von einer mindestens doppelten Übermacht zu bezwingen. Das Gehirn dieser Land- und Seemacht ist an dem Besten geschult, was sich aus der Erfahrung zweier siegreicher Kriege und aus dem sorgfältig studierten Können Deutschlands, Frankreichs und Englands gewinnen ließ; es lernt noch immer rastlos, der Gefahr seiner weltpolitischen Lage bewußt, aber es hat auch schon unverkennbare Proben vollwertiger Meisterschaft gegeben.

Früh war man sich klar geworden, daß die Widerstandskraft eines Volkes ein Ganzes sei, in dem die Anspannung der Wehrkraft als technisches Sondergebiet keineswegs die entscheidende Rolle spiele, die wirtschaftliche Stärke, noch mehr aber die moralische viel entscheidender werden könne. Dem entsprach die hohe Schätzung der einheitlichen Volksstruktur

und ihrer Erhaltung durch ein wahrhaft nationales Erziehungswesen. Gewiß ist auch hier der entscheidende Schritt erst seit der Neubefruchtung des Volksbodens durch die Landöffnung geschehen, aber die Überlieferung konnte doch auf tausendjährige Kulturarbeit des Buddhismus und auf noch ältere Volksüberlieferung und uralte Zusammenhänge fußen. So ist auch bei den pädagogischen Reformen des neuen Reiches, in dem Lesen und Schreiben so verbreitet sind wie in Mitteleuropa, der Sprung in Wirklichkeit nicht so groß, wie er scheint. Freilich hat zu dieser Leistung, die wirklich eine geistige Gewaltleistung genannt werden darf, das Geschlecht der Meijizeit, das jetzt ins Grab sinkt, vielfach Raubbau an Seelen- und Gehirnkraft üben müssen und der Rückschlag nach der Überforderung macht sich bisweilen geltend. Trotzdem warnt die Einsicht in die gefährliche Weltlage davor, sich die manchmal erwünschte Ruhe jetzt schon zu gönnen.

Vor einem zu frühen Erschlaffen behütet vor allem die Staatskunst. Sie war in ihrer Art um die Wende von 1854 vollendet klug, soweit sie nur auf Erhaltung eines Meisterwerks von innerem Gleichgewicht gerichtet war, aber fast ahnungs- und hilflos, als jenes Meisterwerk von außen zerstört wurde, weil es eben im Innern vor lauter Ausgleich seine lebendige Kraft verloren hatte. Während man also für die innere Politik ausgezeichnete, fast überzüchtete Organe besaß, waren sie für die auswärtige aus ganz bescheidenen Ansätzen heraus erst zu entwickeln. Wie das geschah, und zu welchem Erfolg es führte, das ist in großen Zügen im III. Teil dargestellt. Die Neuschöpfung des Reiches beweist, daß auf dem Gebiet der Staatskunst vielleicht die größte ursprüngliche, durch unablässige Erziehung des Erdraums weitergebildete Begabung liegt, daß das japanische Volk also noch weit mehr Grundlagen zu einem Staatsvolk als zu einem Künstlervolk besitzt. Sie beweist ferner, daß es auf dem Gebiete der Geopolitik neben besonderer Feinfühligkeit und einer extensiven Erziehung zum Verständnis für die Notwendigkeiten der auswärtigen Politik (wie es der Alltagsbedarf von Großreichen wie das angelsächsische empirisch mit sich bringt) auch eine intensive Erziehung gibt, die aus der feinsten Erfahrung der Bedürfnisse eines engen Raumes, seiner Lehren und eklektischer Verarbeitung fremder Erfahrung fließt.

Dafür kann die japanische Ausdehnung und Staatsführung während des letzten Menschenalters als vorbildlich gelten: eine gerade jetzt für uns Deutsche um so wichtigere Erfahrung, als Japan auch auf diesem Gebiet der bewußten Behandlung des Problems der Volks- und Staatsausdehnung — sogar mit Überwindung starker Volksinstinkte zugunsten des Möglichen! — eine wohldurchdachte Methode gefunden hat, die eine kluge Mitte zwischen den extensiven angelsächsischen, den profusen deutschen und den gewaltsamen französischen und russischen Methoden innehält: eine Verbindung zwischen westlicher Staatskunsterfahrung und seinen ostasiatischen Kulturgrundlagen. Nur wenn man beide zusammenhält, wird man seinen Staatslenkern gerecht.[64])

Literatur; Presse und öffentliches Leben.

Wer das anschwellende Quellenmaterial zur japanischen Literatur kennt, zu der für uns Deutsche das treffliche Werk von Florenz[65]) immer noch die beste Einführung ist, der kann nicht ernstlich versuchen wollen, auf ein paar Seiten ein Bild von Schrifttum und öffentlicher Redekunst und der Einwirkung beider auf Presse und öffentliches Leben zu geben. Er kann nur versuchen, das Wesentlichste für eine Landeskunde in Skizzenform anzudeuten.

Alles Langatmige im Schrifttum, im Gegensatz zu dem gern breit hingesponnenen Gespräch [*Hanashi*, Plauschen] und gewissen epischen Neigungen des reinen Unterhaltungsromans, verrät fremden Einfluß, ist meist chinesische oder europäisch-amerikanische Nachbildung. Der volkstümliche Arbeitsgesang wie das Kunstgedicht nationaler Prägung ist kurz, legt mehr zwischen die Zeilen als auf sie, beachtet, wie die Skizze, die Leerform und Leerfläche oft mehr als die spärlichen Andeutungen des eigentlichen Bildes. So ist heute noch wie vor tausend Jahren die feinste Blüte japanischen Schrifttums am meisten bezeichnend für die gewählte und auswählerische Geschmacksrichtung, die Uta, das kurzgeschürzte, zugespitzte Sinngedicht, das der Phantasie des Lesers oder Hörers mehr zu ergänzen überläßt als ausspricht, sie mehr anregt als sie bindet. Sein Höhepunkt ist die Tanka (Haikai), zu dem der nationale Geschmack immer wieder zurückkehrt, die Kaiser und Marschall, Dichter und Bauer, Kuli und Kurtisane zu schmieden wissen, bald schwer und gedrungen wie Schwertstichblätter, bald leicht wie Fächerspiel mit Schmetterlingen: ein auf Silbenzählung im regelmäßigen Wechsel von fünfsilbigen und siebensilbigen Zeilen beruhendes fünfzeiliges Epigramm, das eine abgeschlossene Idee, womöglich ein Bild und eine solche Idee zusammen ausdrücken muß, und das auch im Wettbewerb mit der noch knapperen und deshalb weniger ausdrucksfähigen Form der Kata Uta, des Dreizeilers, obgesiegt hat. Florenz zieht feine Vergleiche zwischen dem völkerpsychologischen Wesen von Tanka und Distichon, mit dem man unwillkürlich Vergleichspunkte sucht, die sich aber vielleicht besser anderswo finden, so in einzelnen Horazstellen und den Sinnsprüchen des Omar Chayam. Die seltsame Selbstbeschränkung auf das Kurzgedicht, das Bestreben, in diese gebundene Form das Mögliche hineinzulegen, und in dieser Selbstbescheidung die Form sozusagen bis zur letzten Möglichkeit „auszuwirtschaften“, fließt aus derselben autarkischen Neigung wie im staatlichen Gesamtleben die freiwillige Abschließung. Solche Selbstbescheidung schloß freilich den Verzicht auf eine wirklich große Literatur wie früher auf Weltgeltung in sich

Eine solche Literatur mit ihren Einzelvorzügen bei einer gewissen Kärglichkeit und Ideenarmut — wenn sie auch den Roman, die epische Form, sehr lebendige Dramen, am meisten aber doch die lustbetonte Lyrik bis zu einem gewissen Stadium entwickelt hat — fügt sich natürlich glatter in den Gesamtrhythmus der einheitlichen, wenn auch einseitigen und überzüchteten Kultur, als eine reichere und eigenwilligere.

Eine solche Kultur aber, von der eben sein Schrifttum ein auf das Maß des Ganzen zurückgeschnittener Teil war, hat Japan besessen in einer nationalen Vollkommenheit wie kaum anderswo auf der Erde, und wenn auch Florenz seltsamerweise ihren Verlust eine große Wohltat nennt, hat sie doch noch im Sterben ihren imponierenden Eindruck auf die ersten und unvoreingenommenen Beobachter, die in sie eindrangen, auf keinem Gebiet verfehlt.

Ist dieser Verlust, bei dem mit Kulturgütern für Zivilisationserrungenschaften bezahlt wurde, ein endgültiger? Wir glauben es nicht und belegen diesen Glauben mit einem der Literatur entnommenen Symptom. Bei Stefan Zweig[66]) findet sich völkerpsychologische Wahrheit in glänzender Sprache in einer Zeichnung des Gegensatzes von englischer Künstlerschaft als Exponent des Reifezustandes eines Volkes, als völkerpsychologische Verständnisvermittler unter Elisabeth und Viktoria. Da ist nun interessant der Vergleich mit dem bewegten Schrifttum des neuen Inselreiches, das in dieser Beziehung mehr an das Elisabethanische erinnert als an das Viktorianische England (für das japanische Theater vgl. Hagemann, Spiele der Völker)[67]), und das auch ganz ähnlich wie jenes um die ersten Anfänge der männerbeherrschenden Beredsamkeit ringt: noch so insular ist und doch schon so expansiv. Das japanische Theater also mit seinen Anklängen an die Shakespearezeit, mit dem fortreißenden Auf und Ab zwischen Staatsaktion und brillant dargestelltem Rüpelspiel, mit dem glühenden, tagelang anhaltenden Anteil seiner Zuhörer, die tatsächlich darin leben, wie ein Teil der Londoner goldenen Jugend unter Elisabeth darin lebte, auf der einen Seite, das Verhältnis zur öffentlichen Rede auf der andern, bestärken die Annahme (die Richthofen in anderm Zusammenhang belegt), daß es sich um ein „frühes Stadium" handelt, und da der japanische Staat in seinen Zusammenhängen die älteste unter den großen Mächten ist, um einen Verjüngungsvorgang.

Der Japaner scheint weniger Neigung, vielleicht auch weniger Begabung für öffentliches Reden zu haben; etwas in ihm wird wohl die dabei notwendige Herausstellung der Persönlichkeit peinlich empfinden. Wie weit diese Hemmungen durch das zweieinhalb Jahrhunderte lang in polizeistaatlicher Ausprägung herrschende Feudalzeremoniell anerzogen, wie weit sie in der Rassenanlage begründet sind, ist bei der erst seit fünfzig Jahren importierten Gepflogenheit der öffentlichen Rede nicht zu entscheiden. Theatralisches Auftreten des Redners, Spielen mit der Überzeugung lehnt der gute Geschmack ab; man ertrug es noch eher in der Zeit der unruhigen Umwandlung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als jetzt. Damals hatte der neue Parlamentarismus, die Auflehnung gegen die Clangewalten, das Auftreten dämonisch begabter Volksführer wie *Hoshi*, rücksichtsloser Freiheitsdrang dort und erbitterte Verteidigung des Alten hier den Glauben an die Macht der Rede übersteigert.

Jetzt folgt darauf ein Rückschlag, und trotz ihrem Temperament mißtrauen die Japaner eher einem allzu flüssigen Redner, als daß er sie fortzu-

reißen vermöchte. So folgt auf eine Treibhausfrühblüte der Redekunst ein Rückschlag, eine der dort so häufigen Gegenbewegungen auf übersteigerte Ausschläge des Pendels. Daß die rückläufige Bewegung sich schon ankündigt, beweisen solche bewußte Versuche zur Pflege der Rhetorik, wie sie das Zeitungsorgan *Yuben* (Beredsamkeit) betreibt. Von anderer Seite wird verfeinerte Technik der Debatte gefordert, Vortragshallen und Vortragsschulen entstanden, und man trachtete vor allem, die Rede von dem verzopften, schwerfälligen, chinesisch verbrämten Faltenwurf zu befreien und den Gegensatz zwischen prunkvoller Paradesprache und wirklich volkstümlicher Redeweise zu mildern. Auch die Landesreligionen lernten ihr Dasein gegen die Missionsprediger zu wahren und gingen dann ihrerseits predigend zum Gegenangriff über.

Stand so die öffentliche Rede unter dem Zeichen des Gegensatzes zwischen angelsächsischen Bräuchen und chinesischer Kulturform, so erhielt die Presse ihre ersten Anregungen durch die holländische Eingangsschlupftüre in *Deshima* in Gestalt von Nachdrucken niederländischer Kolonialzeitungen, denen nur eine Art „Neuigkeitsbriefe" (*Yomiuri*, daher der Name der jetzigen Zeitung) unter der *Shogun*-Herrschaft vorausgegangen war. Die ersten Zeitungen im westlichen Stil erschienen zwischen 1871 und 74, zwar unter scharfer Vorzensur stehend, aber, da sie unklug in Kampfstellung gegen die Regierung gedrängt wurden, trotzdem zügellos und bösartig und früh mit der Einrichtung von Sitzredakteuren vertraut.

Langsam wich, mit der zunehmenden Parlamentarisierung des öffentlichen Lebens, die mißtrauisch-feindselige Stellung der Presse gegenüber allen bei der *Meiji*-Erneuerung [1869—1912] leitenden Staatsmännern einer gerechteren Würdigung.

Schließlich vollzog sich auch in ihr die gleiche Eingliederung in das Zweiparteienspiel zwischen einem maßvollen Fortschritt auf der einen, einem nicht allzu starren Festhalten des Bewährten auf der andern Seite, wie sie im ganzen übrigen öffentlichen Leben im Gange zu sein scheint. Einen wichtigen Schritt dazu bedeutete das Pressegesetz von 1909. Augenblicklich erscheinen über 3000 Zeitungen und Zeitschriften, darunter etwa 20 leitende, die meisten in *Tokio* und *Osaka*, sieben davon in englischer Sprache. Eine gute deutsche Wochenschrift, Die Japanpost, ist leider ein Opfer des Krieges geworden. Die wissenschaftlich ausgezeichneten Mitteilungen der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens erscheinen wieder. Unter den über 60 Zeitschriften stehen freilich noch viele unreife Erzeugnisse neben ganz hochwertigen. Die Organisation der Presse und des Nachrichtendienstes ist in den letzten Jahren schnell fortgeschritten und nähert sich zunehmend amerikanischen Methoden, auch in der Verwertung von Bildern und der etwas marktschreierischen äußeren Aufmachung, in der geschäftliche Anzeigen und Zweckveröffentlichungen mit dem eigentlichen Nachrichtenstoff aus Reklamerücksichten bunt durcheinandergewürfelt sind. Das meistgenannte Depeschenbureau *Kokusai* ist vollständig von Reuter beeinflußt. Die Buchverteuerungswelle hat leider auch

Japan ergriffen, und auch dort sind die Zeiten vorüber, in der künstlerisch wertvolle, ja sogar farbige Drucke auf edlem unverwüstlichem Papier zu billigen Preisen hergestellt und unter das Volk gebracht werden konnten.

Bildende Kunst und Musik; angewandte Kunst im Handwerk; Kultur des täglichen Lebens und Geschmacksbildung.

„Wissenschaft genügt nicht, um die Sprache der Natur zu verstehen. Für viele Menschen sind Poesie und Kunst verständlichere Dolmetscher.“ Dieses Wort von Ratzel möge dem Versuch vorangestellt sein, im Rahmen einer Landeskunde in der dadurch bedingten notwendig einseitigen Beleuchtung ein Gebiet behandeln zu wollen, über das eine unabsehbare Reihe von Fachwerken in allen Kultursprachen die Schränke der Büchereien füllt. Bei der Unmöglichkeit, auch nur andeutungsweise eine Übersicht über Entwicklung und Leistungen der japanischen Kunst in diesem Rahmen zu geben, kann sie eben hier nur als ein Mittel betrachtet werden, als ein „Dolmetscher“, um Landesnatur und Volkseigenart dem Leser näherzubringen. Vor allem muß landeskundlich einem Irrtum von vornherein entgegengetreten werden, nämlich dem, daß die Japankunde nur eine Unterabteilung der Sinologie sei und als solche irgendwie erschöpfend behandelt werden könnte. Dieser Irrtum ist lange Zeit gerade durch Kunstwissenschaft und Linguistik genährt worden, die in Japans Kunst und Literatur nur einen abgeschwächten Abklatsch der chinesischen sehen wollten.

Es ist unmöglich, ohne Anschauungsmaterial den Unterschied zwischen der chinesischen Kultur und ihrer japanischen Tochter, namentlich in den bildenden Künsten überzeugend darzutun. Eine solche Scheidung ist aber trotzdem dringend nötig, um beiden gerecht zu werden. An dem Grad, wie man selbst diese Unterscheidung gegenüber jeder einzelnen ostasiatischen Kulturerscheinung durchführen kann, mag man ermessen, wie weit man im Verständnis der beiden ostasiatischen Kulturen fortgeschritten ist. Verwechseln wird sie nur, wer ihnen noch, um mit Griechen und Ostasiaten zu reden, als Barbar, als „*Banshin*“ gegenübersteht. Allerdings gibt es auch in Poesie und Kunst der beiden Bereiche Schöpfungen, vor denen kaum der gewiegte einheimische Kenner sagen kann, welchem sie ursprünglich angehören, aber solche Werke, die dann typenbildend fortzeugen, sind selten. Im allgemeinen spüren wir denselben Unterschied wie im Westen, in den völkischen und regionalen Abwandlungen etwa des Romanischen und Gotischen. Dazu kommt noch die Sonderschattierung des Insularen, eine eigne Prägung, die im Gegensatz zu dem größeren chinesischen Stil, der weiteren Anschauung, herberen Linienführung, gesteigerten Spannung zwischen Urbild und Nachbild als japanische Sonderart entgegenstellt etwas mehr in sich Gefestigtes, wenn auch im Wollen Kleineres, eine feinere Tonempfindlichkeit und größere Harmonie. Eine Scheu vor scharfen Kontrasten, der Wunsch nach Ausgleich und Maß, aber auch nach abschwächenden Kompromissen, nach „Eleganz“ scheint den japanischen Künstler wie sein Volk zu



beherrschen; so begnügt er sich häufig mit Andeutungen und verzichtet oft auf letzte, kühne Auseinandersetzung mit seinen Problemen. Wie der Deutsche, neigt der Chinese weit eher dazu, über allem schwer zu werden; der Japaner gleitet gern über das Schwere hinweg. Gerade die tiefste chinesische Mystik wie die des *Laotse* hat in Japan wenig Boden gefunden.

Der Gegensatz zwischen dem Vorwalten ortsfremder, chinesisch-klassizistischer Formen- und Farbengebung und national betonten, wir würden sagen romantischen Rückschlägen, getragen durch bodenständig beeinflußte und vom allzu Konventionellen zu Urformen der Verinnerlichung zurückstrebenden Richtungen, — dieser Gegensatz beherrscht mit seinem Auf und Nieder, wie die gesamte Geschichte der Kultur, so auch die der bildenden Kunst. Daher die Forderung, die wichtigsten fremden Einflüsse auseinanderhalten zu lernen, also zuvörderst die indischen, dann die wichtigsten chinesischen und die erst in jüngerer Zeit wirksamen europäisch-amerikanischen.

Die Grundrichtung der großen bildenden Kunst geht auf das Überwinden des Zufälligen in der Natur durch das Bild, das sich in der Seele des Künstlers geläutert gestaltet, läuft also eigentlich auf eine Typisierung durch diese hinaus. Wohl wird unendlich liebevoll und geduldig in der Natur beobachtet, aber dann wird auf den Nachbildern aus dem Gedächtnis das Wesen des Geschauten in kühnen, großen Strichen wiedergegeben. Das Nachtüfteln der Urform mit allen ihren Zufälligkeiten wird in der Kleinkunst eher geduldet, verleiht ihr sogar gewisse Reize, gilt aber dem besten Geschmack doch als ein Entartungszeichen. Die Zeiten, in denen dieses Bestreben vorwaltet, gelten als solche des Niedergangs; auch die Überschätzung des Farbenholzschnitts in Europa wird im Ursprungslande nicht verstanden, wo man diesen Kunstzweig in seiner Blütezeit als Volkskunst und als etwas nebenher Laufendes betrachtete.

Als Vorschulung für künstlerische Pinselführung wirkt schon das bloße Schreibenlernen mit dem Tuschpinsel auf weichem Papier, das keinerlei Radieren oder Verbessern zuläßt. Die Gewöhnung an Sicherheit des Pinselstrichs oder -hiebes und das Verständnis für die Schönheit der Linien dabei übt Hand und Auge. Die Kaligraphie gilt auch in ganz Ostasien nicht, wie bei uns, als eine bloße Handfertigkeit, sondern als eine Kunst; besonders schön geschriebene und charaktervolle Zeichen stehen in gleichem Ansehen wie ein Bild, und ein von Meisterhand geschriebener Spruch gilt zuweilen, in Erz oder Stein übertragen, als vornehmer Wandschmuck und Gartenzier. Diese Eigenart des Hauptdarstellungsmittels, der Tusche und des Pinsels, bedingt vor Erlangung der Meisterschaft die Aneignung eines anspruchsvollen technischen Apparates. Es ist ein weiter Weg vom ersten Pinselstrich zur Beherrschung der ganzen Konvention und Symbolik, die zur Bewältigung derjenigen Gegenstände nötig ist, in denen der nationale Geschmack Abweichungen und Willkür von den durch Tradition geheiligten Formen nicht dulden will, deren Innehaben er vom Künstler fordert, wenn er ihn überhaupt als solchen anerkennen soll. Das setzt eine Lehrschule voraus, wie sie die Meisterateliers unserer großen Vergangenheit vermittel-

ten, in Zeiten, wo auch wir noch Tradition und Stil in der Kunst besaßen und erst jenseits dieser Vorstufe das freie Spiel der Meisterschaft gelten ließen. Auch vom bildenden Künstler wird kaligraphische Technik und literarische Bildung verlangt, die im Osten ein ganz anderes Lerngepäck darstellt als bei uns. Dafür ist allerdings der vollendete Kaligraph, der die Ideogramme wirklich meistert, notwendig auch ein hochgebildeter Mensch, weil er einen größeren Gedankeninhalt voraus bewältigt haben muß, weil, wie Keyserling ganz richtig sagt, man chinesisch nicht schreiben kann, ohne dabei zu denken. So ist die Einheit der Gesamtbildung dadurch gewährleistet, daß schon der Abcschütze nicht schreiben lernen kann ohne ausgiebige Gedankengymnastik und ohne beständig zu anschaulichem Vorstellen und zum Bilden von Begriffen angeregt zu werden. Für unser landeskundliches Bild ist wesentlich, wie sich die fremden Kunstanregungen beim Hereinstrahlen in das japanische Mittel örtlich gebrochen und abgewandelt haben. Daß sie überhaupt örtlich bestimmbaren Wandel erfuhren, daran ist kein Zweifel möglich: die typisch japanische Reinlichkeit, Genauigkeit und Werktreue, die Verarbeitung der Südseemotive mit den chinesischen und den in China abgewandelten indischen und altwestlichen zu einer nationalen Geschmackseinheit steht fest. Es wird der japanischen Kunst immer nachgesagt, daß sie die chinesiche niemals überwunden habe, aber wenigstens dreimal von ihr völlig überwältigt worden sei: vom siebenten bis zehnten Jahrhundert, im XV. und dann wieder in der Tokugawazeit. Die einheimische Kultur aber hat mit der chinesischen so ehrlich gerungen wie etwa wir Deutsche mit der mediterranen (solche nationale Rückschläge werden bezeichnet durch Namen wie *Yamato*-Schule, *Moronobu*, *Okyo*, *Hokusai* und andere mehr), und wir sind von unserem Vorbild ebensowenig frei geworden wie sie. Ein anderer, ernster zu nehmender Vorwurf sagt, sie sei groß im Kleinen, aber klein im Großen. Monumentale Baukunst erschwert und verbietet stellenweise der erdbebengeschüttelte Boden; prunkvolle Privatbauten verbot bis vor kurzem die soziale Sitte; die Seltenheit monumentaler Züge und die dadurch bedingte Monotonie der Städtebilder ist also eine Folge teils erdraumbedingter Hemmungen, teils ein bewußtes Opfern des nationalen Genius an das gerechte Maß, des Künstlerbluts an den Shintogeist des Staatsvolkes, wie auch geraume Zeit ähnliche Selbstbeschränkungen im alten Rom wirkten.

Herbe nazarenerhafte Züge, Richtungen bis zum extremen Expressionismus übersteigert, und auf der andern Seite Impressionismus bis zur Auflösung in Lichtspiel und Andeutung gehend, ringen auch in der japanischen bildenden Kunst gegeneinander, immer durch eine ausgezeichnete Naturbeobachtung und Ablehnung von allzu disharmonischen Ausschreitungen gebändigt. Freilich ist ganz abgesehen von der Typübersteigerung des nackten menschlichen Körpers; das Ringen wird auf Tier- und Pflanzenwelt, vor allem auf feinste Darstellung der Landschaftsstimmung hinübergespielt. Ein Stimmungsmensch voll verhaltener, formgebändigter Leidenschaftlichkeit, weit weniger naiv als sentimental ist der Japaner, und daß

sie ihm diese Wunschziele gesteigert und von Zufälligkeiten gereinigt ins Leben zaubere, das verlangt er von seiner bildenden Kunst, die er dabei durch weitgehendes Verständnis einer konventionellen Symbolsprache unterstützt; er erhält es scheinbar auch von seiner Musik, freilich auf uns abwechselnd primitiv und verkünstelt scheinenden, meist wenig zusagenden Wegen.

Das so geartete Künstlervolk erhielt als Werkstoff von seiner Landesnatur, die es immer mehr auch künstlerisch auswirtschaften lernte, einen unerschöpflichen Reichtum an edlen Holzarten, an Dichte, Schnitzbarkeit und Verwendbarkeit für Groß- und Kleinplastik überaus verschieden. Es verstand, dem seit alter Zeit berühmten japanischen Papier und seiner weichen, naturfarbigen Seide als Malgrund das Feinste abzugewinnen. Die Ausbildung einer blühenden Töpferkunst war bedingt durch das Vorhandensein verwendbarer Tone und Erden und die frühe Entwicklung der Bronzeplastik durch ungewöhnlich reiche Fundstätten an Kupfer. Alle andern Ziermetalle hingegen waren nur kärglich vorhanden, was zu sparsamster Verwendung zwang, so daß ein Mangel zur Hochentwicklung einiger Kunstgewerbezweige führte, der Metallverzierung durch Einlagen, des Zellenschmelzes, der Anwendung feiner Edelmetallfäden und Auflagen auf Eisen und Kupfer. Ein Kunstzweig, der wie wenige andere durch Klima und Flora bedingt und an sie gebunden ist, die japanische Lackindustrie, hängt ab von den zahlreichen lackliefernden Pflanzen (Rhusarten) und von dem für das richtige Trocknen der Lackschichten günstigen feuchtwarmen Klima. Ebenso liefert die Pflanzenwelt außer dem vielseitig verwendbaren Bambus die Rohstoffe für die Matten- und Korbflechtereien, die Tierwelt, sonst in der Stofflieferung für die Kunst zurücktretend (Leder spielt fast gar keine Rolle) mit dem Edelfaden der Seidenraupe die Grundlage für die ebenso prächtige wie volkstümliche Fortbildung des Seidenkunstgewerbes.

Wenn auch zugegeben werden muß, daß sich im Bereich der japanischen Inseln kein so hervorragendes Material für Steinbildner in Menge findet wie der ägyptische Granit und Syenit und der griechische Marmor, die sich für uns aus Mittelmeererinnerungen mit Vorstellung großer Plastik verbinden, so ist es doch auffällig, wie die japanische Großplastik in ihrer Frühblüte fast völlig auf Verwendung von Stein verzichtet, und sie mit Bronze, Holz, ja Trockenlack und Papiermasse bestreitet. Die Großplastik ist noch mehr als im Abendland beherrscht und gebunden durch hieratische, konventionelle Motive, ihr Stoffkreis an die buddhistische Legende geknüpft, und auch die bedeutenden und häufigen Porträtstatuen machen davon keine Ausnahme, weil sie nicht für weltliche Zwecke geschaffen wurden, sondern als Weihgaben für Tempel und als Darstellungen der vergöttlichten Vorfahren. Den grundlegenden Unterschied zwischen dem engen Stoffkreis der Großplastik und dem unerschöpflich reichen und mannigfaltigen der Kleinplastik hat Große[68]) überzeugend nachgewiesen.

Ebenso ist die sakrale Frühblüte der Malerei nicht weniger abhängig vom buddhistischen Kultus, wie die frühromanische bei uns von der Kirche;

hier wie dort wiederholen sich einige wenige konventionelle Gestalten; aus dem Bereiche der Tierwelt finden die Symboltiere der Evangelisten, die Drachen der Heiligen Georg und Michael ihre Gegenstücke (Löwen, Elefanten, Schildkröten und Fabeltiere). Hingegen hat die ostasiatische Kultkunst zweifellos vor der unsrigen etwas voraus in ihrer reichen Anwendung von Pflanzenmotiven, vor allem in der ihr von der Landesnatur gelieferten herrlichen heiligen Blume des Lotos, nicht nur durch ihre Farben- und Formenschönheit, die sich wie wenige zum Stilisiertwerden eignet, sondern auch durch ihre Sinnbildkraft als Wahrzeichen der Reinheit. Andrerseits verzichtet Japan fast vollständig auf die Ausdrucksmittel des unbekleideten Körpers und auf die Darstellung von Leiden als Erreger religiöser Sympathiegefühle, während sie davon als Schreckmittel (Hölle, Höllenrichter) bisweilen Gebrauch macht.

Die ganze kirchliche Plastik Japans strebt weniger danach, Handlung, Tat und Bewegung, Pathos zu verkörpern, als Beschauung, Versenkung und Weltüberwindung: als eine ragende Landmarke dieser Richtung thront der erhabene im 13. Jahrhundert aus Bronze gegossene und mit Edelrost überzogene Buddha von *Kamakura* am Meeresstrand zwischen Kiefernwäldern und blühenden Kirschbäumen, mit eherner Ruhe auf den Großen Ozean hinausblickend, während die einst menschenwimmelnde Residenz zu seinen Füßen längst verschwunden ist, und nur ihre Reste noch mit waldumrauschten Tempeln auf mächtigen Hausteinunterbauten aus der Vergangenheit herübergrüßen.

Landeskundlich erleichtert ist die Aufgabe der Gruppierung der japanischen Kunst nach ihren natürlichen Unterlagen dadurch, daß fast jede Kunstperiode wie jede eigene Kunstart ihren besonderen Wallfahrtsort hat: die große, sakrale, unserm Frühromanisch gleichläufige Frühkunst in *Nara*, dem frühesten Buddhatempel *Horiuji* und *Kioto*; die Zeit der Kamakura-Shogune mit den herben Schnitzern der Unkeischule in *Kamakura*; die höfische Kunst des Mittelalters und der Frührenaissance wieder in *Kioto*; die üppige Spätkunst der *Tokugawa*, die füglich mit Barock und Rokoko verglichen werden kann, in den Fürstensitzen und Grabanlagen in und um *Tokio*, vor allem in den weiträumigen und prächtigen Reichsmarschallgräbern von *Nikko*, mit ihrem farbenfrohen, goldstrotzenden, aber doch schon etwas dekadenten Reichtum. Ähnlich verwurzelt ist ein gewisser Zweig der Keramik im *Satsuma*-Land, in *Hyuga* und sonst in der Südinsel *Kiushu*, eine bestimmte Verbindung von Keramik und Emailkunst im mehr nordischen, regenreichen *Kanazawa* — nur wenige Beispiele dafür, daß sich die meisten Kunstübungen genau lokalisieren lassen, und aus der örtlichen Umwelt und ihren Daseinsbedingungen erklärbar werden. So haben vielleicht manche befremdliche Farbenzusammenstellungen ihre erste Anregung aus den Wahrnehmungen an Laven geschöpft, aus den bunten Kontrastfarben der Kraterböden, der zahlreichen Kontaktmetamorphosen und Auswurfstoffe. Vom Vulkanismus und vom Meer gelieferte Stoffe, Naturformen der Küste, Korallen und Perlmutter, Haifischhaut, Muscheln bringen einen namentlich dem

küstenfernen Binnenhochländer befremdlichen Einschlag in das japanische Kunstgewerbe, verführen freilich auch häufig zu raffinierten Spielereien, die wir uns am besten vorstellen können, wenn wir an das Naturalienkabinett unseres 17. und 18. Jahrhunderts zurückdenken, etwa an die Sammlungen Kaiser Rudolfs II. Wie dort, so wird auch hier häufig die Naturform zu Mätzchen mißbraucht und wunderlich vergewaltigt. Dafür wird freilich auf der andern Seite eine unausgesetzte Erneuerung des Formschatzes gewonnen.[69])

Daß das Kunsthandwerk dieser Zeit in Europa stärker von Ostasien beeinflußt worden ist, als man früher wußte oder zugeben wollte, wird neuerdings zunehmend erkannt und nachgewiesen.[69]) Lassen sich diese Stilzusammenhänge durch direkte Berührung, als Stilwanderungserscheinungen erklären, so steht man bei der unbestreitbaren Gleichläufigkeit vieler Ausdrucksformen zwischen Mitteleuropa und Japan, und zwar gerade in den Zeiten, in denen beide Lebensräume nichts voneinander ahnten, vor einer der noch ungelösten Fragen der Kulturgeschichte.

Die gleiche sammelnde Rolle für die bildenden Künste, wie an einzelnen Brennpunkten der abendländischen oder islamischen Kultur, konnte die in ihren technischen Verhältnissen schon an andrer Stelle berührte Baukunst nicht spielen: das verhinderten Erdbeben und Vulkankatastrophen, und das teilweise dadurch bedingte Vorwiegen des Holzbaues und dessen relative Vergänglichkeit; Ausnahmen wie der *Horiuji*, eine der ältesten und ehrwürdigsten Holzbauten der Erde, verdanken ihre Sonderstellung besonders günstiger Schutzlage auf verhältnismäßig schütterfreiem Boden und der sorgfältigen Pflege und Wiedererneuerung. Trotz der verhältnismäßig bescheidenen Abmessungen der meisten Bauten und der Spärlichkeit monumentaler Anlagen wäre es dennoch unrichtig, der japanischen Kunst den Sinn für das Monumentale überhaupt abzusprechen. Das würden allein so großartige Einfügungen und Umformungen in der natürlichen Landschaft wie in *Kioto*, *Kamakura* und *Nikko* ad absurdum führen. In der Plastik aber muß man, wie Große uns lehrt, stets den Unterschied zwischen Groß- und Kleinplastik im Auge behalten. Die Großplastik war noch weit länger als bei uns durch klassische Vorbilder und hieratische Tradition gebunden, freilich auch durch sie gestützt, während sich die von Vorbildern und Vorschriften unbeeinflußte, volkstümliche künstlerische Eigenart vorwiegend in der Kleinplastik ohne solche Hemmungen ausleben und entfalten konnte, wobei ihre ganze Mannigfaltigkeit, die Unternehmungslust in der Gewinnung neuer Werkstoffe und Behandlungsweisen, die Fruchtbarkeit der nationalen Phantasie freies Spiel hatte. In diesen kleinen Kunstwerken liegt also vor allem der landeskundliche Wert der japanischen Kunst als Vermittlerin sonst unzugänglicher Einblicke in die Volksseele, und eine landeskundlich gerichtete Sammlung müßte trachten, möglichst viele derartige kleine Kunstwerke in möglichst allen Techniken zusammenzubringen. Denn in ihnen zeigt sich das für den Lebensraum Typische in Beständigkeit und Wechsel, während die große Kunst von der Zwangswirkung der buddhisti-

schen Weltreligion und ihren übernationalen Bindungen bis zum Eindringen der europäisch-amerikanischen Mischstile nie frei geworden ist.

Die typisch japanische Eigenart des freiwilligen Sichbeschränkens auf das dem Volksgeist Gemäße unter bewußtem Verzicht auf scheinbare Fortschritte in Kunst und Technik zeigt sich auch in dem Wiederaufgeben von Öl- und Freskomalerei, nachdem man sie besessen, erprobt und als nicht kongenial empfunden hatte, — ein Verzicht, der also keineswegs aus Nichtkönnen oder Nichtwissen, sondern aus Nichtwollen floß. Damit wurde der Aufgabenkreis der Malerei natürlich sehr eingeschränkt: als Malgrund gab es nur mehr feinzubereitetes Papier und Seide, die Formate schrumpften ein. Gepflegt wurde nur mehr das dekorative Wandbild, das häufig auch direkt auf die verschiebbaren Holz- und Papierwände gemalt wurde, der Stellschirm, meist mehrteilig, das Rollbild oder besser die Bildrolle (*makemono*), und das gleichfalls gerollt aufzubewahrende Hängebild (*Kakemono*). Bei ihrer Betrachtung ist dem Umstand Rechnung zu tragen, daß sie fast ausnahmslos für unterbelichtete Räume mit diffusem Licht geschaffen worden sind und sich einer reichen, aber doch diskreten Gesamtfarbentönung des Raumes unterzuordnen hatten.

Die Hauptperioden, nach denen man die Kunstentwicklung im Lande selbst einzuteilen pflegt, sind in Kürze folgende. Die frühgeschichtliche oder Vor-*Nara*-Zeit, vorwiegend indochinesisch beeinflußt, mit führender Holzschnitzerei (*Horiuji*, *Todaiji*). Die *Nara*-Zeit (708—793): Höchste Entwicklung der Holzschnitzerei, Trockenlack, farbige Keramik, Bronze, in der religiösen Malerei noch so abhängig vom großen chinesischen Stil wie das Romanische nördlich der Alpen vom mittelländischen. Die *Heian*-Zeit (I 794—901; II. 901—1183), in der die künstlerische Führung von der alten Hauptstadt *Nara* auf die neue Hauptstadt *Kioto* übergeht, das zum „japanischen Rom“ wird: Fortführung der im Narastil angeschlagenen Motive, aber auch schon erste nationale Frühblüte in den Malschulen (*ryu*) von *Yamato* und *Tosa*. Die *Kamakura*-Zeit (1183—1322 bzw. 33): Großartige Entwicklung der Holzschnitzkunst mit dem Höhepunkt in *Unkei* und seiner Familie, Waffenschmiedkunst (vorwiegend Eisen, strenger Stil wie nordische Frühgotik), *Negoro*-Lack, Alt-*Seto*-Keramik. Die *Ashikaga*-Zeit (1333—1574): Japanisches Seitenstück zur Früh- und Hochrenaissance. Tuschbild. Schwarz-Weißkunst. *Kano*-Meister; *Masanobu*, *Motonobu, Sesshu, Sesson.* Die *Toyotomi*- oder *Momoyama*-(Zwischen-)Zeit (1571—1603), das Barock der großen Condottieri, nach einem Palast des *Taiko Hideyoshi* benannt. Entartung der Holzskulptur; reicherer Schmuck der Schwertstichblätter, Nachblüte der Keramik durch gewaltsam eingeschleppte Koreaner beeinflußt. (*Satsuma*, *Hizen.*) Endlich die *Tokugawa*- oder *Yedo*-Periode (1603—1854), benannt nach der zur Macht gelangten Familie der Reichsmarschälle (*Shogune*) und ihrer neuen Hauptstadt Yedo-Tokio: Eine Periode des Rückgangs künstlerischer Idee, aber aufs höchste gesteigerter und verfeinerter Technik, mit Recht als das japanische Rokoko bezeichnet, aber gegen ihr Ende schon gleichläufig mit einer Strömung der sich gegen sie auflehnenden japanischen Romantik, dem Vorläufer der nationalen Erneuerung.

6*



Die Zeit der Umwälzung und Erneuerung, von 1854 bis 1868, der dann die *Meiji*-Zeit von 1868 bis 1912 folgt, brachte die Krise des Eindringens erdraumfremder Stile und Stillosigkeiten, die zu der berechtigten Klage führte, daß Japan Europa im unglücklichsten Augenblick entdeckt habe, als es eben gerade selbst keinen Stil hatte. So nennt das Japan-Year-Book mit einem gewissen Recht die Zeit von 1868 bis 1882 eine Periode des kulturellen Chaos, der ein Rückschlag folgen mußte.

In solchen Übergangskämpfen steckt die japanische Kunst noch heute. Immerhin weiß man wieder, was die Schätze der eigenen Vergangenheit wert sind, fängt an zu bereuen, daß man so viel davon außer Landes ziehen ließ und kauft wieder zurück, was man erlangen kann. Auch ist ein Anfang völkischen Denkmalschutzes gemacht worden: bis 1920 waren 3160 Kunstwerke von ganz besonders hohem Rang registriert, die man nicht mehr aus dem Lande zu lassen entschlossen ist, sowie 998 Bauten als Nationaldenkmäler unter staatliche Überwachung gestellt.

Auf die Kultur des täglichen Lebens und den Alltagsgeschmack haben bildende Kunst und Dichtkunst einen lebendigen erziehenden Einfluß ausgeübt, der weit mehr in die Breite und Tiefe wirkte, als bei den meisten anderen Völkern, ausgenommen Alt-Hellas, mehr auch als im heutigen China, das doch einst Japans Lehrmeister war. Kultur- und Geschmackseinheit, wenn auch vielleicht bescheidener in ihren letzten Zielen als etwa bei uns, reichen zurzeit noch viel weiter hinunter bis in den tragenden Volksboden und erneuern sich auch kräftiger aus ihm. Tatsächlich ist der ästhetische Instinkt, aber auch der Wille, an sich selbst und seiner Umwelt zum Künstler zu werden, bis in die dienenden, hand- und schwerarbeitenden Kreise sehr lebendig. Die künstlerische Überlieferung kann anknüpfen an einen reichen Bestand von geschichtlichem Überlieferungsgut, das noch volkstümlich ist, durch Schule und Haus lebendig erhalten wurde und zum Teil sogar durch beide und geschickten staatlichen Einfluß wieder belebt worden ist. Ähnlich verhält es sich mit den nationalen Geschmackseinheiten, die den persönlichen Geschmack des Einzelnen freilich konventionell bestimmen, häufig vergewaltigen, aber doch auch leiten; sie machen sich geltend im Größten und im Kleinsten, so bei der Anordnung von Haus und Garten, Aufstellung des Hausrats, sinnvoller Ordnung von Blumen, Freude an merkwürdigen Naturformen, in sorglicher Behandlung schöner Geräte. Man hat lieber wenig Hausrat, aber auserlesenen, aus echtem Werkstoff, in sauberer Ausarbeitung. Echte Dinge mit Überlieferungswert, außen schlicht, aber innen gediegen, wurden bevorzugt und werden es auch heute noch, soweit nicht fremder Einfluß das Außen-hui-innen-pfui auch dort zur Geltung gebracht hat. Der Staatsrock des vornehmen Japaners hatte das kostbare, farbenprächtige Seidenfutter nach innen und zeigte nach außen einen zwar ebenso gediegenen, aber schwarzen Stoff, der nur durch das diskret und in weißer Runde eingewebte Familienwappen belebt war.

Durch die politische und soziale Umwälzung, die den *Samurai* das Tragen ihrer zwei Schwerter weiterhin unmöglich machte, ist der Kult der Waffen

und besonders des Schwertes, der bis dahin in über 400000 Samuraifamilien geübt worden war, gegenstandslos geworden. Aber es wirkt doch auch heute noch nach, daß mehr als ein Jahrtausend lang das Schwert zu den Heiligtümern des Hauses gehörte, und auch heute noch, wenn es auch nicht mehr gebraucht werden darf, in guten Familien als solches aufbewahrt wird. Auch heute besteht noch die lebendige Wechselwirkung nationaler Geschmackseinheit zwischen der wie eine kunstvolle Metallarbeit geschmiedeten und ziselierten *Uta,* dem Kurzgedicht, und dem zum metallurgischen Epigramm gewordenen Schwertschutzblatt oder Degenstichblatt (*Tsuba*). Eine gute Sammlung von alten Stichblättern wirkt tatsächlich auf einen dafür empfänglichen Menschen wie ein Band gewählter Lyrik und Spruchweisheit. Ein Fürst oder Krieger mußte ein Stück vom Dichter und ausübenden Künstler in sich tragen, wenn er wirkliche Volkstümlichkeit erlangen wollte. Der geschickte Töpfer oder Waffenschmied genoß in Sang und Sage eine Unsterblichkeit wie Wieland der Schmied.

Wie der Samurai zu seinen zwei Schwertern des täglichen Gebrauchs, dem Hof- und Paradeschwert und dem kurzen Dolch, so stand die Frau im persönlichsten Verhältnis zu ihren Alltagsgeräten, besonders zum Spiegel, und zu einigen bevorzugten Kleidungsstücken, wie dem Gürtel (*obi*), der sogar der Stimmung und Jahreszeit angepaßt sein mußte. Ähnlich persönlich stand auch der Bauer und Handwerker zu seinem Gerät, sogar die Kinder werden frühzeitig angehalten, ihr Spielzeug zu achten, woraus sich erklärt, daß noch eine solche Fülle uralter, ethnographisch wertvoller Spielsachen, nicht nur in Museen, sondern auch in Privathäusern erhalten geblieben sind und als Muster fortwirken, nachdem sie alljährlich einmal, zum Knabenfest und zum Mädchenfest, aus den Schatzkammern herausgeholt und ausgestellt werden. Das feine Wort eines alten Rabbi: „Der Gerechte erbarmt sich seines Hausrats“, hätte in einem Lande gesprochen werden können, wo die Pietät dafür so weit geht, daß es Sühnetempel für zerbrochenes Spielzeug gibt, und kleine Mädchen dazu angehalten werden, ihre zerbrochenen Nähnadeln um Entschuldigung zu bitten. Die Shintolehre prägt ihren Anhängern ein: „Besser ein Kristall und zertreten im Staub, als ein prunkender Ziegel zu höchst auf dem Dach!“ Im Geiste solcher Auffassung hält jeder seine Werk-Ehre hoch, wenn es auch nur zu einer Größe im Kleinen führen sollte.

Diesen kulturgeographischen Grundzügen entsprechend beschränkte sich der Raumaufwand für Wohnen auf das Notwendige, ließ aber nur besten, sauber gearbeiteten Werkstoff zu. Besonders anspruchsvoll ist man in Holzarten, die man nach Maserung, Farbe, sogar Geruch auswählt. Vorspiegeln von falschen Tatsachen, etwa durch aufgemalte Maserung oder durch vergoldeten Stuck, wird man nirgends finden. Man kann am kleinsten Gerät, am besten an den Waffen, den ganzen Wandel des Geschmacks durch die Jahrhunderte verfolgen, und da wieder am besten an der Tsuba, in der Stilschwankungen sich am deutlichsten spiegeln. Wollte man aber in ähnlicher Weise, wie es bei uns an den Darstellungen aus der Heilandslegende

möglich ist, die Stilentwicklung an dem Bilderkreis um Buddha und seine Lehre nachweisen, so darf man dabei nicht außer acht lassen, daß neben solchen Kunstwerken der Malerei und Plastik, die ein reiner Ausdruck ihrer Zeit sind, zu allen Perioden solche geschaffen worden sind, die ihren Ehrgeiz darein setzen, die klassischen Vorbilder aus alter Zeit möglichst stilgetreu nachzuahmen und oft von ihnen auf den ersten Blick kaum unterschieden werden können. Wie schon erwähnt, vermeidet man Überfüllung der Räume mit Kunstgegenständen, man stellt im allgemeinen nur ein Werk von jeder Technik auf, hält gegenseitiges Sichtotschlagen von mehr als drei zusammenpassenden Bildern für geschmacklos und wechselt die Kunstgegenstände, mit denen man sich umgibt, mit Stimmung, Familienfesten und Jahreszeiten. Kunstwerke, die vieles andeuten, aber der Phantasie das Letzte überlassen, werden solchen vorgezogen, die dieses Letzte heraussagen oder gar — schreien; denn man will noch Anregung für das Fortwirken in der eigenen Seele haben, womöglich in der Vorstellungswelt verschiedene Kunstgebiete verbinden.

Gemeinsamer Kunstgenuß ist eines der stärksten gesellschaftlich zusammenführenden Elemente, trotzdem aber durch altes Zeremoniell wie bei der Teezeremonie davor geschützt, daß man sich dabei allzunahe rückt. Starkes Sichgehenlassen, Zeigen von Erschütterung und Erregung ist gesellschaftlich verpönt, zugelassen eigentlich nur für die Zuschauer beim Schauspiel, bei Musik und Tanz. Gemeinsamer Tanz der Geschlechter ist erst aus Europa importiert worden. Früher ließ man sich nur vortanzen, das Zuschauen beim Tanz ist aber eine allgemeine beliebte Form der Unterhaltung, schon aus den alten Zeiten der Südseerasse nachweisbar, und hat sich durch die Tempeltänze und *No*-Spiele in den alten ausdrucksfähigen Formen erhalten. Seine Einfügung in das Theater und dessen Bedeutung als Kultursymptom wurde schon berührt. Das japanische und das javanische Theater sind zurzeit in Asien wohl die blühendsten „Spiele der Völker“ [67]), während das indische in kläglichem Verfall ist, das chinesische noch in einer Krise steckt. Die Trägerin dieser Seite der Kultur ist auch heute noch die Geisha, die nur mit der griechischen Hetäre verglichen werden kann, mit keiner entsprechenden Erscheinung unserer jetzigen Kulturwelt, und deshalb, weil sie im vollen Licht des Tages steht und nicht mit heuchlerischer Heimlichkeit umgeben wird, auf einer viel höheren ästhetischen Stufe stehen kann, wenn sie es auch nicht durchweg tut. Die zähe Bekämpfung der Geisha-Einrichtung durch die Missionen wird, wie man auch vom sittlichen Standpunkt darüber urteilen mag, das künstlerisch-ästhetische Leben sicher verarmen lassen. Es ist allerdings nicht zu verlangen, daß die Heilsarmee Aspasia gerecht wird, aber man darf das auch nicht vergessen, wenn Missionskreise über die Geisha-Einrichtung urteilen, deren Rolle für die Geschmacksbildung des täglichen Lebens nicht unterschätzt werden darf. Gewiß hat das Geishaproblem seine sehr ernste Seite, aber vielleicht ist gerade die ästhetische Wirkung der Hetäreneinrichtung ein Sicherheitsventil für das Familienleben gewesen.

Die Ausbildungsschulen für Geisha, in denen überhaupt eine Hauptpflanzstätte ästhetischer Kultur zu sehen ist, pflegten alle Zweige der einheimischen Musik, Gesang, Saitenspiel in Verbindung mit dem Tanz. Über die japanische Musik herrscht unter Ausländern ziemlich einstimmig die Meinung, daß ihr Wert und ihr Reiz, falls sie solchen hat, für fremde Ohren ebenso unerfaßbar und unzugänglich sei wie der Reiz der bildenden Kunst auch für fremde Augen zugänglich und genußreich. Auffallend ist, daß über so grundlegende Fragen wie Tonskala und Harmonielehre unter den Sachverständigen noch keine Einigung erzielt worden ist, so daß nicht einmal mit Sicherheit gesagt werden kann, ob und in welchem Grade die japanische Skala von der europäischen abweicht. Jedenfalls aber unterscheidet sie sich in der praktischen Anwendung, vor allem schon deshalb, weil der Japaner keine Harmonie im europäischen Sinne kennt. Die landesüblichen Instrumente sind eine liegende Harfe, die als besonders vornehm gilt, daneben die volkstümlicheren Saiteninstrumente, die an Mandoline und Laute erinnern, dazu Flöten, Mundorgeln und verschiedene Handtrommeln. Seit dem Eindringen der europäischen Kultur bemüht sich eine Art Konservatorium, das Verständnis auch für europäische Musik zu wecken; die Ansichten über den Erfolg sind bisher sehr geteilt, doch scheint ein gewisses Maß von Fertigkeit tatsächlich erreicht zu werden. Auch Militärmusik wird gepflegt; und das japanische Kaiserlied ist sogar durch einen Deutschen in eine Nationalhymne vertont worden. Im allgemeinen darf man wohl sagen, daß ganz im Gegensatz zur bildenden Kunst wenig Aussicht besteht, daß japanische Musik bei uns sich einbürgert, während umgekehrt sichtlich das Bestreben besteht, die unsrige dort zu übernehmen.

Da in einer landeskundlich betonten Darstellung alle anderen Kunstzweige an Stärke des Eindrucks nicht der Architektur in ihrer Verbindung mit der Landschaft gleichkommen, einer Verbindung, die gerade für Japan so besonders charakteristisch ist, so mag dieser Abschnitt mit einer Wiederanknüpfung an diese für unsere Betrachtung wichtigste Äußerung des künstlerischen Volksgeistes ausklingen: Als dauernd wirksames Vorbild des bodenständigen nationalen Geschmacks darf der Shintotempel (*Miya*) im Gegensatz zum chinesisch und indisch beeinflußten buddhistischen Tempel (*Tera*) betrachtet werden — dessen Kartenzeichen in Japan übrigens das Hakenkreuz 卍 (*Swastika*) ist —; im wesentlichen seiner Form sich seit Jahrtausenden gleich geblieben, an ganz besonders geheiligten Stellen, wie dem Sonnentempel in Ise, in seiner Holzkonstruktion peinlich genau nach den alten Formen immer wieder erneuert, ist er als Vorbild in etwa 118000 Einzelheiligtümern über das ganze Land verbreitet, vom gewaltigen Staatstempel bis zum Dorf- und Feldkapellchen. Er ist nach dem Vorbild des Südseeheiligtums für den verstorbenen Ahnengeist auf Pfähle gestellt, aus weißem, feingearbeitetem Holz, mit weit überspringendem, geschwungenem Dach, innen ganz leer bis auf den sich der aufgehenden Sonne zuwendenden Spiegel der Wahrheit. Er liegt entweder in einem Tempelhain mit mächtigen alten Zedern oder auf der Steilküste hoch über der See, unter alten Kiefern,

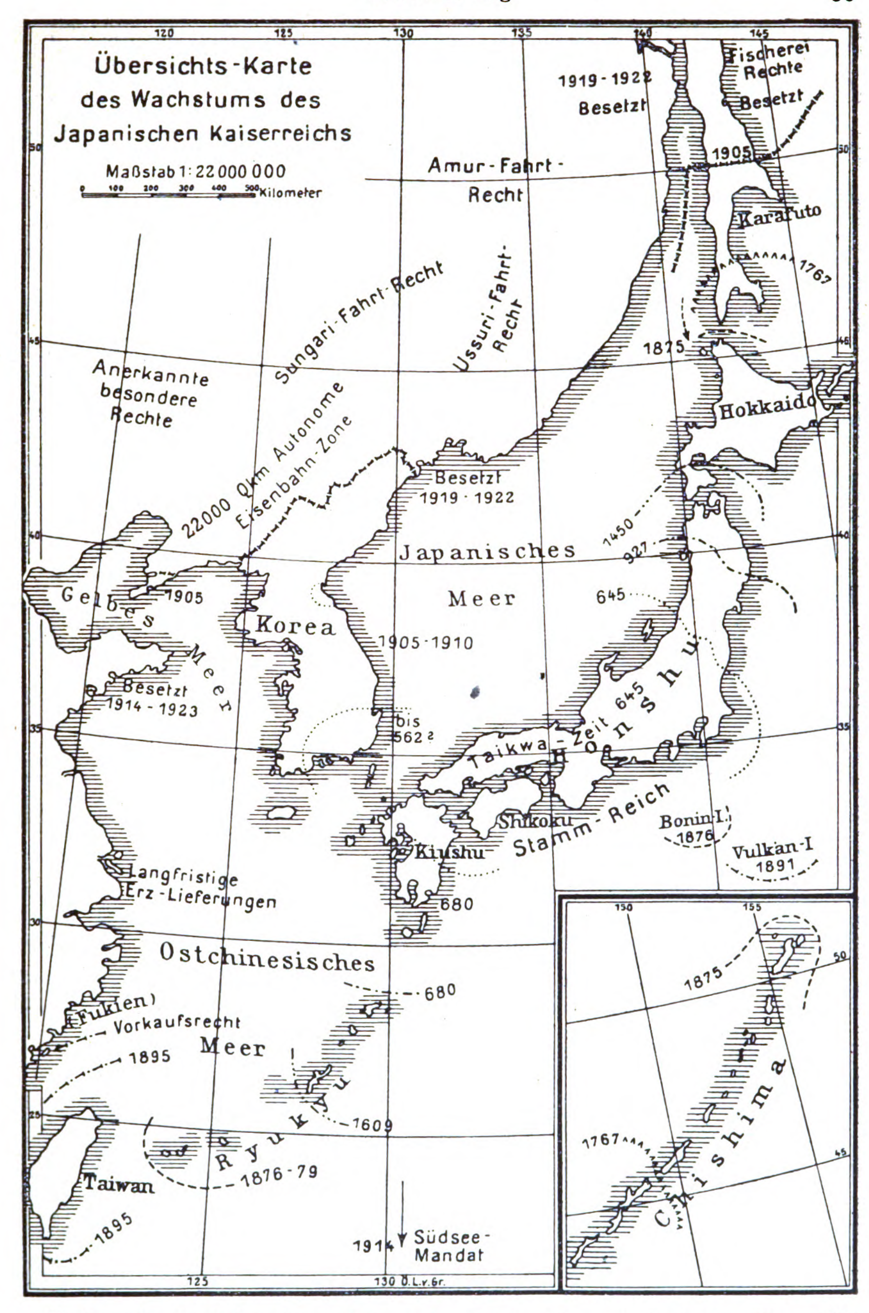
oder im Bergwald weithin über das Land schauend, häufig von den wunderschönen parkartigen Friedhöfen umgeben, immer auf einer liebevoll in die Natur hineinkomponierten Stelle: ein Symbol, bei dem sich sehr viel denken und noch mehr empfinden läßt. Bei großen Tempelfesten, als Einzelner unter einer Menge von Gläubigen, fühlt man die ganze Gewalt, die solche allen gemeinsame Vorstellungen, wie die Verbindung von Natur und Ahnendienst und solche Einheiten des Geschmacks, wie die Verbindung von Kunst und Natur auf eine noch einheitlich schwingende Volksseele haben.

Denn jeder will ja ein gleichfalls so geehrter und geachteter *kami* werden, empfindet sich als Glied einer unendlichen Kette, raumgebunden in geographischem, zeitgebunden in geschichtlichem Sinn, an sein Vaterland auch mit seinen Vorstellungen von einer wahrscheinlichen Seelenwiederkehr geknüpft, je nach seinem Verhalten zu ihm in aufsteigender, der Erlösung zustrebender, oder in absteigender, sich von ihr entfernender Reihe! Und ausschlaggebend ist in seiner Vorstellungswelt — wenigstens immer noch des weit überwiegenden Teils —, wie er sich während seines nur als kurze, wenn auch möglichst erfreulich zu gestaltende Übergangserscheinung angesehenen Lebens zur Geschichte dieses Erdraums stellt, mit dem er sich in Raum und Zeit ganz anders verbunden, in Einheit fühlt als zumeist der Einzelne bei uns. An dieser Stelle unserer Erkenntnis von Japan und unseres Einblicks in seine Landeskunde haben wir einen abgekürzten Weg durch seine Geschichte zu verfolgen, und vorher zu prüfen, wie sich im Lichte der Landeskunde der Einzelne und die Familie zu Recht und Staat verhält.

III. Der Einzelne und die Familie in Recht und Staat. Staatswehr.

Leitender Zug.

Wenn dieser Reihe von Betrachtungen ein leitender Zug vorangestellt werden kann, der für die Rechtsanschauungen und Vorstellungen des japanischen Länderraumes die länderkundlichen Eigenheiten zusammenfaßt, so ist es auch hier das Vorwiegen des Rechts der geschichtlichen und metaphysischen Volksgemeinschaft wie des Landes, der Gau- und der Familienzelle über das Recht der Einzelpersönlichkeit, ein Vorwiegen, das durch die noch übermächtige Sitte — das Ausklingen der altjapanischen Staatsidee wie der konfuzianischen, auf die Familienzelle gegründeten Staatsphilosophie — noch weit mehr unterstrichen wird, als durch den Buchstaben des geltenden, kodifizierten Rechtes. Denn dieses, das eklektisch aus dem Durchschnittsgewohnheitsrecht der als Vorbild gewählten Länder gewonnen wurde, deckt sich also nur unvollkommen mit den alten beherrschenden Rechtsidealen, die zwar im Zurückgehen sind, aber doch noch durch die Gewalt der rechtsphilosophischen Grundanschauungen, die sowohl Rechtsauffassung und Vorstellung als Anwendung und Vollzug leiten, überwiegenden Einfluß haben.



So konnte ein liebevoll eindringender Beobachter wie Lafcadio Hearn[70]) mit einem gewissen Recht von der Unterdrückung der Lebenden durch die Toten, der jetzigen Geschlechter durch die vergangenen sprechen, konnte Percival Lowell[71]), freilich nicht ohne Übertreibung, die Unpersönlichkeit

als Seele des Fernen Ostens bezeichnen. Aber auch der nüchterne von Becker erläuterte Civilkodex[72]) weist sehr deutlich die von den unseren doch grundverschiedenen Züge des japanischen Familienrechts mit seiner verstärkten potestas patria nach. Der einzelne ist a priori gegenüber Familie und Staat minderen Rechts als in den meisten übrigen Rechtsgebieten der Erde.

Dieser Zustand wurde nur erträglich dadurch, daß er im alten Feudalreich ohne jedes Ansehen der Person jeden gleichmäßig traf, vom *Tenno* Kaiser und *Daimyo* bis zum *Eta*, weil ein starker staatssozialistischer Zug auch den Fürsorgegedanken und die Verantwortlichkeit aller Leitenden fast bis zur Unerträglichkeit steigerte. Eine unvermeidliche Folge davon war freilich auch das gegenseitige Mißtrauen, das wie in Venedig zum Staatsgrundsatz erhoben wurde, weshalb z. B. alle Verhandlungen zur Zeit der Reichsabschließung immer von mindestens zwei Beamten geführt werden mußten, was den frühesten fremden Beobachtern auffiel. Im gleichen Zusammenhang stand die Haftbarkeit der übrigen Familien-, Gemeinde- und Gaumitglieder für das Wohlverhalten des einzelnen gegenüber dem Staat, und die damit zur anderen Natur gewordene gegenseitige Bespitzelung, die neben einigen sozial außerordentlich hochstehenden Zügen (z. B. Abstufung der Bestrafung je nach der Einsicht, die der Schuldige seinem Rang und seiner Stellung nach in die Verwerflichkeit seines Verhaltens haben mußte) der Rechtssphäre Alt-Japans ihr ebenso großartiges wie engherziges und grausames, vor allem fremdartiges Gepräge gab.

Einzelpersönlichkeit und Familienrecht. Väterliche Macht.

Das höchste Rechtsgut der japanischen Sozialzelle ist also nicht in erster Linie die Unberührbarkeit und das Wohlergehen, kurz das Glück des Einzelnen. Das alles waren Güter, die er nur so weit genießen sollte, als dadurch die Gesunderhaltung der Familie, ihre Dauer im Staate, vor allem der Zusammenhang mit den Ahnen durch regelmäßige Seelenopfer und dauernde Familienerinnerung verbürgt waren. Daher das Vorwiegen der Vatermacht als das Vorrecht des zur Darbringung dieser Opfer einzig Berechtigten und Berufenen und für alle anderen Familienmitglieder weit mehr als sonstwo verantwortlich gemachten Familienhaupts, das bis zu einer in konfuzianischen rechtsphilosophischen Vorstellungen von notwendiger Rechtsungleichheit der Personen geht (ein Beispiel dafür dort der Grundsatz, daß ein Richter seinen Vater nicht verurteilen dürfe). Daher auch die von der Sitte noch mehr als vom Rechtsbuchstaben herabgedrückte Stellung der Frau, namentlich der nicht Mutter gewordenen, die also ihren Hauptlebenszweck gegenüber Familie und Staat nicht erfüllt hat. Daher endlich die umfangreiche Fürsorge für eine künstliche Fortsetzung der Familie durch Adoption, sobald der Mannesstamm ausstirbt, durch die Einrichtung, daß der Schwiegersohn aus seiner eigenen Familie austritt und vollkommen in die seiner Frau eintritt, indem er auch ihren Namen annimmt. Die weit zurückgehenden Stammbäume der Familien

wie auch des Kaiserhauses sind deshalb nicht mit demselben Maßstab zu messen wie bei uns, wo die Kontinuität im Mannesstamm verlangt wird.

Gewiß ist das heute geltende Recht aus den Systemen der führenden abendländischen Rechtsmächte in kluger Anpassung ausgewählt; es sind also darin indirekt sowohl mittelländische als germanische Motive enthalten. Daneben darf aber nicht übersehen werden, daß auch die chinesische Rechtsphilosophie [73]), wenn auch zeitweilig verrottet, uralte Überlieferung besitzt und an Japan weitergab, daß China eine Macht war, ehe Rom auch nur ein Volk und einen Staatsgedanken besaß, und anderthalb Jahrtausende nach dem Untergang des römischen Reiches mit seinen alten Familienrechtsvorstellungen noch besteht. So kommt es, daß aus den Schulen von *Kungfutse* und *Laotse* auch die altchinesischen Rechtsgelehrten *Hanfeitsu* und *Muti* und noch viele andere ergänzend Geltung erlangten; und daß die biologische Wissenschaft Ostasiens in steigendem Maße die Erkenntnis verbreitet, daß die Struktur der Familienzelle in ihrem eigenen Erdraum dauerhafter gewesen ist als in Rom [74]). So wird man sagen dürfen, daß für die Ausgestaltung des kommenden Rechts der Höhepunkt der Rechtsangleichung an abendländische Vorbilder, wie für Südostasien als Ganzes, so auch für Japan im besonderen vielleicht schon überschritten ist; wenn auch auf der anderen Seite die politische Bewegung auf das allgemeine männliche Wahlrecht zu, sowie das Eindringen fremder Frauenrechtsbestrebungen eine wirksame Hemmung gegen ein etwaiges Zurückgleiten in rein ostasiatische Rechtsbegriffe hinter das augenblicklich Kodifizierte bildet.

Wir wären also, wie es ja auch der freigewählte Name für die gegenwärtige Herrschaftssära (*Taisho*, die große Gerechtigkeit) andeutet, zu einer gewissen Stagnierung nach der überreizten Fortschrittsperiode der letztverflossenen Ära (*Meiji*, Erleuchtungs-Aufklärungszeit, 1869—1912) gelangt, so daß die augenblicklichen Familienrechtszustände mit ihrer noch stark vorwiegenden Vatermacht, der erleichterten Adoption, den für Männer günstigen Ehescheidungsbestimmungen und dem auch sonst die Männer begünstigenden Recht auf eine gewisse Dauer rechnen könnten.

Da außerdem die Durchdringung von Korea mit einem modernen Rechtssystem alle fähigen Köpfe stark in Anspruch nimmt, ferner der Ausgleich zwischen den verschiedenen Abstufungen des innerhalb des Reiches geltenden Rechts wichtige Aufgaben stellt (die Rechtssphären der Stamminseln und Alt-Kulturlandschaften, Sachalins und der Kurilen, der Riukiu, Formosas und Koreas zeigen beträchtliche Unterschiede), so scheint das ruckweise Vorgehen auch hier zu einem Stillstand zu kommen. Noch nicht abgeschlossen ist die Evolution auf dem Gebiet des Bodenrechts, dessen Probleme für unser Verständnis wie für die Entwicklung des Lebens denen des Familienrechts an Schwierigkeit kaum nachstehen. So fordert z. B. erdumspannende Rechtsangleichung, daß endlich den Ausländern das Grundankaufsrecht in Japan auch formal eingeräumt werde, wenn man nicht dauernd der Ausschließungsbewegung gegen Japaner im Ausland gewisse Unterlagen liefern will. Andererseits mußte sich das bei seiner Erschließung eher arme Land vor einem

Ausgekauftwerden seines Bodens durch fremde Kaufkraft schützen, und es tat das durch die Fiktion, daß alles Land im Grunde dem Kaiser, d. h. der Allgemeinheit gehöre, wodurch Fremde von dauerndem Grunderwerb ausgeschlossen waren. In einem so uralten, hochentwickelten Kulturland, in dem nach Hodges [75]) einem Quadratkilometer das 21fache an lebenspendender Kraft gegenüber dem gleichen Maß in den Vereinigten Staaten abgefordert wird, müssen sich begreiflicherweise ganz andere Vorstellungen über das Recht an dem so überlasteten Boden bilden, als in Ländern mit extensiverer Wirtschaft. So hat denn auch Japan schon im 7. Jahrhundert, China am Ende der Tsung-Dynastie im 10. Jahrhundert zur Zeit des Philosophen Wang umstürzlerische Bodenreformversuche durchgemacht, die als solche scheiterten, aber immerhin eine dauernde Folge hatten, nämlich die Verkleinerung des Grundbesitzes und eine dem Familiengefüge entsprechende Verteilung der Bauerngüter. Wer als Fremder mit dem japanischen Boden- und Familienrecht in Berührung kommt, findet nützliche erste Hinweise in dem guten, leider nicht fortgesetzten Handbuch von Scholz und Vogt [76]), muß aber gewarnt werden, im Vertrauen auf scheinbare Ähnlichkeiten mit unseren Verhältnissen weiter seinen Weg auf eigene Hand zu suchen. Immer wieder wird man finden, daß die scheinbare Angleichung nie zur völligen Kopie wird, daß uralte fremde Boden- und Familienrechtsbegriffe wieder in von den Paragraphen freigelassenen Lücken erscheinen und hemmend auftreten. Sicher gilt eines guten Kenners warnendes Wort: „Ost ist Ost und West ist West", und wo immer sie sich berühren und ihr Leben ineinander überfließen lassen wollen, da sind Schwellen zu überschreiten, die nie ungestraft übersehen werden.

Gaugliederung und Verwaltung. Rechtspflege.

Gaugliederung und Verwaltung haben in zwei Generationen von 1854 bis 1924 den Weg von einer allerdings natürlich gut begründeten und kunstvoll ausgewogenen, nie von einem Feind gestörten Feudalorganisation zu einem straffen Zentralismus zurücklegen müssen. Dazu mußten einige übergroße Feudalgebiete zerschlagen, mehrere kleine zusammengelegt werden, so daß jetzt die 382415 qkm und 55961140 E. (1920) des eigentlichen Japan auf 47 *Ken* und *Fu*, 44 Land- und 3 Großstadtgaue verteilt sind. Von diesen 47 Gauen umfaßt der eine die noch nicht in kleinere Verwaltungseinheiten zerlegte Fläche des *Hokkaido*, der Nordinsel. Die anderen 46 zerfallen in 636 kleinere Bezirke oder Grafschaften (*gun*), die ihrerseits wieder in 1328 Stadtbezirke (*machi*) und 10844 Dorfschaften (*mura*) gegliedert sind. Außerdem besitzen 59 größere Städte (*shi*) mit über 30000 E. die Selbstverwaltung. Ihre Bürgermeister wie die Gemeindevorsteher der Kleinstädte und Dorfschaften werden gewählt, in der Regel auf vier Jahre. Die Verwaltungsbeamten der *gun* und *ken* dagegen sind vom Minister des Innern ernannte und von ihm abhängende Bureaukraten (ähnlich wie im französischen Präfektensystem).

So besteht, wie in Deutschland ein Nebeneinander von lokaler Selbstverwaltung und zentralistischer Beamtenherrschaft. Jeder *ken* hat seine mindestens 30 gewählte Vertreter umfassende, auf vier Jahre gewählte, aus über 25 Jahre alten, landsässigen Bürgern zusammengesetzte Kammer. Die Untergliederung der *gun* ist durch die modernen Verkehrsverhältnisse und die zunehmende Großräumigkeit des Reiches überholt, in Rückbildung und Auflösung begriffen. Von den drei Großstadt-*fu* hat Tokio 3700000 E., Osaka 2588000 E., Kioto 1300000 E. Von den Landgauen (*ken*) ist der größte der weiträumige *Hokkaido*, aber mit nur 2360000 E. auf 94000 qkm, der kleinräumigste *Kagawa* mit 76000 E. auf 1750 qkm, der volksärmste *Tottori* mit 45000 E. Bei ihrem Aufbau und ihrer Abgrenzung spielen Naturbedingungen eine ausschlaggebende Rolle, besonders Wasserscheiden und unwohnliche Gebiete. Die Namen sind meist altgeschichtlich, von Feudalgebieten übernommen, einzelne sind aus geographischer Logik hergeleitet. Das Großdorf mit 2000—5000 und die Kleinstadt von 4000—10000 E. überwiegen in der Siedelung mit rund 24 und $12^1/_2$ Millionen E., doch beginnt schon das Abwandern zum Schaden des offenen Landes und zugunsten der Großstädte, was sich auch in der Umschichtung der Volksvertretung ausdrückt.

Korea, Formosa, Karafuto (Südsachalin) und das Pachtgebiet des *Kwantung* werden in gesonderten Formen verwaltet. Korea mit seinen 18 Millionen E. ist noch in seine alten größeren 13 Provinzen gegliedert, die eine Art bescheidener Selbstverwaltung in ihren Provinzial-, Stadt- und Dorfräten haben; die Verwaltung ist im August 1919 reorganisiert worden, und es gibt seit September 1920 selbständige Schulverwaltungskörper. *Formosa (Taiwan)* ist seit August 1920 in fünf *ken* gegliedert (*Taihoku, Shinchiku, Taichu, Tainan* und *Takao*), ähnlich wie Alt-Japan; nur im Osten bestehen noch zwei Gaue erhöhter Unsicherheit mit Grenzwachdienst gegen die noch nicht ganz „befriedeten" Binnenstämme. Sachalin-Karafuto, Südmandschurei und Südseeinseln haben reine Kolonialverwaltung.

Die Gerichtsorganisation umfaßt einen großen obersten Gerichtshof (*Daishin-in*), einen Verwaltungsgerichtshof (*Gyosei-saiban-sho*), 7 Appellhöfe (*koso-in*), 51 Bezirksgerichte (*chiho-saiban-sho*) und 248 Amtsgerichte (*kusaiban-sho*), die oberen drei mit kollegialer Einrichtung und verschiedenen Senaten. Korea hat einen gesonderten obersten Gerichtshof sowie drei Appellhöfe, acht Bezirksgerichte und 71 lokale Gerichtshöfe.

Bemerkenswert ist die starke und vorsichtige Polizeiorganisation, die in Korea 20000 ausgewählte Mannschaften umfaßt, in Japan selbst etwa 43000 Mann in straffer zentralistischer Gliederung und bei mäßiger Bezahlung beschäftigt. Die Polizei hat zweifellos Neigung zu Einmischung in alle Gebiete des Daseins, erweist sich aber auch als sehr rührig und zugreifisch bei der Durchführung vorbeugender Wohlfahrts- und Fürsorgetätigkeit, wobei auch der ärztliche Dienst vorbildlich mitarbeitet, das alles gestützt auf die alte Überlieferung von Bevormundung und Überwachung. Das Shogunat hat ja als Polizeistaat auf der Erde kaum seinesgleichen gehabt, vielleicht

nur im französischen System. Dem vormärzlichen in Mitteleuropa und dem russischen gebrach es zur Vergleichbarkeit an ähnlicher Klugheit.

Eine besondere Aufgabe der japanischen öffentlichen Rechtspflege, die anderwärts kaum ein Seitenstück hat, ist das Ankämpfen gegen die ungewöhnlich hohen, zeitweise epidemisch anschwellenden Selbstmordziffern. Diese Seite der Statistik muß erwähnt werden, wenn man die rechtsphilosophischen Grundlagen der Auffassung des Verhältnisses der Einzelnen zum Leben der Familie und der Gesamtheit verstehen will. Zeigt sie doch auch auch, wie dieser moralische Druck der Gesamtheit auf den Einzelnen lastet. Die Selbstmordziffern des *Osaka-fu* z. B., in dem wohl nächst *Tokio* die gespanntesten sozialen Verhältnisse herrschen, betrugen 1922 798, darunter waren 181, die angaben, lebensmüde zu sein; 27 hatten die Tat begangen aus Mitleid mit sich selbst, 17 aus Liebesgram, 9 wegen Liebesenttäuschung, 9 aus Reue, 6 wegen Scheidung, 13 wegen Familienzwist und volle 20 in Ausübung des Gefolgentodes (*shinju*), also aus Treue gegen Dahingeschiedene, eine uralte Sitte, der gemäß Marschall *Nogi* 1912 seinem *Meiji*-Kaiser in den Tod nachfolgte und ihm selbst seine treue Gattin. Die Häufigkeit, mit der das Leben mit pathetischer Geste weggeworfen wird, zeigt, wieviel Leidenschaft in der Rasse unter glatten konventionellen Formen schläft. Die beliebteste Art des Selbstmordes ist die durch Ertränken, ganz besonders durch Hinabspringen in einen der zahllosen Wasserfälle, wobei besonders solche bevorzugt werden, in denen schon berühmte Liebespaare den Tod gefunden haben, oder die von Dichtern besungen wurden[1]; Angehörige der alten *Samurai*-Familien bedienen sich oft der Waffen, d. h. des zur Ausübung des *Harakiri* oder *Seppuku* von alters her gebräuchlichen Kurzschwertes. Dieser Freitod durch eigenhändiges Aufschlitzen des Unterleibes ist zwar nicht mehr so häufig wie früher, kommt aber doch immerhin noch vor, wie der Fall des Marschal Nogi beweist; die entsprechende Form des Freitodes für Frauen ist das Aufschneiden der Halsschlagader mit einem kleinen Dolch.

Statistik zu Staatszwecken ist in Japan uralt. Namentlich die Ziffern der Staatsbiologie sind sorgfältig zusammengestellt worden, und außer den erwähnten von Selbstmord und Verzweiflung sind besonders lehrreich die über das Auftreten von Volkskrankheiten, besonders der Tuberkulose. Dokumente aus der Karolingerzeit sind u. a. bei Nachod[12]) abgebildet und beweisen, wie früh Bevölkerungsbewegung, Volksdichte und Bodenverteilung Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit und öffentlichen Rechtes waren.

Verfassung, Kaisermacht und Parteispiel. Parlamentarismus. Nationale Willensbildung.

Die Entstehung des Staatsrechts aus uralten bodenständigen Bestandteilen und altasiatischem Kulturgut mit einer Beimischung von abendländischem und einer sehr geringen von amerikanischem Leihgut wurde in aller

1) Es ergab sich die Notwendigkeit zur polizeilichen Überwachung von dafür bevorzugten Wasserfällen, so am *Kegon-taki* bei *Nikko*.

Kürze schon so weit angedeutet, als es zum Verständnis der vorhergehenden Abschnitte unerläßlich schien. Hier handelt es sich nur darum, den augenblicklichen Rechts- und Machtzustand der Staatsmaschine samt ihren Antrieben und Hemmungen in das landeskundliche Bild hineinzuzeichnen. Dabei ergibt sich, daß sie mit Rechtsformen, die dem preußischen und bayerischen Staatsrecht entnommen sind, und gewissen vereinheitlichenden, freilich auch überbureaukratischen Zügen französischer Verwaltungsroutine sehr geschickt die praktische Wirksamkeit der angelsächsischen Traditionsmethode verbindet. Dabei herrscht ein klug ausgewogenes Gleichgewicht monarchischer (Kaisermacht und Kronrecht), aristokratischer (Oberhaus, Adel, Auswahl der Gesetzgeber und der Träger der Vollzugsgewalt) und demokratischer Motive (Abgeordnetenhaus, langsam sich verbreiterndes, zunächst nur auf Männer über 25 Jahre ausgedehntes Wahlrecht, zu dem Kleinbesitz und eigene Steuerleistung berechtigt, allgemeine Wehrpflicht, öffentliche Dienstbarkeiten).

Wenn von mancher Seite, namentlich von Amerika, immer wieder gewisse Rückständigkeiten des Staatsrechtes betont werden, so sollte man doch bedenken, daß es vom Standpunkt des erst seit 1869 äußerlich und in seinem Staatsrechtsgefüge umgewandelten, zu Beginn des 17. Jahrhunderts in seiner damaligen Form erstarrten Feudalstaates als ein so überstürzter Fortschritt erscheint, daß auch nur wenig mehr Beschleunigung zum völligen Überstürzen, wahrscheinlich zu fremdem Eingriff und nationalem Zusammenbruch geführt hätte, oder zu Wirren, wie sie China unter amerikanischem Patronat seit 1911 zunehmend erfüllen. Wenn der japanische Parlamentarismus heute etwa dem englischen in seinem Übergangszustand zwischen Walpole und der Chartistenbewegung entspricht, so darf dabei nicht vergessen werden, daß er den ganzen Werdegang von der Magna Charta bis zur Parteibildung unter Wilhelm III. von Oranien und zum Wechsel zwischen Tories und Whigs, d. h. vielmehr zur langen Whig-Seyukai-Herrschaft innerhalb der Lebenszeit des *Meiji*-Kaisers *Mutsuhito,* der Fürsten *Ito* und *Yamagata* zurückgelegt hat — und damit wahrhaftig eine stattliche Entwicklungsstrecke in allerkürzester Zeit!

Formal staatsrechtlich ist das japanische Reich eine freiwillig beschränkte Monarchie unter dem in seiner Eigenschaft als Ahnenhohenpriester und Hauptrepräsentant der Volksfamilie als unbeschränkt anerkannten Kaiser. Diese Hieromonarchie ist aber durch rasch wechselnde Überlieferung, der sich der Kaiser ebenso selbstverständlich fügt wie die Wähler, tatsächlich viel mehr eingeschränkt, als der aus der Übergangszeit stammende Wortlaut der Verfassung vom 11. 2. 1889 erkennen läßt. Dort werden zunächst in 17 Artikeln Umfang und Vorrechte der Kaisermacht festgestellt: „Das japanische Kaiserreich wird beherrscht und regiert von einer seit uralten Zeiten ungebrochenen Reihe von Kaisern." In diesem ersten Artikel drückt sich das einzigartige Empfinden gegenüber der nach der Überlieferung seit 660 v. Chr. fortlaufenden Reihe von Ahnenhohenpriestern aus. Es ist aber nicht gegründet auf die für Europäer damit verflochtene Vorstellung ebenso vieler persönlicher „Regimenter", sondern darauf — wie es der Text

der Nationalhymne veranschaulicht —, daß dieses Kaisertum als höchstes Sinnbild nationaler Einheit seit Urzeiten von Anbeginn dagewesen sei „wie das moosüberwachsene Steinbild im Garten"; wobei jeder Japaner weiß, wenn er es auch nicht ausspricht, daß es schon seit dem 13. Jahrhundert eigentlich nur mehr als Sinnbild, als Mittelpunkt des nationalen Denkens und Empfindens wesentliche Bedeutung hatte, während die tatsächliche Macht anderswohin geglitten war. In dieser Eigenschaft ist es freilich „heilig und unverletzlich", aber mehr wie die Fahne eines Regiments oder Schiffes denn als ihr Träger, mehr wie eine „Germania" (Baelz) denn als Führer. Wohl kann ein solcher Monarch, falls er wirklich weise ist, trotz seines Zurücktretens vor der Öffentlichkeit doch in hohem Maße Führer sein, wie es der *Meiji-Tenno* tatsächlich gewesen ist (wie sich auch z. B. Edward VII. für einen europäischen Fürsten sehr im Hintergrund hielt); aber in der Idee der Verfassung liegt solche persönliche Führerschaft nicht mehr.

Die Umschreibung der Bürgerrechte, des aus Oberhaus und Abgeordnetenhaus bestehenden Reichstages, des Ministeriums und Staatsrates bilden den weiteren Inhalt der Verfassung. Dabei ist kennzeichnend, daß ganz nach englischem Muster die überragende Rolle des Ministerpräsidenten weit weniger durch durch die Verfassung begründet, als durch die politische Tradition herausgebildet worden ist. Die Begriffe Ministerium und Ministerpräsident wie Geheimer Rat nehmen nur zwei, allerdings inhaltsschwere Artikel ein; die Ausdrücke Kabinett und *Genro* (alte Staatsmänner) kommen darin gar nicht vor; und dennoch würde man das verwickelte und labile Spiel der politischen Einrichtungen nicht verstehen, wenn man sie unbeachtet ließe. Tatsächlich ist der Ministerpräsident der dauernde, der Geheime Rat, und in ganz besonderen Lagen der *Genro-in*, der Rat der alten Staatsmänner, ein vorübergehender, dem Reichtag verantwortlicher Berater des an sich von aller Verantwortung entlasteten Kaisers. Aber die Verantwortlichkeit des Ministerpräsidenten ist eine ganz andere, aktivere und akutere gegenüber der rein beratenden Stellung des nicht, wie anderwärts, mit dem Kabinett mehr oder weniger identischen Geheimen Rates. Dessen 26 Mitglieder mit Präsidenten und Vizepräsidenten haben abwechselnd hemmende und antreibende Wirkung gegenüber Krone und Reichstag, zeigen aber vorwiegend konservative Neigungen. Der Geheime Rat setzt sich aus für ihre Nachfolger unerbittlichen, vom Kaiser berufenen älteren Staatsmännern zusammen und ist ähnlich, wie es der römische Senat war, eine oberste Kontrollinstanz für die auswärtige Politik, deren Stetigkeit er garantiert. Außerdem ist er der berufene Ausleger der Verfassung, kann aber durch den Kaiser nur auf Antrag des Ministerpräsidenten zusammenberufen werden, worin für diesen, Japan in Wahrheit regierenden Mann ein wichtiger Machthebel liegt. Gegenüber seiner und des Geheimen Rates verfassungsmäßigen Stellung ist die hinter den Kulissen geübte Macht der Clans (*han*) und der alten Staatsmänner, den *Genro*, die Neu-Japan gebaut haben, mit ihren augenblicklichen greisen Trägern im Aussterben begriffen. Ohne daß es irgendwo ge-

schrieben steht, kann eben seit der unblutigen Revolution des Reichtages gegen den Fürsten *Katsura* von 1912 doch nur Ministerpräsident werden, wer über eine sichere Mehrheit in beiden Häusern des Reichstages verfügt und deren Vertrauen besitzt, wobei sich eine konforme Mehrheitsbildung in beiden zunehmend anzubahnen scheint.

In seinen Betrachtungen über das Wirken der japanischen Verfassung[77]) sagt *Uyehara* mit Recht, das Wort Kabinett (*naikaku*) sei darin nirgends erwähnt; und dennoch ist es ein höchst wirksamer staatsrechtlicher Begriff. Noch ist es zwar nicht so ausschließlich ein Parteiausschuß wie in England, noch soll in der Regel der Kriegsminister General oder Generalleutnant, der Marineminister in der Regel Vizeadmiral oder Admiral sein; noch setzt sich das Kabinett zum Teil aus Männern zusammen, die als reine Fachminister oder Vertretung kleiner starker Gruppen den leitenden Parteien nur nahestehen, aber nicht angehören. Doch drängt die Entwicklung auch in dieser Richtung auf gesteigerten Einfluß der beiden Häuser des Reichtstages hin.

Der Reichstag selbst besteht aus zwei Kammern: Herrenhaus und Haus der Abgeordneten. Das Herrenhaus hat ein Vetorecht und ist durchaus in der Lage, Kabinette zu stürzen. Es hat 394 Mitglieder: 16 Prinzen von Geblüt, 13 Fürsten, 43 Markgrafen, 20 Grafen, 73 Vizegrafen, 72 Freiherren, 120 vom Kaiser Berufene und Ernannte und 45 Vertreter der höchsten Steuerzahler.

Das Haus der Abgeordneten umfaßt 464 Abgeordnete, die zurzeit auf vier Jahre von etwa 28600000 Wählern aus einer Gesamtbevölkerung von 56687000 (1920) gewählt werden (jetzt etwa $58^1/_2$ Millionen). Es kann aufgelöst werden, das Herrenhaus aber nicht. Dennoch, und obwohl das gegenwärtige Kabinett des Admirals *Kato* zwar *seyukai*- freundlich (also liberal) ist, aber wesentlich durch Gruppen des Herrenhauses gestützt wird — freilich mehr weil die *Seyukai*-Partei nach der Ermordung des Ministerpräsidenten Hara keinen überzeugenden Steuermann für das Staatsruder in Vorrat hatte und doch wenigstens ihren Einfluß beibehalten wollte —, gleitet der Machtschwerpunkt zunehmend in das Unterhaus. Es ist aus zwei großen Parteien und einigen kleinen Gruppenbildungen zusammengefügt und hat im Gegensatz zu den Krypto-Parteibildungen des Herrenhauses, deren stärkste die Kenkyukai ist, scharf ausgeprägte Mehrheits- und Minderheitsverhältnisse. Die Mehrheit wird zurzeit geführt von der dem deutschen Nationalliberalismus wahl- und wesensverwandten *Seyukai* (1922: 232 Mandate), die Minderheit von der ursprünglich aus Feinden des juste milieu von rechts und links zusammengeballten *Kenseikai* (1922: 109 Mandate). Die drittstärkste Partei war die 1922 zu einem Klub zusammengeschmolzene umgetaufte Partei der Unentwegten Volkspartei (*Kokuminto*), (1922: 26 Mandate) etwa Eugen-Richterscher Observanz.

Ursprung und Werdegang der japanischen Parteien wurden eingehend an anderer Stelle von mir geschildert;[78]) hier wäre nur ihre staatsrechtliche Entstehung aus den Wahlen und deren Durchführung zu prüfen, — ein etwas düsteres Kapitel. Das Wahlgesetz ist von der Verfassung getrennt,

was *Uyehara* mit Recht als ein Glück für beide und für das Land bezeichnet. So bleibt die Verfassung von der langsamen Entwicklung des Wahlwesens unberührt und unerschüttert. Das erste Wahlgesetz von 1890 gab das Stimmrecht allen männlichen Japanern über 25 Jahre, die ein Jahr landsässig waren und direkte Steuern nicht unter 15 Yen ($31\frac{1}{2}$ Goldmark) jährlich zahlten. Das passive Wahlrecht war an gleiche Bedingungen geknüpft, nur war die Altersgrenze auf 30 Jahre hinaufgesetzt. Die Zahl der Abgeordneten war 300, die Wahlkreise waren ein- bis zweimännig und der Verwaltungseinteilung angeglichen, bei 500000 Urwählern und einer Bevölkerung von rund 42 Millionen. 1900 erfolgte eine Vergrößerung der Zahl der Wahlberechtigten auf etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen und eine Herabsetzung des erforderlichen Steuerbetrages von 10 Yen (21 Goldmark) im Jahr. 1920 wurde dieser auf 3 Yen (6,30 Goldmark) herabgesetzt und die Wählerzahl von circa $1\frac{1}{2}$ Millionen auf 2,86 Millionen gehoben; die Parlamentssitze wurden von 374 Wahlkreisen von 381 auf 464 erhöht.

Das Wahlverfahren ist geheim. Die Wahlkämpfe sind scharf, oft blutig. Beeinflussung und Umtriebe, Bestechung und Drohungen spielen eine große Rolle trotz aller dagegen aufgefahrenen Gesetzesparagraphen. Es wird zugegeben, daß die Wahlkosten für den Kandidaten zwischen 210000 und 6000 Goldmark schwanken, in Wahrheit sind sie aber häufig weit höher. Die Parteiverbitterung und Verhetzung erreicht die schönsten europäischen Vorbilder. Die Parteizucht ist im allgemeinen gut, weil der kurzen staatsrechtlichen Schulung der Parteien im abendländischen Sinn eine lange Geschichte gehässiger, faktiöser Klüngel- und Cliquen-Bildungen in Alt-Japan vorausgeht.

Das Kabinett, heute also eine Übergangserscheinung zwischen Parteiausschuß und bureaukratischer Spitzenorganisation, setzt sich zusammen aus dem Ministerpräsidenten, den Ministern des Innern, der auswärtigen Angelegenheiten, der Finanzen, des Krieges, der Marine, der Justiz, der Erziehung, der Landwirtschaft und des Handels und des Verkehrs. Seit die Verfassung wirksam wurde, ist ein regelmäßiger Wechsel zwischen mehr konservativ und mehr liberal gerichteten Ministerien, von einigen Koalitionen und Beamten-Fachministerien unterbrochen, deutlich erkennbar: 1889 *Yamagata* (Kons.), 1891 *Matsukata* (Koal.), 1891 *Ito* (Beamte, Fortschr. Nat.-Lib.), 1896 *Matsukata* (Koal.), 1898 *Ito* (Nat.-Lib.), Juni 1898 *Okuma* (Fortschr.), November 1898 *Yamagata* (Sehr Kons.), 1900 *Ito* (Nat.-Lib.), 1901 *Katsura* (Maßvoll Kons.), 1905 *Sayonji* (Nat.-Lib. Seyukai), 1908 *Katsura* (Kons.), 1911 *Sayonji* (Nat.-Lib.), 1912 *Katsura* (Choshu, Kons.) — Krise — 1913 *Yamamoto* (Marine und Seyukai, Satsuma), 1914 *Okuma* (Alter Fortschr. komb., Opposition von rechts und links), 1918 *Terauchi* (Choshu, Kons. Beamten-Koalition); dann, sich auf einer Linie folgend, 1918 *Hara*, 1921 *Takahashi*, 1922 *Kato* (Seyukai, Nat.-Lib. und Koal.). In diesem fast regelmäßigen Wechsel drückt sich zweifellos ein beginnendes Zweiparteienspiel aus, wenn auch durch das große Wahlgewicht der Seyukai-Partei, sowie die sich nur langsam im Wahlkörper spiegelnde Verschiebung

der Bevölkerung vom Lande nach den Städten (noch kommen 352 Abgeordnete vom Lande, nur 112 aus Stadtbezirken) eine Stabilität vorgetäuscht wird, die längst nicht mehr besteht. Das beweist das stürmische Drängen auf ein allgemeines Männerwahlrecht, durch das allein die überwiegende Zahlenwucht der kleinen Grundbesitzerpartei der Seyukai zugunsten der großstädtischen Massen gebrochen werden könnte, wie es die *Kenseikai* anstrebt.

Unter den Gewählten ist die Zahl der Landwirte und Grundbesitzer im Abnehmen, die der aus Handels-, Industrie- und Bergwerkskreisen Stammenden im schnellen Zunehmen begriffen; auch die freien Berufe, Rechtsanwälte und Journalisten schienen zeitweilig zu gewinnen, sind aber dann stationär geblieben. Bei der letzten Wahl wurden über 1000 Wahlvergehen gegenüber fast 6000 Personen festgestellt. Die Wahlstatistik ist umfassend und gut. Der zweifellos aussichtsreiche Versuch, auf auswählendem Wege uralte ostasiatische Kulturgüter mit erprobten politischen Machtformen des atlantischen Bereichs zu einer Einheit zusammenzuschmelzen (die auch Licht auf solche Möglichkeiten in Indien und China vorauswirft und auf evolutionärem Wege durchführbar ist), kann in Japan als gelungen bezeichnet werden, so gewagt er auch war. Aber freilich ist eine Bevölkerungsschicht von höchstem Werte darüber fast zugrunde gegangen, oder vielmehr, sie hat sich diesem Versuch geopfert, um zwar mit ihren edelsten Traditionen dauernd lebendig zu bleiben, aber zu fallen als Stand, an dem nur das kleine Zeichen „*shi*" (*shizoku*) in der Rangliste des Heeres und der Flotte erinnert: die *Samurai*, der Ritteradel Alt-Japans, der wirklich nach der Prozentzahl den höchsten Anteil an den Besten und Edelsten des Volkes, vor allem an den Selbstlosesten umschloß. Sie sind untergegangen, damit der neue Staat einer neuen Selbstbestimmung leben könne, wie ein rettender Steuermann aus dem überbelasteten Boot springt, wenn der Hafen in Sicht ist, und sind aufgegangen in den Schutzformen, die sich das neue Staatswesen alsbald aus seinen alten unwägbaren Werten aufrichten konnte: im Wehrgefüge, in Heer und Flotte des neuen japanischen Reiches, dessen Wehrkunde wir nun zu betrachten haben.

Landesverteidigung, Wehrkrafterziehung und Wehrkunde.

Die Wehrkunde einer staatlichen Lebensform, nach der ihre Fähigkeit geschätzt wird, den eigenen Lebensraum zu behaupten und sich darüber hinaus die notwendigen Entwicklungsmöglichkeiten für den Lebensdrang ihrer Bevölkerung zu sichern, beruht auf dem Zusammenwirken geographischer Grundlagen, — über die vielfach durch vergangene Zeiten bei der ersten Siedelung oder Landnahme entschieden wird, und die dann wenigstens dadurch zur besten Wirkung gebracht werden können, daß ihre Stärken und Schwächen immer an erster Stelle vor dem Bewußtsein des Staatsvolkes stehen — mit dem Wehrwillen dieses Volkes für sein Dasein. Durch Instinkt, Überlieferung und Erziehung, durch Denken in großen Räumen kann dieser Wehrwille über das Durchnittsmaß hinaus sowohl bei Führern als bei Massen gesteigert werden.

Es ist ein großes, vielleicht das größte Verdienst der Neugründer Japans — nach der ersten furchtbaren Überraschung, die das Aufreißen des verschlossenen Landes dem sich in trügerischer Sicherheit wiegenden Volk gebracht hatte —. daß sie die Grundbedingungen der japanischen Wehrkunde mit Vorzügen und Schwächen so klar erkannten, wie sie in wenigen Lebensräumen der Erde erkannt worden sind. So konnte dem neuen Japan ein für das verjüngte Reich geradezu vollendetes Wehrkleid angepaßt werden, im räumlichen Wachstum wie in dem Ausbau der Inseln zu natürlichen Festungen durch geschickte Wehrbauten, sowie in der Wehrkrafterziehung der an sich keineswegs kriegerischen, sondern eher durch Hochkultur verweichlichten Massen. Es ist höchst bezeichnend, daß neben Kriegsministerium und Generalstab durchaus selbständig ein eigener Erziehungsstab steht, der darüber zu wachen hat.

Die nüchternen wehrgeographischen Zahlen zeigen, daß Japan, als Inselreich in seinen Kern- und höchsten Wertlandschaften zu Lande unangreifbar, von allen großen Mächten die empfindlichste, höchstorganisierte Küstenentwicklung hat, die allein bei den Stamminseln 28000 km, mit Korea weitere 11100, mit Taiwan und den Hokoto weitere 1500 umfaßt, wobei die Pacific-Küste das Vierfache an Entwicklung gegenüber der Japan-See-Küste zeigt. Im Vergleich dazu betrug die zu schützende Küste Mitteleuropas im Weltkrieg — Deutschland und Österreich zusammengenommen — keine 3000 km. Eine solche Küstenentwicklung von über 40000 km, mit einer seelebenden Bevölkerung von im ganzen vielleicht $7^1/_2$ Millionen, gegenüber den z. B. nur 22000 km der Küste der Vereinigten Staaten, bedeutet wehrtechnisch sowohl Glück als Gefahr, jedenfalls aber die Lebensnotwendigkeit, diese Küste offensiv, nicht erst nach Durchbrechung oder Zerstörung an irgendeiner vitalen Stelle zu schützen. Aus dieser einzigen Schlüsselstelle heraus versteht sich Japans offensive Abwehrstrategie, auch wenn es rein defensive Politik treibt. Es wird nie den Schein einer von ihm ausgehenden Angriffsgefahr vermeiden und niemals wieder harmlos erscheinen können, seit es einmal aus der selbstgewählten Einkapselung herausgenötigt wurde. So wird es immer möglich sein, ihm Angriffsabsichten unterzuschieben, und daraus erklärt sich ein guter Teil der pazifischen Alarm- und Wehrliteratur und ihrer mannigfaltigen Register in Amerika, China und Rußland.

Einen Umriß der japanischen Wehrkunde habe ich an zwei Stellen[44]) zu geben versucht, auch durch Karten erläutert, und vieles von dem 1913 Gesagten ist durch den Weltkrieg erst recht belegt worden und heute noch gültig. Die verwundbarsten Stellen des japanischen Reichskörpers werden dem harmlosen Weltwanderer schon vor dem Betreten durch die Karten verraten, in denen die Räume eingetragen sind, in denen das Photographieren verboten ist. So werden diese Stellen zweckmäßig zu einem ersten Ausgangspunkt für die Wehrgeographie des Reiches. Es sind vor allem die Eingänge der Inlandsee, die drei engen Durchlässe zwischen den Hauptinseln; die Zentralanlage Hiroshima-Kure in der Inlandsee, die Zufahrt zur Bucht von Tokio, dem überinnervierten Gehirn des Reiches, mit der starken

Marinestation Yokosuka; die Zugänge zur Japansee, so die gewaltige Riegelstellung Sasebo, Tsushima-Chinghaibucht, mit der vorgeschobenen befestigten Bucht von Nagasaki und die Tsugarustraße. An allen diesen Stellen würde voraussichtlich durch den vereinigten Widerstand geeigneter Flottenteile und raffinierter Küstenbefestigung und Bestückung ein Versuch, sie zu vergewaltigen, zuschanden werden. Der alte Gegenport des als wehrgeographische Anlage entwerteten Wladiwostok, Maizuru an der Japansee, ist aufgegeben worden, denn im Mare nostrum braucht man keinen Schutz mehr. Sonst aber hat man, in klarer Erkenntnis, daß man nicht alles decken und schützen kann, sondern nur die lebenswichtigsten Teile, Mittel und Kräfte auf das Wesentliche zusammenzuhalten und sagt sich, daß vorbeugende Transportvorbereitung das Weitere tun müsse.

Wie weit über den eigentlicen Kernbau des Reiches hinaus Wehrvorbereitungen gehen, dafür ist über Augenblickseindrücke hinaus sicherer Anhalt schwer zu gewinnen. Immerhin werden zuweilen weitausschauende Pläne mit Für und Wider durch die pazifische Presse gezogen, so z. B. werden japanische Abwehrzonen an der Formosastraße (gestützt auf die *Hokoto*-Gruppe) auf gewissen Inseln (*Bonin* und *Vulkan*) gesucht, wird ein Herangreifen an den mittleren *Yangtse, Schantung*, die mongolisch-mandschurische Sonderstellung als Grenze bezeichnet, jenseits deren der unfreundliche Akt beginne. Port Arthur, einst ein so viel genannter Name, ist nun als *Ryojun* ein Museum des Festungskrieges vergangener Tage geworden und zu einem stillen Dschunkenfreihafen ohne militärische Bedeutung herabgesunken. Die Umkehrung der Wachstumsspitze der Südmandschurei knüpft sich an Dalny, jetzt *Dairen*. In Korea sind gewisse Vorsichtsmaßnahmen getroffen, aber die guten Nerven der Wehrgeographen des Inselreiches gestatten ihm, nur da Mittel einzusetzen, wo sie mit Fug und Recht erwarten, daß sich die Auslage später noch irgend einmal lohnen wird. Das sind aber verhältnismäßig wenige Stellen höchsten Wertes, die schon bezeichnet wurden.

Das übrige müssen die lebenden Streitkräfte und die Wehrkrafterziehung, der politische Instinkt und eine richtige Außenpolitik tun, die bald klug nachgibt, bald unbeugsam den Fuß beim Mal hält. Je stärker die japanische Politik sich fühlt, desto mehr befolgt sie den Grundsatz des *Jiu-Jitsu:* „Einen Schritt zurück“, dem Feind den Angriff zuschiebend, damit die blitzschnell folgende Abwehrbewegung ihn sicher zu Fall bringe. Nicht umsonst liegt *Jiu-Jitsu* der körperlichen und seelischen Ausbildung aller künftigen Führer zugrunde.

Die entscheidende Bedeutung bei der Vorbereitung der lebenden Streitkräfte, des Heeres (*rikugun*) und der Flotte (*kaigun*) wird deshalb mit Recht der Erziehung des Gesamtvolkes und des Ersatzes beigelegt. Das Gefüge wird auf der höchsten Leistung erhalten; die Kadrestärke tritt demgegenüber zurück. Deshalb konnte man sich auch nach der Konferenz von Washington die Herabsetzung der Friedensstärke des Heeres 1923 von 296000 Mann um volle 56000 auf 240000 leisten. Das innere Gefüge der 21 Friedensdivisionen hat dadurch nicht gelitten. Wir haben Grund zu

glauben, daß eine aufgezwungene Abwehr Japan mit 16 Armeekorps oder 32 Divisionen zu drei Regimentern erster Linie und ebensoviel zweiter und dritter Linie (*kobi* und *yobi*) antreffen würde, wenn auch infolge der Umorganisation bis 1924 allerhand Reibungen entstehen könnten und die letzten derartigen vielleicht erst 1936 wegfallen würden. Eine Höchstleistung bei Anspannung aller Kräfte könnte auf 41 Armeekorps gebracht werden. Die augenblickliche Heeresgliederung ist sehr elastisch, die Mobilmachung (Aufrüstung) einfach und glatt, wesentlich auf Seetransporte und Beherrschung der inneren küstennahen Wasserstraßen aufgebaut.

Den Waffenschmieden des Landheeres wie der Flotte könnte vielleicht der Vorwurf gemacht werden, daß sie zu sehr zentralisiert sind, um Tokio, Nagoya und im innersten Winkel der Inlandsee, in Wakamatsu und Muroran, und in der Nähe von Seoul. Die technische Seite des Heereserziehungswesens zu Lande und zur See erinnert sehr an das, was die Feindmächte bei uns in Deutschland zerschlagen, aber bei sich nach deutschen Mustern sorgfältig aufgebaut haben. Es ist also sicher gut und den Forderungen des Kampfes ums Dasein auf der Erde angepaßt.

Je mehr das Reich im Raum wuchs, desto mehr ist die Flotte als lebenswichtigstes Organ des seebestimmten Volkes gegenüber dem Landheer in den Vordergrund getreten, und so lautet die landläufige Folge der Bezeichnung nicht Heer und Flotte, sondern Flotte und Heer: *kai-riku-gun*: Seelandmacht. Weit mehr noch als das Landheer, das doch wenigstens alle imponderablen Werte in höchstem Maße vorfand, war die Flotte bei der Erneuerung des Reiches aus dem Nichts zu schaffen; wenn auch der Schatten der wichtigen Seeschlacht von *Dannoura*, die Abwehr des Mongoleneinbruchs, die Expeditionen nach Korea und die wilden Fahrten der Freibeuter bis in das Niederländische Inselreich und nach Mexiko aus der Vergangenheit herausleuchteten.

1871 umfaßte die aus den Fahrzeugen einiger Feudalfürsten zusammengestellte kaiserliche Flotte nur 17 Schiffe mit 6000 Tonnen und hatte sich ein Jahr vorher durch Erklärung der Republik *Yezo* unter Admiral *Enomoto* im weiland südamerikanischen Revolutionsstil im höchsten Grad anrüchig gemacht. Aus diesem bescheidenen Anfang erwuchs die Flotte *Togos* von *Tsushima*, das 500000-Tonnenprogramm (Geschwader zu je acht Großkampfschiffen und Schlachtkreuzern in je acht Jahren zu erneuern) — eine Entwicklung, die freilich nun den Vertragsgrenzen von Washington und völlig veränderten Seekriegsanschauungen zum Opfer fiel.

Der nationale Seeinstinkt wandte sich wieder den Zielen zu, denen er seine Erfolge von 1894 und 1904 verdankte, der rechtzeitigen Erkenntnis von der Notwendigkeit des Typschiffs in den weiten Räumen des Großen Ozeans und der Vorliebe für zahlreiche schnelle, nicht zu schwere Kreuzer von genau gleicher Leistungsfähigkeit, einer höchsten Ausbildung aller greifbaren Kräfte für einen Abwehrstoß aus nächster Nähe, überhaupt der höchstwertigen Erziehung der lebenden Kräfte, ja der Gesamtnation für Seetüchtigkeit. Klassen und Einrichtungen der Flotte unterscheiden sich in wesent-

lichen Zügen nicht von dem in Europa Üblichen. 11 große Einrichtungen zur raschen Wiederinstandsetzung unterstützen, schon 1904 z. T. erprobt, das schnelle Wiedererscheinen einer schwer mitgenommenen Flotte; eine angreifende Flotte wäre in dieser Richtung weniger gut gestellt, wenn sie „mit vollen Kielen und leeren Bunkern" nach ozeanweiten Anmärschen vor die japanische Küste käme. Verglichen mit der englischen Seemacht ist die japanische durch relativ hohe Offizierszahlen und starke Stäbe ausgezeichnet. Die Flottenliste enthält jedes neuere Handbuch. Die Hauptstationen sind *Yokosuka* vor *Tokio, Kure* in der Inlandsee und *Sasebo* auf *Kiushiu* gegenüber den *Tsushima*-Inseln.

Am unvollkommensten ist noch die Fliegerwaffe, wenngleich sie neuerdings mit allen Kräften gefördert wird; sie leidet unter den besonders ungünstigen Bedingungen der von starken und wechselnden Winden bewegten Atmosphäre und der gebirgigen und auch nach der Höhe launisch gegliederten Landschaft.

Den stärksten Halt und Antrieb empfängt freilich die japanische Wehrgeographie aus dem glühenden gemeinsamen Lebenswillen eines sich noch als Einheit empfindenden Volks und der stolzen Selbstverständlichkeit, sein in 2600 Jahren niemals von einem Feind erfolgreich betretenes Land heilig und unberührt, wie es von den Ahnen ererbt ist, an die kommenden Geschlechter zu übergeben.

IV. Das Japanische Reich als staatliche Lebensform und die wichtigsten Tatsachen seiner Entwicklungsgeschichte.

Lebensraum und Lebensgang.

Ein Überblick über die wichtigsten, die innere und äußere Entwicklung Japans bestimmenden Umstände, die zur heutigen politischen Gestaltung des Reiches führten, zeigt diese Entwicklungsgeschichte freier von äußerer störender Einwirkung als die irgendeiner andern unter den großen Mächten. Raumgunst und Selbstbestimmung des Einheitsrassenvolkes haben so ein Idealexperiment der Politischen Geographie in fast ungestörtem Lebensraum ermöglicht. Allein aus der Tatsache, daß in zweieinhalb Jahrtausenden kein Feind die Insel selbst betrat, daß nur vereinzelte Randberührungen und Beschießungen stattfanden, geht hervor, wie beneidenswert ungehemmt sich die Selbstbestimmung des Erdraums, entsprechend der immanenten geographischen Logik durch seine natürlichen Grundzüge und den in diesen erwachsenen Volkscharakter auswirken konnte.

Das wertvolle Ergebnis einer so ungestörten Entwicklung war die höchstmögliche Verwirklichung des Ideals der Selbstbestimmung aus ungewöhnlicher Gunst der geographischen Lage und politischer Begabung einer einheitlichen Volkseele heraus; und der bisherige Werdegang des Japanischen Reiches als Lebensform kann deshalb als einzigartige Erscheinung in der politischen Geographie betrachtet werden.



Abgesehen von ganz kurzen Zeiträumen ruckweiser Ausdehnung bestimmen innere Motive entscheidend den Gang der Reichsgeschichte von der Frühzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Zwei Landschaften herrschen darin vor durch ihr Gegenspiel und den Wechsel des Machtschwerpunktes von der einen zur andern, schließlich durch ihr Auswiegen gegeneinander: einerseits die Inlandsee mit ihren Uferlandschaften, vor allem dem an ihrem innersten Winkel gelegenen Ahnenlande (*Kamigata, Gokinai*) mit *Nara* und *Kioto,* aber auch den südwestlichen Gauen; andrerseits die tiefeingreifende Querspalte, womit der Fujibogen in die Hauptinsel eintritt, wo die alte Residenz *Kamakura* lag, und von der heutigen Hauptstadt *Tokio* aus die reiche Fruchtebene des *Kwanto* nach N zieht.

Eine Hebung nur um etwa 40 m in der flachen Inlandsee würde Landverbindung zwischen den meisten Inseln schaffen; hingegen eine Senkung von nur 40 m die reiche N-Ebene von *Shikoku* und *Setsu* zu einem Stück Inlandsee und *Kioto* zum Hafen machen. Es ist nun entscheidend für die Frühgeschichte gewesen, daß von allen Klimaräumen des langgedehnten Reiches dieser lebenswichtigste auch zugleich der am meisten harmonische, am wenigsten von Exzessen und Katastrophen betroffene ist. Die Kehrseite seiner Vorzüge, die allzugroße ausgeglichene Klimagunst, die eine weiche Bevölkerung erzog, blieb unschädlich für das Ganze, weil es sich zugleich um den am meisten geschützten Teil des Inselreiches handelt, das seine klimahärteren und wehrhafteren Landstriche nach außen um die Kernzelle aufbaut, dessen vom Festland aus am besten erreichbare Küsten zugleich auch seine widerstandsfähigsten sind. Es ist bezeichnend und kein Zufall, daß der gefährlichste Angriff von außen, durch die Flotte *Kublai Khans,* des großen Mongolenherrschers von China, noch mehr an einem wütenden Taifun und Japans Klippenküste als an der energischen Abwehr des Inselreiches zerschellte.

Auch dieser Angriff hat in der Entwicklung keine nachweisbare Störung gebracht. Alles, was in geschichtlicher Zeit an Fermentierung und Befruchtung bis zur ersten Randberührung der Europäer Japan anregte, ist durch seine eigene freie Wahl in dem Zeitpunkt hereingebracht oder gelassen worden, wo die Lenker seines Willens den Augenblick für gekommen hielten oder sich doch damit abfinden zu können glaubten; und in diesem entscheidenden Umstand liegt der Unterschied gegenüber allen anderen uns bekannten Staatenbildungen, die heute noch Bedeutung haben.[79])

Bei der ersten Stammeinwanderung von Süden in sagenhafter Zeit ist allerdings ungerufen viel südliches Kulturgut ins Land getragen worden, das aber späterhin zäh festgehalten und bewußt weitergebildet wurde. Solches eingeführte und verarbeitete fremde Kulturgut sind die aus der Südsee über *Riukiu-* und *Marianenbogen* eingeströmten Einflüsse gewesen, deren Nachwirkung noch heute die rituell immer wiederholten Bauformen der ältesten Tempel des *Shinto*-Dienstes, die Heizvorrichtungen und die Badesitten zeigen, sowie wahrscheinlich auch die Reis-, Tee- und Bambuskultur. Ohne Zwang wurden aus China über Korea die Schrift und mit ihr die Geistes-

kultur, die Staatsphilosophie, die Beamtenstaatstruktur und der Buddhismus übernommen. So erfuhr Japan die gleiche Schicksalsgunst, die Goethe von Amerika rühmt: „Dich stört nicht im Innern zu lebendiger Zeit unnützes Erinnern und vergeblicher Streit.“ Und doch hat es neben dieser Einheitsstruktur seines Volkskörpers und seiner Volksseele, die erst jetzt dem rasenden Tempo der Industrialisierung zum Opfer zu fallen scheinen, den ganzen Reiz einer vieltausendjährigen Geschichte, und zwar einer im Volksbewußtsein höchst lebendigen Geschichte, die mit dem Leben jeder Zelleneinheit, der Familie, so innig verbunden ist wie mit dem einzelnen Gau und dem großen Zuge des Gesamtstaates.

So knüpft sich an die Einführung des Buddhismus nicht, wie etwa in Deutschland an die des Christentums, die Erinnerung an ein Blutbad von Verden oder der Groll verbannter wesensverwandter Gottheiten, an die romanische Kultur die Vorstellung einer von ihr vertilgten frühnordischen, an fast jede Landschaft der Schatten der aus ihr Vertriebenen und darin Unterjochten, an jede Errungenschaft der Grimm weiter, bei ihrer Durchführung oft mit ausländischer Hilfe vergewaltigter Volksteile. Dort hat — dank der weitgehenden Toleranz der östlichen Religionen — alles Erinnernswerte in einem weiten nationalen Pantheon seinen Anschluß gefunden, in dem sogar Rebellen, Hochverräter und Attentäter von heroischem Schnitt unterzubringen waren. Nur das Beobachten auch solcher kleiner Züge läßt uns die Einheit der Volksstruktur verstehen, die in solcher Abschließung ungestört erwachsen konnte und ein Zusammengehörigkeitsgefühl von Landschaft und Volksseele schafft, in dem die politische Erdkunde tatsächlich ein Ideal ihres wohlverstandenen Zusammenwirkens mit vaterländischer Geschichte und lebendigem Staatsbürgerbewußtsein erblicken darf.

In der Schöpfung dieser einzigartigen Einheit von Erdraum und Volksseele, dieser Harmonie zwischen geographischen und geschichtlichen Leitmotiven besteht wohl der originale Beitrag der Japaner zur Weltkultur, ohne den die Geschichte mit Recht einem Volk den Zutritt zu dem höchsten Kreis der Kulturvölker versagt: nicht von einzelnen ist er geschaffen, sondern vom Volk als Ganzes. Gewiß, die einzelnen Steine zum Bau sind meist nicht Original, viel Eklektik war dabei im Spiel; aber es ist nichts Kleines, in einer zweitausendjährigen Entwicklung immer so auszuwählen, daß man mit untrüglicher Instinktsicherheit verarbeitenswertes fremdes Kulturgut einfügt, schädliches ablehnt oder verkapselt, ohne ein einziges Mal die Entwicklungslinie zeitlich oder räumlich zu brechen.

Um ein eigenes Urteil darüber zu ermöglichen, soll zunächst ein kurzer Abriß der japanischen Reichsgeschichte gegeben werden, wobei zunächst auf die Darstellung von Japan von Dr. O. Nachod[2]) in Pflugk-Hartungs Weltgeschichte (Berlin, Ullstein) als auf die überragend beste deutsche Arbeit darüber hingewiesen werden muß. Nachod schildert mit Recht das erste Jahrtausend japanischer Überlieferung von 660 v. Chr. bis 405 n. Chr. (Einführung der Schrift durch den Koreaner *Wani*) als ein sehr vorsichtig anzufassendes Gebiet sagenumrankter Frühgeschichte, das sich erst



langsam durch Funde und Außenzeugen zu entschleiern beginnt. Noch beherrscht sie geistig die Vorstellungswelt des *Shinto,* des einheimischen Natur- und Ahnenkults, politisch der Geschlechterstaat aus blutsverwandten Stämmen.

Ihm gegenüber spielt trotz gelegentlicher Kämpfe (sagenhafter Feldzug der Kaiserin *Jingo* nach Korea? Denkstein von 414 in Korea) Korea eine ähnliche Rolle, wie Irland in der mittelalterlichen Frühgeschichte des Christentums, für die Verbreitung des Buddhismus und der chinesischen Kultur in Japan: es leistet Vermittlerdienste unter Umformung, die von 552 bis 587 n. Chr. das Durchdringen der freilich sehr verweltlichten Buddhalehre (*Butsu-Do*) in Japan herbeiführen, über die aus dem Jahre 623 die erste Religionsstatistik erhalten ist. 604 wird der erste, noch vergebliche Versuch zur Einführung des Beamtenstaates nach chinesischem Muster durch Prinz *Shotoku Taishi* unternommen; aber an den Opfertod seines Sohnes 643 knüpft sich der Sieg seiner Idee. Von 645 bis 1185 setzte sich allmählich das chinesische Staatssystem durch, das zunächst eine hohe Kulturblüte heraufführte, und überwand schnell das überlebte Gewaltregime der *Uji* (Geschlechter) und ihrer kriegerischen Halbkultur. Aus der Zeit jener Frühblüte, die sich an die Hauptstadt *Nara* knüpft (710 bis 784), die 794 durch *Kioto* abgelöst wird, ist eine wundervollle Zeugensammlung edelschönen Gebrauchsgeräts in dem kaiserlichen Schatzhaus *Shosoin* zu *Nara* erhalten. Es verrät, wie die Kirchenschätze der Karolingerzeit bei uns deren östliche, so Japans westländische Beziehungen (chinesische und indische Arbeiten, Brokatstoffe mit Sassanidenmustern) und gibt ein treues Bild von der Höhe und Feinheit jener Kultur, die allerdings, wie im Westen, noch auf einen kleinen höfischen Kreis beschränkt blieb. Diese Höhe war zu vereinzelt und der Kreis, der sie trug, zu eng, als daß sie hätte durchgehalten werden können.

Die Kräfte, die sich rüsteten, um die neue chinesische Richtung aus dem Sattel zu heben, fanden ihre Unterstützung einerseits in deren eigener Entartung, die den an ihr festhaltenden Hof — auch durch Inzucht — schnell verweichlichte, andererseits in der naturgemäßen nationalen Rückschlagsneigung (*Yamato*-Stil) gegen das Fremdstämmige dieser Überkultur, und in den streitlustigen, trotzigen Kriegerscharen, die sich in den weiter abgelegenen, um die Hinausschiebung der Grenzsiedelung bemühten Feudalmarken ausbildeten. Das Ringen der beiden mächtigen *Shogun* (Hausmeier)-Geschlechter *Taira* und *Minamoto* brachte bald das unter der Obhut des *Fujiwara*-Geschlechtes ausgebildete Hofleben zu *Kioto* aus seinem ästhetischen Gleichgewicht: nach dem Seesieg der *Minamoto* über die *Taira* bei *Dannoura-(Shimonoseki)* glitt 1185 das politische Gewicht nach Osten, in die Hauptstadt des *Kamakura*-Shogunates, und der Feudalstaat (1185—1600, ja in rein staatsrechtlicher Auffassung bis 1866 dauernd) wurde in erweiterter Form wieder aufgerichtet. Er begann mit der rauhen und bewegten *Kamakura*-Zeit bis 1333, die neben kulturellem Verfall doch auch Frühblüten des wieder zu sich selber zurückfindenden nationalen *Yamato*-Stiles zeigt und die kriegerische Kraft besaß, freilich unter Mithilfe eines die Mon-

golenflotte zerstreuenden Taifuns, den Einfall *Kublai Khans* 1274 und 1281 entscheidend abzuweisen. Es ist das einer der häufigen Fälle, in denen sich in der japanischen Geschichte Glück und Geschick verketten, daß gefährliche Lagen meist mit besonderen inneren Kraftladungen zusammenfallen und dadurch unschädlich werden, sie allerdings auch manchmal bedingen und hervorrufen.

So wollte es Japans gnädiges Schicksal, daß die unmittelbar an die *Kamakura*-Periode anschließende Zeit religiöser und politischer Zerfahrenheit, die durch das bis 1573 von der Familie *Ashikaga* festgehaltene Shogunat ihren Namen erhielt, keine gefährlichen Angriffe von außen her zu bestehen hatte. Und als um die gleiche Zeit, im 16. Jahrhundert, die Randberührungen der Europäer begannen, da führte der Instinkt und das Glück des Inselvolkes durch drei charakteristische und kühne Männer hintereinander, durch *Oda Nobunaga*, *Toyotomi Hideyoshi* und *Jyeyasu Tokugawa* eine nationale Konzentration herbei, die jedem Sturm gewachsen war. Da die vorhergehende Zeit politischer Schwäche gleichzeitig ein neues Aufblühen von Luxus, Literatur und Kunst erlebt hatte, macht es auch im fernen Osten den Einduck, als ob gleichzeitige politische und kulturelle Hochspannung mehr Kräfte aus einem Volksboden herausholten, als er auf die Dauer leisten kann, als ob hier ungleiche Wellenlängen vorlägen, die zwar Höhenpunkte gegenseitig vorbereiten, aber nicht gleichzeitig erreichen und festhalten könnten. Eine Erfahrung, die bei der von außen nicht gestörten japanischen Entwicklung sicher noch lehrreicher als bei einer vielfach von außen gestörten und durchbrochenen — wie die unsere — sein mag. Von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Auftreten *Oda Nobunagas* (1534—1582) haben in Japan Zustände geherrscht, die wir aus Friedrichs III. Zeit kennen: feudale Territorialzersplitterung voll eigentrotzigen, auch kulturkräftigen Kleinlebens, aber ohne wirklichen Rechtsschutz und großen politischen Zug.

Aus jenem keimerfüllten Boden treibt die Geschichte der nationalen Willensbildung in Japan zu den Formen von heute so folgerichtig wie ein sich erhebender Vulkankegel empor, mit einem unpersönlichen, theokratisch in der Ahnenhohenpriester-Würde verankerten Kaisertum als Symbol, aber nicht als bestimmende Regierungsgewalt an der Spitze. Es wirkt mehr als Gallionbild (*Go daigo,* 1319—1339, war eigentlich der letzte Kaiser, der mit einigem Erfolg etwas ähnliches versuchte wie das, was man bis 1914 in Mitteleuropa unter persönlichem Regime verstand); darunter steht ein noch weit mehr der nationalen Sitte als dem geltenden Staatsrecht nach verantwortlicher engerer leitender Kreis. Zuerst *Shogun* mit Staatsrat, dann *Daimyos* mit *Karo* (Hausministern), zuletzt Premierminister mit Kabinett. So konnten sich tatsächlich viele scheinbar aus dem Westen aufgepfropften Einrichtungen viel zwangloser für das japanische Volksempfinden in das gewohnte Bild einfügen, als wir von außen her glaubten. Einerseits war eben immer im Osten die Achtung vor dem Gewesenen, vor den Ahnengeistern, den *Kami*, vor der Sitte, andererseits aber die schmiegsame Kompromisse in der natürlichen Entwicklungsrichtung suchende Rechnung mit der lex ferenda, dem Rechte,

das mit uns geboren ist, größer als die starre Rücksicht auf die lex lata. Bureaukratenherrlichkeit und Buchstabenrecht um ihrer selbst willen sind den Japanern nie sehr heilig gewesen. Durch die beständigen Ausblicke auf eine fernere Vergangenheit und eine fernere Zukunft lastete die unmittelbare Vergangenheit weniger wuchtig auf der Gegenwart als vielfach bei uns.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts freilich schien es, als ob das damals unter dem verrottenden Hausmeiertum der *Ashikaga-Shogune* stehende Reich eine Beute der europäischen Erobervölker werden könnte. Es machte auf sie den Eindruck eines so losen Feudalgefüges, daß die einzelnen Fürsten als Könige angesehen wurden und — was an sich nach japanischem Staatsrecht ganz unzulässig war — in selbständigen Gesandtschaften (*Date*) mit dem Ausland, dem Papst, Spanien verhandelten. Aber der energische Landesherr der zentralen Landschaften um den Biwasee, *Oda Nobunaga*, schuf schell wieder eine Zentralgewalt im Namen des Kaiserhofs, den er in achtungsvollen Formen nach seinem eigenen Willen lenkte, und sein Werk vollendete der geniale Reisläufer Toyotomi Hideyoshi.[81,82]) Freilich mißlang ihm der Versuch, seiner Herrschaft, die zuerst den Norden, *Mutsu,* dann *Satsuma* wieder fest an das Reich anschloß, dann von 1592—1598 *Korea* überzog, als Familienbesitz Dauer zu geben. Er wurde wieder aufgenommen von *Tokugawa Jyeyasu*, einem Erben des *Minamoto*-Geschlechts, der mit seiner Hausmacht in Mitteljapan um *Tokio* verwurzelt war und diesen wichtigen geopolitischen Machtmittelpunkt auf Rat *Hideyoshis* zum Herrschaftssitz umgeschaffen hatte. Der kluge *Tokugawa*, nach der erbitterten Paßschlacht von *Sekigahara,* 1600 — (dem letzten Bürgerkampf bis zn dem Ringen der *Meiji*-Zeit, 1868) — Herr der Geschicke des Reiches, schuf ein Meisterwerk von innerpolitischem Gleichgewicht, das zwei begabte Nachfolger so weit festigten, daß sie das Land nach außen abschließen und ihrem Werk bis 1854 Dauer sichern konnten zugleich mit innerem Frieden.

Freilich schlugen die Vorboten der großen pazifischen Verkehrsumlagerungen, die Japan aus einer geschützten abseitigen Randlage in eine wichtige Verkehrsrolle hineindrängten, immer vernehmlicher an die verschlossenen Pforten: von Norden her erreichten die Russen den *Amur* (1645) und *Sachalin,* durchbrachen Japans vermeintliche Schutzanlehnung an den unbewohnten Norden (die Anökumene) und bewogen es zu hastigem Forschen und Ausgreifen gegen *Kurilen*, *Yezo*, *Sachalin* (Anf. 19. Jahrhunderts). Über die See näherten sich mit immer stärkeren Kräften die Angelsachsen, suchten den eng begrenzten holländischen Verkehr, der von den *Tokugawa*-Shogunen 1639—1854 neben chinesischem und koreanischem allein erlaubt worden war, zu erweitern oder für sich zu gewinnen, drängten auf Handelsverträge und Landöffnung, zusammen mit den in der Südsee immer tätiger werdenden Franzosen. Endlich brach unter amerikanischem Druck die mühsam gehaltene Abschließung ein (1854—1858). Gleichzeitig mit ihr fielen die Grundlagen des Feudalregiments, das die Bedingungen seines Daseinsrechts — nationale Abwehr — in den Augen der öffentlichen Meinung der *Samurai* nicht mehr zu erfüllen vermochte. Aus dem brennenden Wunsch,

um jeden Preis den heiligen Boden des Reiches frei von fremder Gewalt zu halten, entstanden die beiden Geistesströmungen, aus denen die ersten modernen Parteien emporwuchsen: beide in ihrem letzten Ziel, der Freierhaltung des Heimatlandes um jeden Preis einig, nur ganz uneinig darüber, wie es zu erreichen sei: die *Joito,* die „Barbaren-Austreibungspartei" und die *Kaikokuto,* die „Landöffnungspartei", mit dem Streben, es gerade durch rasche Aufnahme fremder Errungenschaften gegen fremde Gewalt zu verpanzern.

Bei den Strömungen der politischen Willensbildung war es zu Japans Glück klar, daß die uralte Ahnenhohenpriester-Würde — durch heilige Abschließung und Zurückhaltung aus dem Parteikampf gehalten, nicht, wie die Reichsmarschallwürde, durch Schlappen der Außenpolitik verbraucht — das geeignete Symbol war, um das sich die ganze Kraft der Nation zur Fernhaltung der Vergewaltigung von außen her scharen könnte. Eine Strömung, unserer Romantik ähnlich, in der Literatur und eine religiöse Erneuerungswelle des *Shinto* hatte für die Stimmung der Volksseele vorbereitet, was die Vernunft der neu emporkommenden *Samurai*-Staatsmänner der südwestlichen Stämme gleichfalls riet. So brachte eine mächtige Woge die Vereinheitlichung des Reiches, seine Erneuerung durch schleunige Übernahme der erreichbaren fremden Kulturwerte und Zivilisationsgüter, und die Restauration des 2500jährigen Kaisertums, mit Hilfe westlicher Lehrer, mit klug auswählender Benützung fremder Werkzeuge und Hilfsmittel, aber doch im Zuge der eigenen geschichtlichen und geographischen Entwicklung. Znnächst galt es, den unmittelbaren Reichsbestand zu sichern; sehr bald wurden die ersten Ansprüche angemeldet (1874 *Korea, Riukiu,* Nord-Inseln), 1884 begann die Massenauswanderung (*Hawaii*), und dann erfolgte stoßweise, immer um die Mitte der vollen Jahrzehnte, das Wiederdurchsetzen im weiteren Erdraume, die Reichsausdehnung, 1894/95 auf chinesische, 1904/05 auf russische, 1914 auf deutsche Kosten, — vom geschlossenen Rassenstaat zum Inselbogenreich, zur Vormacht von Ostasien, in einem auffallenden und auch viel beachteten Zeitrhythmus.

Hauptzüge des inneren Werdegangs.

Die ungebrochene Einheitlichkeit der Entwicklung des Reichsbaues und Volkscharakters in einer Linie aus dem Ferment einer Stammwanderung heraus[79]) — nach japanischer Rechnung seit 660 v. Chr. —, das haben wir also als die entscheidende, individuelle, völker-psychologisch bestimmende Tatsache im geschichtlichen Leben der japanischen Volks- und Reichspersönlichkeit kennen gelernt, — und damit ein in der Geschichte ganz seltenes Vorwiegen der inneren Triebkräfte über die äußeren, eine Möglichkeit, den Charakter nach seinen immanenten Grundzügen aus der Volksseele sich selbst bestimmend zu entwickeln.

Diese Entwicklung hatten wir als von Anfang an zweizellig erkannt. Eine Zelle ist ein rings von klimatisch außerordentlich begünstigten Inseln eingeschlossenes und doch für die Gezeiten, den Atemzug des größten Weltmeers

durch vier weite Meeresstraßen erschlossenes, durchgängiges Binnenmeer, eine wahre Schule der Schiffahrt und Meerernährung, bewegliche Menschen erziehend und in die Weite lockend. Die zweite ist ein Komplex kleiner, fruchtbarer, wohlbewässerter Ebenen zwischen reichbewaldeten, formschönen Gebirgen, geschützt und doch durchgängig, an wichtiger Stelle mit dem Binnenmeer zusammenstoßend, dort die Hauptkulturlandschaft bildend, zur Bodenständigkeit erziehend, und so eine mehr zum Bewahren geneigte Komponente.

Durch die ganze Landesgeschichte geht ein Zug gegenseitiger Befruchtung und Ergänzung dieser beiden Kernzellen, freilich auch ihres Ringens ein Dualismus der Volksseele.

An den Berührungsräumen dieser beiden Kernzellen liegen heute noch die alten Kulturmittelpunkte (*Kioto* und *Nara*), die wichtigsten Erinnerungsstätten und Heiligtümer (Kaisergräber, Sonnentempel von *Ise*), große geschichtliche Siedelungshäufungen, der bedeutendste Hafen (*Kobe*) und die rührigste Gewerbe- und Industriestadt (*Osaka*).

Die japanische Frühgeschichte ist noch reichlich von Sage und Legenden umwuchert, für deren Lichtung die Stunde noch nicht gekommen ist, schon um eine zäh festgehaltene nationale „fable convenue" eines darin für Berührung von außen sehr empfindlichen Volkes nicht unnötig zu verletzen. Sicheren, durch Funde und Beweisstücke belegbaren Boden betreten wir erst ungefähr gleichzeitig wie auch bei unseren deutschen Altvordern, in einer Zeit, in der eine im wesentlichen aus Paläoasiaten, ainoähnlichen Ursiedlern, zusammengesetzte, dünne, schweifende Jäger- und Fischerbevölkerung, die einst den gesamten Inselbogen erfüllte, bereits in die Marken des heutigen *Kwanto* um *Tokyo* nach NO zurückgedrängt ist. Die Eindringlinge waren kühne, im wesentlichen aus dem *Nanyo* (Südsee) stammende, seebestimmte und seemächtige Stämme, mit Einschlägen vom chinesischen Festlande her, eine Herrenrasse, die durch eine Wanderbewegung aus *Südkiushu,* längs der Inlandsee bei *Osaka* landete und einen Geschlechterstaat im Kamigata, dem Ahnenlande im NO-Winkel der Inlandsee, gegründet hatte.

In dem Augenblick, wo dieser offenbar schon sehr kräftige und lebenszähe Geschlechterstaat (denn ohne diese Eigenschaften hätte er die gefährliche Kur, die er sich zumutete, nicht überstanden!) in rascher Folge vom Festland her den Buddhismus, mit ihm die chinesische Staatsphilosophie und den Beamtenstaat chinesischer Prägung übernimmt und fast gleichzeitig eines der kühnsten sozialchiliastischen Experimente der Geschichte wagt: die Verteilung des ackerbauwürdigen Landes nach der Kopfzahl, auf kommunistischer Grundlage und ganze sieben Jahre aufrechtzuerhalten versucht — (bis der allgemeine Niedergang der Land- und Ernährungswirtschaft den Versuch richtet) —, in diesem Augenblick tritt er in das helle Licht erweisbarer und belegbarer, zusammenhängend niedergelegter Geschichte.

Wir finden um diese Zeit (645 n. Chr.) eine meerumspannende Reichsbildung auf den der Inlandsee zugekehrten Gestaden der drei Hauptinseln *Hondo, Kiushu, Shikoku,* mit dem Schwerpunkt im Kaiserhof von *Kioto*

(seit 794). In einem an das ostelbische Kolonialverfahren in Deutschland erinnernden Kolonisierungsvorgang werden Grenzmarken gegen langsam zum Reich hinzugewonnene und herangefestigte Landstriche an der Fossa Magna, nördlich vom heutigen Tokio vorgeschoben. Seitab liegen, am eigentlichen Reichsleben zunächst weniger Anteil nehmend, Landschaften im südlichen *Kiushu* und *Shikoku,* wo sich ein Seitenstück zu auch in Deutschland bekanntem Partikularismus und Stammessondergeist (Clan, jap. *Han*) entwickelt (*Satsuma, Tosa*).

Dieses erste geschichtlich beglaubigte japanische Reichsgebilde hat etwa 8 Millionen Einwohner (das Bodenreformexperiment setzte eine gute Einwohnerstatistik voraus! Hausstandsregister vom Jahre 702 bei Nachod)[12]), also etwa soviel wie England zur Zeit der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, etwas mehr als Spanien, ehe es seine Weltmachtlaufbahn antrat. Aber es entwickelt sich viel langsamer, und wird dabei von außen her bis zu seiner Entdeckung durch den Westen nur ein einziges Mal gestört: als der Mongolensturm seine Wellen an die westlichsten Reichsinseln warf (1274—1281). Kublai Khans Truppen erreichten, abgesehen von den vorgeschobenen Wächterinseln, den eigentlichen Reichsboden nur ein einziges Mal, von dem ihn ein kraftvoller Widerstand und eine ähnliche Schicksalshilfe, wie sie England gegen die Armada fand, ein wütender, die Erobererschiffe zerstreuender Taifun, zurückwarf.

Gerade für uns fortwährend im Werdegang von außen gestörte Deutsche ist es besonders lehrreich und fesselnd, zu sehen, daß diese ungestörteste aller geschichlichen Entwicklungen, die wir kennen, in annähernd ähnlichen Zeitperioden und Zeitabschnitten den unseren sehr verwandte Stilperioden, Kulturschwankungen und geschichtliche Typerscheinungen vergleichbaren Wertes entwickelt. Frühbuddhistische Kunst in Japan und frühromanische an Rhein und Donau; Nara- und Karolingerperiode, Kaiser-Romanisch, Frühgotik und Heian-Zeit; unsere altdeutschen nationalen Rückschläge und der Yamato-Stil; Unkeis Bildschnitzkunst und die strengen Portraitbildbauer unserer Dome, Ashikaga-Zeit und Renaissance; Stil von Nikko und Barock; spätere Tokugawa-Periode und Rokoko; die Erneuerung des Shinto und unsere Romantik; das „Stil"suchen in der künstlerisch gottverlassenen Zeit dort und hier: das alles sind vergleichbare Strömungen, ganz ebenso wie der japanische und der germanische Feudalgedanke. So gibt es für den, der beide Reihen übersieht, kaum ein fruchtbareres Bemühen, als sich klarzumachen, warum verwandte Ideen, in annähernd denselben Zeiträumen, bei einem offenbar gleichläufigen Rhythmus, einem innerlich gleichgestimmten Auf- und Niederwogen durch die Geschichte sich einerseits so ganz verschieden auslebten, andererseits so verwandte Erscheinungen hervorrufen konnten. Beispielsweise setzt sich die Reihe *Ota Nobunaga-Toyotomi Hideyshi-Tokugawa Jyeyasu* im Osten etwa aneinander, wie sich ein in seinem Streben erfolgreicher Sickingen über einen das Reich wieder ganz zusammenschweißenden Condottiere von Wallensteins Art zu einem Reichsverweser vom Schnitt des Großen Kurfürsten hätte fortsetzen können. Das sind Perspektiven inner-

licher geschichtlicher Verwandtschaft (Schicksalsgleichläufigkeit?), die noch deutlicher werden, wenn man sich sagt, daß der Gedanke, mit dem Friedrich Wilhelm IV. den Dualismus Habsburg-Hohenzollern hatte lösen wollen: ein erbliches Reichsmarschallamt neben dem Träger der hieromonarchischen Tradition, in Japan tatsächlich viele Jahrhunderte bestand, erst zur Zeit unserer Reichsgründung sein Ende fand, aber bei uns als etwas Unmögliches verlacht wurde, geradeso wie der Gedanke der Heimforderung aller Feudalrechte, wenn sie ihre Voraussetzungen nicht mehr erfüllen konnten, an die nationale Urmonarchie bei uns verlacht worden wäre, der doch in Japan noch 1868 so lebendig war, daß von 278 Lehensherren nur 17 ihn nicht selbstverständlich und kampflos durch freiwilliges Aufgeben ihrer Herrschaften, Heere und Flotten erfüllten.

Gewiß hat es in Japan auch starken und eigenwilligen Partikularismus, Stammeseigentrotz und Selbstsucht gegeben. So mußte der seemächtige, trotzige Satsumastamm im Süden der Insel Kiushu zweimal, 1685 und 1877, mit mächtigem Heeresaufgebot unter lebensgefährlichem Ringen wieder zur Ordnung gerufen und zum Reich herangebracht werden, aus einem Sonderleben, das etwa in der Mitte zwischen dem Verhältnis der Niederlande und Schleswig-Holsteins zum alten Reiche stand. Noch 1869 gab es eine Republik *Yezo,* von einer aufrührerischen Flotte ausgerufen und ein paar Monate lang aufrechterhalten; und die Nord- und Ostprovinzen der Hauptinsel verhielten sich bei der *Meiji*-Erneuerung, die im wesentlichen ein Werk der südwestlichen Stämme war, recht hinhaltend und zweideutig, mußten sogar, wie *Kuwana-Aizu* im Kampf zu ihrer Anerkennung gezwungen werden. Der Zentralismus von heute, in manchem bewußt dem französischen Präfektenregime nachgebildet, erinnert insofern an Züge der Weimarer Verfassung, als auch er vielleicht gegenüber dem förderalistischen Gedanken vorbeugend, über das Ziel hinausschoß, um wenigstens das Notwendige auf die Dauer zu erreichen. Denn das Sonderleben der auch durch deutliche Naturbinnengrenzen geschiedenen Länder, Stämme, Gaue in Japan ist auch in Rassenzusammensetzungsfragen, Temperament- und Klimaunterschieden, trotz des zusammenhaltenden Meeresgürtels stärker begründet, als es dem flüchtig durchreisenden, überall dieselbe Sprache hörenden Fremden zum Bewußtsein kommt. Aber diese Unterschiede äußern sich heutzutage mehr wie die französischen Provinzialunterschiede, als wie die Abstufungen zwischen den deutschen Stämmen oder Ländern. Man war in Japan klug genug, in Äußerlichkeiten wie Wappen und Abzeichen dem engeren Heimatstolz ganz freie Bahn zu lassen und ihn dadurch als belebendes und verstärkendes Element im Reichsgefüge zu verwerten, so daß Familiengefühl, Heimatstolz, engere Stammeszugehörigkeit nnd weiteres Vaterlandsempfinden ein elastisch sich gegenseitig verstützendes, gleichstrebiges organisches Ganzes bilden. Außerordentlich erleichtert wird diese glückliche Lage freilich dadurch, daß, abgesehen von der ganz geringen, eine Viertelmillion nicht überschreitenden Zahl der Bekenner des Christentums, auch keine religionsgeographischen Beziehungen über die Grenzen des Reichs hinaus seine Bürger ziehen oder binden. Die zahlen-

stärkste Konfession Japans, der Buddhismus, ist — ohne internationale Abhängigkeit von außen — in zahlreiche einzelne Lehrmeinungen zerfallen (12 Hauptsekten), die aber mit einer einzigen Ausnahme (Nichiren-Sekte) in großer Duldung nebeneinander hinleben. Die zweitstärkste, das eigentlich nationale Shinto — gleichfalls in 13 Hauptlehrmeinungen zersplittert — steht unbedingt auf innerem vaterländischem Boden; und der Staat behält zwar die moralisch-ethische, rein weltliche Erziehung in fester Hand, läßt aber die religiöse als Privatsache außerhalb der Schule völlig frei gewähren.

Es ist also kulturgeschichtlich eine Entwicklungsstufe erreicht gewesen, die der plötzlichen Übernahme und Verarbeitung der westlichen Zivilisationsgüter durchaus gewachsen war, trotz einem so gänzlich verschiedenen Entwicklungsgang, der sich auf der einen Seite durch seine ungebrochene Linie in Raum und Zeit aus dem Ferment einer Stammeswanderung heraus[79]) ohne die Zwischenstation einer Völkerwanderung von andern unterscheidet, auf der anderen durch stoßweises Vorrücken, mit langen stagnierenden Pausen dazwischen. Durch das frühe Bewußtwerden in einem besonders kongenialen Raum wird immer wieder eine gewisse staatliche „Frühreife“[80]), eine frühe Blüte der Kultur erreicht, eine Fähigkeit, große fremde Kulturerrungenschaften ohne Verlust — wenn auch mit Schwankungen — des eigenen Gleichgewichts zu rezipieren, während dann wieder Stagnieren im Erdraum, selbstzufriedene autarkische Zustände folgen, vielleicht auch ein instinktsicheres Zusammenziehen auf sich selbst, bis die nötige Kraft für den nächsten Schritt gesammelt ist. In der Erkenntnis, wann das eine, wann das andere zeitgemäß ist, liegt zweifellos eine originale geistige Leistung, eine nationale Charakterstärke, die als Frucht des auf sich selbst gestellten Wachstums abseits von den anderen Völkergemeinschaften anzusehen ist; aus ihr erklärt sich freilich auch das kaum überwindliche japanische staatliche Mißtrauen, das sein Gegenstück fast nur im venezianischen „Mißtrauen als Staatsprinzip“ findet und sich aus frühem Raumbewußtsein und Absonderungsgefühl erklären läßt.

Nicht als ob die ungebrochene Einheitlichkeit der Entwicklung so weit ginge, Sprünge oder doch plötzliche Beschleunigungen, unvermittelte Anstiege und weitgehende Raumumwertungen auszuschließen. Gerade in solchen Perioden, in denen auch bei uns Deutschen solche Raumumwertungen stattgefunden haben, in der Karolingerzeit, der Renaissance, der Reichsgründung von 1870, haben auch innerhalb des japanischen Archipels Wandlungen im Raumsinn sich abspielt, innerhalb der kürzesten Frist vielleicht — neben der in unseren Tagen erlebten —, in der Zeit des genialen Emporkömmlings *Toyotomi Hideyoshi*, des *Taiko.*[81],[82]) Noch die Anfänge aus der Zeit *Oda Nobunagas* zeigen die Raumenge und kleinräumige Auffassung unserer Reichsritterschaft. Die Umwertung, die Wende finden wir vollzogen im Verhältnis zur Südinsel *Kiushu* 1585, nachdem in rascher Folge zuerst die Zurückführung der sonderlebigen Nordmark des *Kwanto* zum Gesamtleben des Reiches erfolgt war, der sich dann die weitausschauenden Festlandpläne anfügten.

Wie sehr *Hideyoshi,* darin wirklich Napoleon vergleichbar, die Raumvorstellungen, Massenbegriffe, Zeit- und Verkehrsmaße seiner Zeit in Japan geändert hat, das ist auch an den Heeresstärken, an ihnen vielleicht am besten zu erkennen. Noch unter *Oda Nobunaga* finden wir Fehden um einzelne Schlösser, befestigte Klosterberge, kleine Landstriche (in *Mino* z. B., das allerdings eine Schlüssellandschaft war) mit bescheidenen Feudalkräften. Hideyoshis *Kiushu*-Expedition aber holt bereits mit 150000 Mann von *Osaka* zum Schlage aus und wird um ca. 30000 Mann von *Choshu* zu umfassender Wirkung verstärkt, bewegt einmal 60000 über See von *Osaka* nach *Yunoshima* in *Bungo* vom 7. bis 19. 1. 1587, 130000 in einem Zuge von 22. 1. bis 17. 2 nach *Shimonoseki* zu Land und dort über die Meerenge, führt dann den letzten Stoß mit einer kombinierten Bewegung von 73000 Mann zu Land und 50000 zur See auf *Kagoshima,* die Hauptstadt des abtrünnigen Gaues, wo er, wie Bismarck, überraschend versöhnt, um ein Zukunftsziel nicht zu gefährden: die mit 130000 Mann über See begonnene Korea-Expedition, der er dann einen Rückhalt von 50000 Mann nachführen ließ. Von 1592 bis 1598 wurde damals die erste große japanische Kontinentalstoßpolitik durchgeführt, Korea so überrannt, daß es sich nie mehr von dem Schlage erholte, bis der Tod *Hideyoshis* die Rückführung der Inselstreitkräfte herbeiführte. Sein Nachfolger *Jyeyasu Togugawa* führte das Werk der Reichseinigung zu Ende und war selber so raumweitsichtig, Fahrzeuge nach Mexiko abzufertigen. Doch schloß sich dann unter seinen Nachfolgern in jener merkwürdigen Instinkthandlung der Inselstaat gegen jeden Außenverkehr ab, und erst an der Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert begann sich wieder, zunächst nach Norden, kontinentwärts, neue Raumwertung vorzubereiten.

Es ist eine der erstaunlichsten, zu wenig beachteten Leistungen des Japan der Meiji-Reformzeit, wie sich seine Führer und Massen mit jener völligen Umwertung ihrer Raumvorstellungen abfanden, die sie beim Heraustreten aus der seit 1634 fast vollständigen Abschließung zu bewältigen hatten. Die seelischen Opfer, die sie dabei bringen mußten, waren nicht gering, und für die meisten ist der Weg der Modernisierung nicht ein Glücks- sondern ein Leidensweg gewesen: ein fortwährendes Verzichten auf das, was ihnen lieb war, aus Rücksicht auf das, was sie zur Erhaltung und Vergrößerung ihres Heimatlandes für notwendig hielten. Wohl waren durch den sorgfältig überwachten Verkehr mit den Holländern in *Deshima* gewisse Kenntnisse vom Auslande eingesickert. Kaempfer, Thunberg, Siebold vor allem, einer der wichtigsten Vermittler, sind Zeugen dafür. Aber diese, doch noch recht unvollkommenen Vorstellungen umfaßten einen ganz kleinen Kreis. Alles andere hat in der einen Geschlechtsfolge erworben werden müssen, von der der greise Marschall *Yamagata,* der so viel angefochtene Genro, einer der wenigen, den Ablauf des Ganzen überschauenden Überlebenden war.

Leider gibt es in der deutschen Literatur weniger zusammenfassende gute politische Urteile über Ostasien, als erwünscht wäre, und die wenigen leiden

unter dem Widerstreit der Sachverständigen. Franckes[83]) „Ostasiatische Neubildungen" waren wohl eines der besten, allseitig zusammenfassenden Werke. Brandt [84]) sah im allgemeinen China zu rosig, Japan zu feindselig an, das war der leitende Zug seiner weitverbreiteten Arbeiten, die u. a. unseren Eingriff von Shimonoseki mitveranlaßt haben. Dabei ist er gewiß ein Kenner ersten Ranges gewesen, von bewährter Beobachtungskraft; ein sehr guter Aufsatz von Dr. Grothe[85]) wird ihm darin gerecht.

Richthofens Eindrücke sind am klarsten und schönsten in seinem ersten Japan-Tagebuch[86]), in dem sich die Gewalt der ersten, durch Reflexion ungebrochenen und unverfälschten Wahrnehmungen kundgibt. Parcival Lowells und Lafcadio Hearns[70]) Deutungsversuche sind in ihren anthropogeographischen Grenzen gut gezeigt von Rudolf Stübe[87]), und aus dem gleichen Jahr stammt E. Simons feine Sonderstudie über die Riukiu-Inseln — ein Typ jener Art Einzelarbeit, die wirklich brauchbare Bausteine für selbständige Urteile liefert. Dann verschwemmten die Kriegswogen die Möglichkeit objektiven Schauens in den so von Gunst und Haß umworbenen und verwirrten Erdraum, der sich doch in jener Zeit treuer geblieben war als die meisten andern. So ist „Die Isolierung Japans"[88]) ein anonymes Buch voll halber Wahrheiten, angelsächsische Einflüsse im Sinne Wilsons verratend, voller Vorwürfe gegen ein übersteigert gezeichnetes autokratisches, feudales Japan, vielleicht bereits ungewollt ein Werkzeug einer ähnlichen Hetze, die einst gegen uns losbrach und nun vielleicht gegen Japan inszeniert werden soll, vor deren Wagen sich Deutschland zuletzt spannen lassen sollte.

Ein Überblick über die wichtigsten, die äußere und innere Entwicklung von außen her bestimmenden Antriebe und Hemmungen wird im wesentlichen eine kurze Geschichte der japanischen Volks- und Staatsausdehnung geben müssen sowie ihres Wechsels zwischen Vorstößen und rhythmischem Zusammenziehen auf sich selbst, eines der interessantesten Experimente der Weltgeschichte auf dem Gebiete der Staatsbildung. Denn bei genauer Prüfung erweist sich, daß vom Augenblick seiner ersten festen Aufrichtung das Inselreich mit einer fast telepathischen Feinfühligkeit immer auf die Fernantriebe und Hemmungen von außen her reagiert hat, die oft nur ganz leise Wellen an seine Ufer trugen. Oft mit anfänglicher Hemmungslosigkeit sich kleinen Reizen übertrieben hingebend, dann aber mit starkem Instinktrückschlag wieder Sichtungen vornehmend, bald leidenschaftlich aufwallend, bald träg hindämmernd, — wie der vulkanische Boden, so die psychologische Eigenart der Malaien, die sich gegenseitig in diesen Wechsel hineinzusteigern scheinen. Wie diese japanische Reichsausdehnung auf geographischen Grundzügen heraufwuchs, habe ich breiter und mit Literaturunterlagen in einer eigenen Schrift zu verfolgen versucht[89]).

Die ersten Antriebe von außen her, von denen die Bildung einer eigenen Lebensform in Japan gefördert wurde, sind die schon berührten Stammwanderungen (zwischen dem 7. Jahrh. v. Chr. und der ersten koreanischen In-

vasion um das 3. bis 5. Jahrh. n. Chr.) gewesen, mit der sie als abgeschlossen betrachtet werden können.

Aus dem Rückschlag auf diesen Zugriff nach dem Festland, bei dem eben der Kulturboden des bedrängten Korea betreten werden mußte (vgl. Ratzel)[90], erwuchs die erste Hemmung, die erste Anregung zu Kraftkonzentration nach innen: die Annahme der chinesischen Schrift (405), des Buddhismus (552—587) folgte, sodann die Umformung des Geschlechterstaats zum Beamtenstaat nach chinesischem Muster. Die Wellenbewegung der Kulturübertragung nach N. O. pflanzt sich aber auf die noch barbarischen Nachbarräume fort, setzt sich in einen weiteren Ausdehnungsantrieb um, der die Nordmark des Landes über die Gegend des heutigen *Tokio* hinaus, nach der Burg *Taga* (erstes Steindenkmal von 762 n. Chr.), dann nach der Nordküste von *Hondo*, mit gelegentlichen Übergriffen in die Nordinsel *Yezo* (Festung *Matsumai*) vorschiebt. In diesem Ringen erhebt sich ein rauhes, hartes Feudalkriegertum *(Kamakura-Shogune)*, das schließlich mit seiner derben Naturkraft die effeminierte Hofgesellschaft von *Kyoto* überwältigt — ein Verjüngungsvorgang, wie ihn später die *Hideyoshi*-Zeit, dann der Rückschlag gegen die Entartung des Shogunats unter den letzten *Tokugawa* wieder bringt. Diese Erneuerung kommt, wie jene beiden späteren, gerade rechtzeitig, um die gefährlichsten weiteren Antriebe von außen her aufzufangen, die sich mit den Mongoleneinfällen unter Kublai-Khan (1274—81) dem ersten Anprallen des von der iberischen Kolonisation getragenen Christentums (1543—1616) und der gewaltsamen Erschließung durch die angelsächsischen Welthandelssysteme (1854—69) decken, und die jedesmal einen Rückschlag gewaltiger japanischer Ausdehnung bewirken.

Der Zusammenhang zwischen den einzelnen Randberührungen, der geographischen Nutzanwendung und den geopolitischen Gegenzügen ist von mir in den Einzelheiten[91]) an anderer Stelle nachgewiesen. Beweisbar ist, wie der mongolischen Gefahr die Nordausdehnung, dann die Festsetzung in den koreanischen S. O.-Häfen folgt, wie auf die iberische Berührung eine sprunghafte Hinausschiebung der Sicherungssäume in allen Hauptrichtungen vor sich geht: Besetzung von *Bonin-* und *Vulkan-* (1675) Inseln, Vorschieben in *Yezo,* auf den Nordteil *Riukiu*-Bogens (1609) nach *Korea* (1592—98), die Expedition von Schiffen nach Mexiko. In unserer Zeit folgt — nach kurzem Zusammenziehen von 1864—1874 und völliger innerer Strukturänderung, aber vor allem zur Herbeiführung entsprechender Abwehrkraft gegen diesen Eingriff — jene, heute noch nicht zum Stillstand gelangte Ausdehnungsbewegung, die 1874 in Jahrzehntrhythmen beginnt. Sie zieht zuerst die *Riukiu*-Inseln in ihren Bann mit Anspruchsanmeldung in *Korea* und *Formosa,* 1875 die Kurilen, dann völkisch *Hawaii,* dann (1894/95) *Formosa* und erstmals *Liautung,* mit erneuter Anspruchsanmeldung in Korea, 1905 *Südsachalin, Liautung* und *Korea* (das freilich erst 1910 formell in das Reich gleitet), 1914 die deutsche Ostasien- und Südseestellung. Das alles sind im Grunde Rückschlagsbewegungen auf Anstöße von außen her, gleichmäßig von Instinkt und geopolitischer Voraussicht in ihren

Grundrichtungen bestimmt, mit seltenem Feingefühl für die Kraft der zu überwindenden Hemmungen von außen und die Richtung geringsten Widerstandes.

Das Feingefühl für innere und äußere Kraftfelder und Kraftlinien ist dabei um so bemerkenswerter, als es nur an inneren Erfahrungen geschult ist, an diesen aber freilich dank der komplizierten inneren Kräfteverteilung sehr hoch entwickelt wurde (vgl. II. Staatskunst). Nachdem auf die zweifellos bestehenden Gefahren der iberischen Erschließung das seltsame Abwehrmittel der passiven Abschließung im ersten Drittel des 17. Jhts. durchgeführt worden war, schob sich der nächste Antrieb von außen her längs der Grenze zwischen bewohnten und unbewohnten Landstrichen in Nordasien durch Rußlands Vordringen in das *Amur*mündungsland heran, wo 1643 *Pojarkow* erschienen war, die Reibungen sich aber zunächst gegen China kehrten. Gleichwohl war das Ferngefühl so zuverlässig — trotz der Abschnürung aller Außenberührung auf die kleine holländische Handelsniederlassung der Insel *Deshima,* ein holländisches Musterschiff im Jahr und ein paar Chinesenfahrzeuge —, daß dem russischen Herandrängen rechtzeitig Durchdringung der großen Nordinsel, ihre Landesaufnahme *(Mogami Tokunai* 1792, *Kondo Juzo*, dann *Mamia Rinzoo)* und Küstenbefestigungsmaßregeln (1798) begegneten, die durch den verwegenen englischen Handstreich von 1808 auf *Nagasaki* beschleunigt wurden und zur Anfertigung einer schönen geheimen Reichskarte in 1:45000 führten, der Siebold vor allem sein Bild vom Lande und dessen Hauptformen entnahm (1808—1823). Zweifelos hat Siebolds 1826 zum erstenmal beendete, mehr vermittelnde als originale Tätigkeit sehr dazu beigetragen, daß sich Neu-Japan wieder auf dem veränderten Kraftfelde zurechtfand.

Bis die in die Welt ausgesandten japanischen Studienkommissionen aber solche, auf dem Weg über *Deshima* eingeträufelten Ahnungen zu wirklicher Kenntnis verdichteten (was erst mit Rückkehr der Sendung Iwakura 1863 begann), bedrohten die Zukunft des Inselreichs drei Hauptgefahrengruppen von außen her: die derbste in Form der russischen Angriffsbewegungen gegen *Sachalin*, die *Kurilen, Yezo* (wo der Einfluß in *Hakodate* ansetzte) und *Tsushima,* dann die Küsten von *Korea*; eine feinere in der Form der französischen Versuche, mit Hilfe des Shoguns eine Art friedlicher Durchdringung durch militärische und sonstige Beratung herbeizuführen; und die für die Zukunft gefährlichste: die Überwältigung durch die großen, im Pazifik randständig gewordenen angelsächsischen Seemächte, denen nur zu Japans Glück die Landstreitkräfte fehlten, um es mit dem volksstarken Inselreich landeinwärts aufzunehmen. Erkundungsaufträge hatte 1853 Kommodore Perry [92]) z. B. für *Formosa* und die *Riukiu* in der Tasche, und es lag nicht an seinen Berichten, wenn sie nicht ausgeführt wurden. Den Höhepunkt von Gefahr bedeutete etwa die gemeinsame Beschießung von *Shimonoseki* und *Kagoshima* durch die französisch-englischen Flotten, die eigenmächtigen französischen Lotungen bei *Sakai,* die nur durch einen Gegenstreich Englands *(Port Hamilton)* vereitelte Überwinterung der Russen in *Tsushima*, der Wächterinsel in der gleichnamigen Eingangspforte zur Japansee.



Ein weiterer Höhepunkt von Gefahr war, als die geflüchtete Flotte des Shogun in ihrer Verzweiflung die Republik *Yezo* ausrief und es einen Augenblick schien, als ob der Volksinstinkt für die Einheit und Unberührtheit des Insellandes verloren gehen sollte. In diesem Augenblick aber kamen die ersten Führer vom Ausland zurück und zeigten, daß sie nicht umsonst entsandt worden waren. Mit richtigem Scharfblick erkannte man rasch, wie man die fremden Kräfte gegeneinander ausspielen konnte, sobald man nur gewisse Anpassungen an ihr Zivilisationssystem vollzog, wie man freilich vorläufig die verwegensten unter den eigenen Leuten — wenn es nicht anders ging, mit Waffengewalt (Satsuma-Aufstand 1877) — zurückhalten und sich zuerst unter Opfern mit den gefährlichsten Drängern vertragen mußte. So entstand der Rußland-Vertrag, der dem Inselreich die äußere Inselkette der Kurilen ganz, dem kontinentalen das schmerzlich aufgegebene Sachalin ganz überwies (1875) und damit gefährlichen Zuständen der Gemeinherrschaft eine Ende machte. Den Seemächten gegenüber wurde auf Grund alter Rechtstitel die südliche Fortsetzung der Inselbogen nach den Bonin- und Vulkaninseln zu (1879) wie nach dem Riukiu (1877) wieder besetzt. Eine Expedition auf Formosa zeigte China, daß man sich sehr wohl am internationalen Ordnungmachen beteiligen könne; man zog sich aber hier wie in Korea nach einem ersten „Hand-auf-den-Raum-Legen“ wieder zurück. Noch reichte die Kraft nicht für so große Sprünge. Aus Mittel-Europa gewann man inzwischen, zuerst aus Frankreich, dann aus Deutschland[93]) Formen und Lehrer für die Übernahme des Zivilationspanzers, der dazu nötig war. Für die Flotte fand man die Lehrer in England, eklektisch überall das Beste suchend.

Nie aber wurde urteilslos kopiert: das zeigte sich an der Art, wie die erste Übersee-Verwendung der neuen Kampfmittel im großen Stil, die zu dem chinesisch-japanischen Ringen um Korea führte, organisatorisch vorbereitet war. Lange, ehe es in anderen Seemächten erkannt war, hatte sich in Japan das Typschiff durchgesetzt: für die Kriegsflotte, dem Inselmachtgeist entsprechend ein Doppelgeschwader gleichschnell laufender, gleich armierter Schlachtkreuzer (auch heute 7 gegen 8 englische I. Ranges), die schnell gegen die an sich gefechtsstärkere, aber ungleichmäßige chinesische Schlachtschiff-Mustersammlung obenauf kamen; für die Transportflotte ein einheitlicher Transportertyp, für dessen sichere Bereitstellung man mit hoher Unterstützung die erste große Postlinie gegründet hatte. An beiden Typen hat, freilich mit mächtig steigenden Ausmaßen, das Inselreich festgehalten bis heute und konnte uns aus der Südsee fortdrängen mit einem Geschwader, an dessen Spitze in Gestalt des Schlachtkreuzers Kongo ein Schiff fuhr, das an Gefechtskraft allein das ganze Geschwader Spee auswog. Der ersten Flurbereinigung mit Rußland, einem halben Gewinn und einem halben Rückzug, folgte ein ganzer Rückzug gegenüber den Vereinigten Staaten in der *Hawaii*-frage, zu der der Anstoß freilich von dem Arbeiterbedürfnis des Plantagengebiets gegenüber dem Menschen-Ausfuhr-Angebot des damaligen Tieflohn- und Menschendruck-Gebiets in Japan ausgegangen war, also von rein wirt-

schaftlichen Erwägungen des damals armen, seine Kraft aufs äußerste anspannenden Landes. Gleichzeitig aber trat Japan als Sieger neben das bisherige Universalreich Ostasiens, China, in *Korea, Formosa* und *Liautung*.

Seit es überhaupt wieder seine Blicke nach außen lenkte, war die Außenpolitik Japans zunächst entscheidend durch sein Verhältnis zu Korea bestimmt, weil dieses schwache und zerrüttete Land nicht dazu zu bringen war, auf eigenen Füßen stehen zu können, und in chinesischer wie in russischer Hand die Bewegungsfreiheit Japans lahm gelegt hätte. Das war schon 1874 erkannt und auf Drängen *Saigos* eine Kartenaufnahme und ein Angriffsgrund vorbereitet worden. Aber die aus Europa zurückkehrende Sendung *Iwakura* warnte mit Recht, daß weder die Kräfte noch die im Anfang der Verfassungskämpfe stehende innere Struktur jetzt einem solchen Unternehmen gewachsen sei; die Staatslenker blieben gegenüber den Nur-Soldaten fest, und darin liegt einer der Gründe, die zum Ausbruch des *Satsuma*-Aufstandes führten. Heute ist *Korea* japanisch und *Saigo* hat sein Denkmal; 1877 aber ist der tapferste Japaner mit seinen Getreuen nach einem furchtbaren Gemetzel dem besseren außenpolitischen Instinkt geopfert worden. Das wirft ein Schlaglicht auf die seltene geopolitische Bewußtheit, mit der das japanische Staatsschiff durch ähnliche Gefahren gesteuert worden ist, wie sie unsern Aufstieg umlauerten und unseren Fall herbeiführten. Schicksalsgemeinschaft bestand und wurde von Japan immer empfunden. Deshalb suchte man jahrzehntelang über die kulturpolitischen Beziehungen hinweg zu festen politischen zu gelangen, gerade weil man die Gefahren sah, die der Krieg gegen China nun weiter zur Folge haben mußte; dasselbe Los eines Dreifrontenkrieges, das Kjellén so scharf zeichnet.[94])

Mit dem Erfolg des Japanisch-Chinesischen Krieges konnte das Sichdurchsetzen des neuen Japan in seinem größeren Erdraum, in Ostasien gegenüber der chinesischen Masse als bestätigt gelten. Wie unsicher man sich dabei trotzdem noch fühlte, wie sehr man sich darüber klar war, daß nun erst recht die weise Regel des *Jycyasu* zu befolgen war: „Nach dem Siege binde den Helm fester" (Ausspruch von 1600 auf dem Schlachtfeld von *Sekigahara*) geht aus allen damaligen japanischen Äußerungen[95]) — Tagebuch *Hayashi*, — hervor. Um so schlimmer für Deutschland war es, daß gerade in diesem Zeitpunkt des Suchens nach dauernder Verbindung die dem Japan vor 1895 natürlichste Anknüpfung, die deutsche, durch den verhängnisvollen Eingriff von *Shimonoseki* an der Seite Rußlands und Frankreichs völlig gestört schien.

Die Vorgänge, die zur Einmischung von *Shimonoseki* führten, schildert in ihren entscheidenden persönlichen Zusammenhängen nach meiner Kenntnis zum Teil zutreffend Ottmar von Mohl, besser Francke[96],[97]). Der plötzliche Umschlag von der bis dahin aus beiderseitigem Volksinstinkt erwachsenen kulturpolitisch verfestigten Völkerfreundschaft, von dem noch überaus freundlichen Empfang des Prinzen *Komatsu* 1894, den Zusicherungen, die der deutschfreundliche Gesandte Graf *Aoki* erhalten hatte, daß Deutschland nicht dazwischentreten würde, und auf die Japan sein ganzes Auftreten gegründet hatte, zu dem brüsken, schroffen, durch Holstein und v. Brandt dem

ahnungslosen Juristen Marschall, Hohenlohe und S. M. suggerierten Szenenwechsel, mit seinem unheilvollen völkerpsychologischen Rückschlag in Japan, unterstrichen durch die ungeschickte Hand des dortigen Gesandten Frh. v. Gutschmidt — das alles ist dort zum erstenmal ohne Übertreibung in seiner ganzen furchtbaren Folgenschwere gezeichnet. Der Schritt war um so verhängnisvoller, als er die aufrichtigsten Deutschenfreunde unter den japanischen Staatsmännern, Graf *Aoki* und Fürst *Katsura*, um einen Teil des politischen Kredits brachte und Fürst *Ito* persönlich verletzte; schließlich kränkte man noch durch verzögerte Verleihung eines schon angesagten Ordens den *Meiji-Tenno* persönlich. Dieser unglückliche Auftakt war dann die Einleitung zu einer folgerichtig grundfalschen, wie absichtlich unsere ostasiatischen Kultursaaten zerstörenden diplomatischen Behandlung Japans durch unser Auswärtiges Amt, der gegenüber alle wissenschaftlichen, militärischen und technischen Beziehungen Einzelner nicht aufkommen konnten. Schlimmer noch: gerade bei der Feinfühligkeit des Gesamtvolkes in auswärtigen Dingen wurden viel planvollere feindselige Absichten hinter diesen Vorgängen vermutet, als ihnen zugrunde lagen, und immer tiefer grabende Furchen einer dauernden Entfremdung der beiden Staaten gezogen, gegen die einsichtige Minderheiten in Deutschland und viel breitere Kreise in Japan vergeblich ankämpften, bis der Bruch 1914 eintrat, den zu vermeiden noch wenige Wochen vorher von Japan Schritte geschehen waren, die in Deutschland viel zu wenig bekannt sind. Von uns zuerst verschmäht, dann durch einen falschen diplomatischen Schritt auch wohl unerreichbar geworden, wurde unsere verpaßte Gelegenheit zur großen Chance Englands. Japan nahm mit einem völkerpsychologisch wohl vorbereiteten Bündnis die angebotene englische Orientierung auf und wurde zum gut entschädigten Schwert des westlichen Inselreichs gegen die große russische Kontinentalmacht und ihr uferloses Übergreifen in Asien (wo sie im eigenen Bereich noch Aufgaben für ein halbes Jahrtausend gehabt hätte). Aber immer wieder versuchte Japan, Deutschland als Partner in seine societas leonina mit England hineinzubekommen, mit ihm zusammen die Gefahr, die darin lag, zu brechen. Ein volles Jahr lang war uns der Beitritt zu dem 1902 geschlossenen Bündnis offen gehalten worden (*Hayashi*)[95].

Noch steht am Ausgang von Seoul der Unabhängigkeitsbogen, an dem sich die zehnjährige Illusion des törichten Landes freute, als schon längst in einem erbitterten diplomatischen Kampf das Los über sein Gewand zwischen Japan und Rußland geworfen wurde, zuletzt in einem Krieg, den Rußland als entfernten, der Volksseele fremden Kolonialkrieg behandelte und verlor, Japan als Lebensfrage führte und gewann. Hatte 1895 der Chinesisch-Japanische Krieg Japan die engere Erdraum-Großmachtgeltung, 1900 die Teilnahme an der China- (Boxer-) Expedition mit der dabei gezeigten Kraftleistung die über asiatische Bündnisfähigkeit gebracht, so nun 1905 der Sieg über Rußland das Weltmachtansehen. Noch war es freilich durch die Schuldknechtschaft beeinträchtigt, in der die zwei Angelsachsen-Reiche

Japan durch ihr Dazwischentreten in Portsmouth klug zu halten wußten, aus der es erst sein Weltkriegsgewinn völlig befreite.

Auch nach dem Sieg über Rußland verließ die japanischen Führer keinen Augenblick das Gefühl für die Gefahr ihrer Vereinzelung und für die Notwendigkeit, die mit dem Erfolg gegebenen Möglichkeiten erst auszubauen und zu sichern. Denn die Festigkeit des anglo-japanischen Bündnisses hatte sich mit der Zurückdämmung der russischen Gefahr gelockert: sein Sinn war ein anderer geworden. Festlandwärts aber stand der wichtigste Ertrag des Sieges, neben dem bescheidenen Landgewinn in *Südsachalin* und *Liautung*, immerhin wichtiger umfassender Wachstumsspitzen, mehr zwischen den Zeilen als auf den Zeilen des Vertrags: das Verhältnis zu Korea. Diese Ernte war nur durch Wiederherstellung eines erträglichen Verhältnisses zu den Festlandnachbarn in die Scheuer zu bringen. Den großen Dienst, dies zu beschleunigen, erwies Japan und Rußland ein Eingriff der Vereinigten Staaten in die Übergangszone zwischen beiden auf dem mandschurischen Festland: der Vorschlag Knox 1910, die mandschurischen Bahnen zu neutralisieren, d. h. sie der amerikanischen Kapitalübermacht auszuliefern. Dieser Gedanke gefährdete Rußlands Reststellung wie die japanische Anfangsstellung gleichermaßen und führte zu einem Interessenausgleich, bei dessen formaler Bestätigung Fürst Ito, sein Hauptvermittler, das Opfer eines Attentats wurde. Auch dieser Eingriff beschleunigte nur die Herbeiführung der Einverleibung von Korea in das japanische Reich; seine Kaiserfamilie wurde abgefunden und dem japanischen Adel eingereiht, der größte Teil gerade seiner fortschrittlichen Intellektuellen durch klug verteilte materielle Vorteile bestochen, der schwache gewaltsame Widerstand überwältigt, die Reichsgrenze an *Tjumen* und *Yalu* vorgeschoben und darüber hinaus durch eine von besonderen Fischereirechten (*Kamtschatka, Ochotskische Meerküsten,* Küstenprovinz, zunächst bis 1918 vereinbart, dann verlängert), Schiffahrtsrechten auf *Ussuri, Amur* und *Sungari,* japanischen Eisenbahnzonen in der *Mandschurei* gebildete Zone japanischer Sonderrechte und Vorzugsstellungen geschützt. Der Zweck aller dieser Maßnahmen, auch der großen Linie von Japans chinesischer Politik in dieser Zeit war aber, ein unmittelbares Aneinanderlegen der ostasiatischen Inselmacht mit den beiden großen Festlandstaaten herbeizuführen und sicherzustellen, immer mehr der Wunsch nach sicherer Rückendeckung als der nach Ausdehnung der Machtsphären, aber auch der Belastungen festlandwärts. Der tiefe Zug der Schutzanlehnung an das Unbewohnbare, des Fernhaltens angriffslüsterner fremder Mächte, namentlich der großen angelsächsischen Kapitalstaaten, nicht eigene Angriffslust leitet Japans Handeln im Nordwesten. Das Volksempfinden und die immer mehr mit zunehmender Demokratisierung und Parlamentarisierung von ihm abhängig werdende nationale Willensbildung in der auswärtigen Politik, ihre geopolitischen Grundzüge werden immer dort die Rückseite, das „Ura-Nippon" sehen, das man natürlich sicher wissen will, in dem man am liebsten wehrlose, abhängige Pufferstaaten oder zur See ohnmächtige politische und wirtschaftliche Freunde hätte. Aber die

Gesichtsseite, „*Omotte Nippon*“, kehrt sich dem Meere des Großen Friedens zu, der Volksinstinkt, wo er nicht künstlich vorübergehend auf Sicherungen in der Richtung des schwächsten Widerstandes abgelenkt wird, drängt und lockt nach Süden und Südosten, sucht nur möglichst reibungslose Anlehnung, Absatz, Rohstoffgebiete gegen seine Rückseite.

So sind, mehr als in irgendeiner anderen Großmacht, die Richtlinien der Außenpolitik und der Geschichte, soweit sie durch äußere Antriebe und Hemmungen bestimmt wird, aus starken und entscheidenden inneren Erdraum- und Rassenkräften zu erklären; freilich auch aus der Kunst des Gesamtvolkes, in folgenschwerer Wahl nach innen zu horchen und dem Schicksalsruf von innen her zu folgen. Es gehört Glück zu der seltenen Möglichkeit, sich selber und dem eigenen Volkscharakter, auch dem eigenen Gewissen treu zu bleiben, aber es ist auch verdient dadurch, daß man, mancher Versuchung gegenüber, zur Überraschung von Beobachtern von außen her, dem Ruf beider von innen her auch Folge geleistet hat. Daraus vor allem sind jene sonst unerklärbaren Rückzüge auf sich selbst, jene Abschließungen einerseits, jene leidenschaftliche Hingabe an kongenial empfundene Kulturströmungen andererseits mit dem folgenden Selbstbesinnen, die dreimal wiederholten inneren Erneuerungen und Verjüngungsvorgänge erklärbar, in denen doch Nationalcharakter, Volksseele und politische Struktur keinen inneren Bruch erlebten, sondern sich folgerichtig autonom entwickeln durften bis auf den heutigen Tag.

Die Entwicklung des Nationalcharakters, der Volksseele und der politischen Struktur zur heutigen politischen Gestaltung.

Eine wertvolle Gabe, die das japanische mit den erfolgreichsten Staatsvölkern der Geschichte gemein hat, geht aus der Überwindung aller Antriebe und Hemmungen von außen und innen hervor: die Fähigkeit, bei aller Wahrung der aufrechten Züge des Nationalcharakters, der Einheitsempfindung der Volksseele, trotz einer ungebrochenen, wenn auch hie und da wunderlich verbogenen Entwicklungslinie ganz überraschende Kompromisse zu schließen. Oft werden sie noch gefunden, wenn die Parteien schon zu unaufhaltsamem Zusammenstoß aufmarschiert scheinen, und seltsam ist es, wie dann, trotz der scheinbar so aufs Unpersönliche abgestellten Struktur, zahlreich Männer auftreten, die sich für ihre Überzeugung in die Bresche werfen, oft mit munterem Witz (wie jener Römer mit der Erzählung von dem durch Streik der Glieder bedrohten Bauch), was eine Stärke *Itos* war, der seine politischen Gegenspieler durch Plaudern bei Tee und Sakeschälchen überwand, oft aber auch durch starres selbstloses Opfern der eigenen Persönlichkeit, wie *Ii Kamon no Kami*, wie *Saigo*, oder durch Selbstverzehren im Dienste des Vaterlandes, wie *Komura*, der Unterhändler von Portsmouth, der Urheber des Nordwestwanderungsprogramms nach der Linie des schwächsten Widerstandes. Männer, die für Programme stehen, aber das Vaterland über die Parteiprogramme setzen: die hatte die *Meiji*-

Zeit, wie sie das alte Japan hatte, von dem sie diese *Samurai* erbte. Diese Männer, eine beneidenswert zahlreiche Schar, haben die Entwicklung vom abgeschlossenen Inselrassenstaat zur Weltmacht getragen, die eigentlich nur ein Menschenalter umschließt. Ihre letzten sterben nun hochbetagt, als *Genro* oder *Inkyo* (alte Staatsmänner, Austrägler) ab, wie *Yamagata* oder *Matsukata*, sind Attentaten als Opfer gefallen, wie *Ito*, oder durch solche verkrüppelt, wie *Okuma*, oder haben sich, wie *Nogi* durch Gefolgentod (*Junshi*) mit einem Seppuku (*Harakiri*), der Fahrt des alten Meijikaisers zu den *Kami*, den vergöttlichten Vorfahren unmittelbar angeschlossen. Sie sind Prototypen, wenn je der Ausdruck berechtigt war, und haben zum größten Teil in dem Aufgeben von fast alledem, was ihrer Jugend groß, wertvoll und lieb erschien, bewußt ein ungeheures Opfer der Vergangenheit an die Zukunft des durch dieses Opfer zu verjüngenden Reiches gebracht. In diesem Lichte haben die meisten von ihnen die Entwicklung gesehen: erträglich, weil der Zusammenhang der vergangenen Geschlechter mit den künftigen in ihrer Vorstellung so stark war, daß es auf das Opfer der Gegenwart nur eines solchen Generationsausschnitts gar nicht ankam. So großzügiger Staatswille macht Forderungen über den Durchschnitt hinaus erträglich: denn eine Vorherrschaftsforderung, wenigstens über Ostasien, eine Vorkämpferrolle ist es, auf die Japans Reichsentwicklung Anspruch erhebt: — für sein vorsichtig kühnes Herrenvolk, das seine Machtziele oft klug mit dem von den Westvölkern erlernten Cant verschleiert, oft aber mit raschem Zugriff, wie beim *Jiujitsu*, auch mit gelegentlichem Schritt zurück ergreift.

Es ist vielleicht der am meisten bezeichnende Zug für Nationalcharakter, Volksseele und politische Struktur Japans, daß sich seine Evolution zur heutigen politischen Gestaltung nicht durch einen Einzelnen vollzog, sondern durch einen ganzen Kreis von Führern, die geradezu vermieden, einzeln zu sehr hervorzutreten, aber ein selten einträchtiges Zusammenwirken zeigen. Sie sind örtlich bestimmt, gewiß: wie in Deutschland ist es eine der Stärken Japans, daß immer wieder eine Landschaft, eine Familie auf den Volksboden zurücksinkt, sich dort kräftigt und dann wieder steigt, mit neuer Leistung überanstrengte Geschlechter und Landschaften ablöst. Nur so ist es denkbar, so langlebige Staatsbildungen zu erhalten, wenn nicht zu einseitig zentralisiert, nicht der ganze Volksboden durch Überforderung in einem Zuge ausgewirtschaftet wird. Nachdem zweieinhalb Jahrhunderte lang im wesentlichen *Kioto* nur mit einem Scheindasein den Kaiser, das Reichssymbol behütet, die Nordoststämme, mit ihrem Mittelpunkt in *Tokio*, aber auch in den anderen *Tokugawa*-Provinzen die wirkliche Macht getragen hatten, ergriffen sie nun wieder die *Samurai* des Südwestens (*Satsuma, Choshu, Tosa* vor allem), aber mit dem großen Zug, daß sie keine Klasse rücksichtsloser der Gesamtheit opferten als gerade die eigene, denn die alten Adelsgeschlechter (*Kwazoku*), die *Daimyo* und ihre nähere Umgebung wurden zum Teil in Symbiose mit dem neuen Reichtum, zum Teil in Ämter und Oberhaus gerettet, die *Heimin* (Bürgerschicht) stiegen empor und führen heute das Ministerpräsidium, die *Samurai* aber opferten sich selbst der Erneuerung

des Gesamtlebens. Aber gerade deshalb leben sie als bester Wertgehalt in dem Charakter und der Seele des erneuerten Japan fort, und beider feinste Wesenszüge sind von den Idealen seiner *Samurai* — der bis auf ein kleines Erinnerungszeichen in Ranglisten und das, was die einstige Zugehörigkeit zu ihr für die Familienüberlieferung bedeutet, verschwundenen Kaste — nicht mehr zu scheiden. Durchgeführt konnte die Erneuerung der Meiji-Zeit nur mit den ererbten Werten der japanischen Feudalzeit werden, mit ihrer Selbstlosigkeit, herben, reinen und wirklich opferwilligen Schlichtheit, die trotz Kungfutse Vaterland und Staat vor die Familie, die Familie aber vor die Einzelpersönlichkeit setzte und überzeugt war, daß sie gerade im Augenblick ihres vollkommenen Opfers in das Tor des wahren Lebens gehe (*Shi mon yori irite sei mon ni iru!*). Was anderwärts Heilslehren an metaphysisch quellender, unzerstörbarer Kraft zufließt, das besaß in jenem zu erneuernden Reichszustand restlos der Staat, eine metaphysische Liebesgemeinschaft der Nation: aus dieser Tatsache sind ihre Vorzüge als Gesamtheit, freilich auch recht spürbare Fehler des Einzelnen für Angehörige anderer weniger stark zusammengeschlossener Einheiten zu erklären, nicht aus Unpersönlichkeit, wie es etwa Percival Lowell versucht hat. Das würde nur die passive, nicht die aktive Kraft erklären, die zum Ausbruch kam, sobald sich die potentielle Energie, die sie gesammelt hatte, in kinetische umwandeln durfte, die ganze nach innen gewendete und dort in höchster Spannung zusammengeballte, harmonisch um sich selber schwingende Kraft, von außen aufgestört und im Umschwung aufgehalten, nach außen schlug, um nicht zu sagen explodierte, wie ein aufgehaltenes Schwungrad.

Die Entwicklung des Nationalcharakters, der Volksseele und der politischen Struktur zur heutigen Gestaltung zu verfolgen, ist also für die Zeit von 1854 bis heute eine gesonderte Aufgabe. Denn um die Mitte des 19. Jhts. ist der Nationalcharakter, die Volksseele und die Eigenart der autarkischen, auf sich allein gestellten, sich selbst genügenden Stamminselwelt etwas Vollendetes, von der übrigen Welt aber so vollkommen, als dies überhaupt möglich war, Abgeschlossenes. Ein Ideal ist erfüllt, inkarniert, damit zum Absterben nach der Reife verurteilt, dazu, von außen zerstört zu werden, oder sich von innen aus rückbilden zu müssen, bestenfalls auf weiterem Grunde zu verjüngen. Das Erlebnis des Gesamtvolkes in diesem Jahr der gewaltsamen Erschließung ist genau dasselbe, wie wenn man einen Rittermönch des Mittelalters plötzlich in den Wettbewerb des modernen Wirtschaftskampfes stieße und die in der Stille gebildeten Charakter- und Seelenwerte nun so unvermittelt sich dort bewähren ließe. Die nächste Folge mußte sein, daß sie sämtlich aus dem Gleichgewicht kamen, und zunächst ihre Harmonie verloren: dabei vereinigte die Geister der Wunsch leidenschaftlicher Abwehr der gewaltsamen Eingriffe in das Seelenleben eines sich bisher allem für überlegen haltenden Volkes und der Aufrechterhaltung seiner Herrenstellung. Nur die Wahl der Mittel trennte die Parteien der *Joito,* der barbarenaustreibenden Partei, von der *Kaikokuto*, der Landöffnungs-Partei, nicht der Zweck, sobald als möglich wieder das heilige Land unversehrt und

unvergewaltigt seiner Eigenart zurückzugeben. Es war das Glück Japans, daß es in dieser Zeit jenen großen Kreis ungewöhnlich selbstloser, charakterstarker Führer von feinfühliger Seele und eisernem, in der Form meist aber verbindlichem Willen besaß, die zunächst das ungeheure Opfer des mehr oder weniger freiwilligen Rücktritts von 278 großen und kleinen Feudalherren herbeiführten. Sie gaben, nur 17 nicht ohne Kampf, ihre Lehen, Heere, kleinen Flotten an den Erben der uralten Kaiserfamilie, der Ahnenhohenpriesterwürde des Reiches, den jungen Kaiser Mutsuhito zurück. An seinen Namen, *Meiji-Tenno,* knüpft sich die Erneuerung: scheinbar stand er in ihrer Mitte, wie die Nationalhymne vom Kaiserhaus schreibt — wie der uralte, moosbedeckte Fels im Garten —, unberührt, unberührbar wie etwas, das immer war und immer sein wird. Und doch hat der seelenkundige, treuen Dienern allezeit getreue und wirklich weise Mann wahrscheinlich weit mehr auch aktiv im Mittelpunkte der Umformung gestanden, weit mehr Drähte mit feinen klugen bildenden Händen aus dem Verborgenen gelenkt, als je ruchbar wurde, getreu der alten japanischen Herrscherweisheit: *„Yumei mudjitsu“* (Wer die wirkliche Macht will, der meidet ihren Schein; Schein und Sein der Macht sind Gegensätze)[98]), Baelz[99]). So wandelte sich die politische Struktur Japans im Verlauf eines Herrscherlebens aus der eines klug ausgewogenen, in vollendetes Gleichgewicht gebrachten Feudalstaatskörpers durch eine aufgeklärte Despotie, dann eine konstitutionelle Monarchie mit einem autoritären Beraterkreis, den geraume Zeit allmächtigen *„Genro“,* und parlamentarischen Körperschaften als Frontornamenten (was sie noch 1910 waren)[99,44]) zu einem Staatswesen, das beim Tode dieses vergötterten Herrschers an der Schwelle des Übergangs zu einem Parlamentarismus von der Art des englischen im 18. Jht. stand. Und noch war der Meiji-Tenno kein Jahr tot, so führte kluger und charaktervoller parlamentarischer Widerstand gegen einen seiner letzten und besten Berater, Fürst *Katsura,* den Wandel herbei, so sicher, so überzeugend, daß *Katsura* selbst kurz vor seinem Ende durch Gründung einer parlamentarischen Gegenpartei gegen die *Seyukai,* die ihn gestürzt hatte, den Übergang zum Parlamentarismus besiegelte. So trat das Kennzeichnende ein, daß zwei der hervorragendsten autoritären Staatsmänner, Fürst *Ito* und Fürst *Katsura,* die Gründer der beiden in der Macht sich ablösenden Parteien wurden (Haushofer[78]). Freilich stützen sich diese Parteien in der Struktur auf eine noch kleine Wählerzahl: während des Krieges noch auf etwa 1,3 Millionen Wähler von 13 Millionen Männern im wahlfähigen Alter, seit Frühjahr 1919 auf 3,5 Millionen, um deren Erweiterung nun ein inneres Ringen anhob, ähnlich dem, das im ersten Drittel des 19. Jhts. sich in der englischen Geschichte vollzog.

Die Art und Weise dieses Übergangs aber zeigt mehr als irgendein anderes Ereignis der neueren japanischen Geschichte, wie sehr sich der Nationalcharakter und die politische Struktur von der uns Deutschen geläufigen unterscheidet, und doch auch nicht von ozeanischen, dem englischen Inselreich entnommenen Vorstellungen aus vollständig erklärbar ist. Es ist eben

ein neuer Typ: eine Synthese aus Erfahrungen der englischen und der neudeutschen inneren Geschichte, wie denn die Perioden der japanischen Entwicklung seltsam Verwandtes mit deutschen zeigen, sogar ähnliche geschichtliche Charaktere und verwandte Stilformen in gleichläufiger Zeit.

Schält man aus der Flucht der Einzelerscheinungen, die dort und hier die geschichtliche Entwicklung begleiten, das dauernd Wirksame, so findet sich, daß in England und Deutschland nach jedem Einzelringen schließlich immer der gesellschaftliche, persönliche, politische und wirtschaftliche Egoismus siegt; in England — wenn auch erst nach der amerikanischen Erfahrung — mit einem sich ausgleichenden Nebeneinander der geistigen Strömungen, in Deutschland mit einem bruchgefährlichen Nacheinander. In Japan hingegen siegte bisher der gemeinverantwortliche, sich gegenseitig fürs Ganze haftbar fühlende, gemeinwirtschaftliche Zug; aber doch ohne den einzelnen in seinem Innerlichsten, Allerpersönlichsten zu vergewaltigen, so daß er in Ehrfurcht und Liebe, nicht in Furcht und Zwangsvorstellungen zu seiner staatlichen Lebensform steht. Das bis jetzt noch erreicht zu haben, ist das Geheimnis des japanischen Nationalcharakters und der vorläufig noch immer ohne Klassenhaß einheitlich schwingenden Volksseele.

Aber erreicht ist es freilich nur für das Verhältnis der Inselrasse mit ihren etwa 60 Millionen zu ihrer Inselwelt, nicht auf das der über 80 Millionen heutiger Reichseinwohner zum Japanischen Reich. Wohl wird ein Angleich erhofft, der nach ihren früheren Erfahrungen der Rasse möglich scheint und den sie sich zutraut, der aber nur erreichbar wird, wenn von dem weiteren Reichsraum Störung von außen her so fern bleibt, wie von dem engeren Rassenmischungsboden der geschichtlichen Zeit.

Der reine Inselstaatskörper hat sich von der autarkisch sich selbst genügenden, im Erdraum gebotenen schlechterdings vollkommenen Kultur nach furchtbaren Wehen schon wieder zu einer politischen Struktur durchgearbeitet, die den erweiterten Reichsrahmen tragen kann und die schädlichen Folgen auch für die Rasseneugenik des expansiven Industriestaates wohl zu überwinden vermag. Das Reich als Ganzes aber ist noch nicht so weit: es wird wieder, wie schon zweimal in engeren, kleinräumigeren und niedrigeren Stadien, von auseinanderstrebenden Strömungen in seinem Gleichgewicht gefährdet, ist mit dem Druck unerwartet weitgehender kontinentaler Aufgaben auf der einen Seite belastet, mit der Gefahr uferloser ozeanischer Entwicklungen auf der anderen. Diese werden nicht einfacher dadurch, daß es gerade dort gleichzeitig als Vorkämpfer einer eben erst zu Gleichberechtigung durchgedrungenen, wegen ihrer Zahl und Kulturstärke gefürchteten Rasse (Ostasien) und einer anderen, zahlenschwächeren, aber unausgeglichenen, noch nicht anerkannten (110 Mill. Malaio-Mongolen) auftreten muß und will. Es ist so der notwendig einsame stärkste Träger der malaio-mongolischen Zukunft wie der panasiatischen Idee, als solcher kulturpolitisch riesenstark, aber freilich mit dem Makel belastet, an drei Stellen Brudervölker zu unterdrücken, noch dazu solche, denen es die eigene Kultur, die stärkste Rassenader, die Vermittlung von Schrift und Religion verdankt.

So steht es an einem Scheidewege, den ihm Rabindranath Tagore[54]) warnend beleuchtet, als er es mahnte, seinem asiatischen Charakter treu zu bleiben.

Das Verhältnis zu den Randgebieten, zuerst des Stammlandes, dann des eigentlichen Inselstaates, endlich des erweiterten Reiches muß bei der politischen Struktur deshalb erwähnt werden, um vorwaltende geopolitische Grundzüge bei der Grenzausbildung zu verstehen, das Bestreben zur Pufferstaatenbildung, zur Schaffung von breiteren Sicherungsgrenzräumen, absichtlich unklar gelassener Zwitterzustände, hinter denen Abschließung und Trägestauung verhältnismäßig geschützt möglich ist, aber auch die Vorbereitung vulkanischer Vorstöße in bodenbestimmten Grundrichtungen. Dazu kommt die Neigung, Seeräume zu umschließen, Gegenküsten umfassend zu bewältigen, die immer fast automatisch auf feindliche Berührung, auf Anstoß von außen her erwacht. Kondominien waren um das alte Japan in früher Zeit in den südkoreanischen Staaten und Küstenplätzen geschaffen, in *Yezo*, auf den *Riukiu* mit China seit 1609, auf *Sachalin*, bis der Sachalin-Kurilenvertrag mit Rußland 1874 eine reinliche Scheidung brachte. Dann griff der Inselstaat nördlich und festlandwärts über: Südsachalin, die Küstenrechte im Ochotskischen Meer, die Schiffahrtsrechte auf Amur, Sungari, Ussuri, die Eisenbahnstreifen, Korea, die Südmandschurei wurden erworben, nach Westen die Rechte in Schantung, nach Süden Formosa, der deutsche Südseebesitz, früher die Bonin- und Vulkaninseln, und nach Osten sollte Hawaii ein ähnlicher Außenposten werden, glitt dann freilich durch kecken Zugriff in Amerikas Hände (1898), zählt aber 109000 Japaner unter $^1/_4$ Million Einwohnern.

Woher stammt die Energiequelle zu diesem Erweitern des Raumes, zu so grundlegender Veränderung der Struktur? Reiner Druck der Not, Übervölkerung ist es nicht, wenn auch örtlich im Süden und Südwesten des Reiches starker Bevölkerungsdruck zugegeben werden muß. Aber es gibt ein Sicherheitsventil, das man nach der Druckstärke befragen kann: die etwa Bayern an Größe gleichkommende, an Klimagunst, Küstenentwicklung, Erwerbsmöglichkeit es aber weit übertreffende Nordinsel *Yezo* (*Hokkaido*), die mit einer Volksdichte von nur 19 auf den Quadratkilometer weit untersiedelt ist. Es ist also mehr vorbeugende Raumbereitstellung für die Zukunft, bewußtes geopolitisches Handeln, Rassen- und Reichswille, für den es nach der Zerstörung der alten Harmonie von Inselrasse und Inselstaat nur Vor oder Zurück, kein Bleiben im Gleichgewicht mehr gab, die aus den Stamminseln hinausdrängte.

Nun ist der Einheitsstaat, der in einem halben Jahrhundert aus einem dem Heiligen Römischen Reich verwandten Feudalgefüge, aus einer geradezu hilflosen Lage dem Ausland gegenüber noch 1870 im japanischen Erdraum erwuchs, vielleicht die stärkste Rückschlagserscheinung gegen die Europäisierung der Erde, falls — was das Entscheidende sein wird — seine Eugenik und Rassenkraft auch nur annähernd in dem Verhältnis weiter zunimmt oder sich erhält, wie seit der Überwindung des Trägestauungszustandes.

Wir müssen also zwischen dem Stammland und dem Reich für die

Entwicklung des Nationalcharakters, der Volksseele und der politischen Struktur zur heutigen politischen Gestaltung eine scharfe, reinliche Scheidung machen. Einheitlich in alledem ist nur der eigentliche japanische Inselbogen, in dessen Rahmen die Nordinseln weit untersiedelt sind, Sachalin mit etwas über 100000 Japanern im Sommer (wovon 20000 Wanderarbeiter) neben 2000 schnell zusammenschmelzenden Ureinwohnern, und die Kurilen mit 6000 Einwohnern als menschenleer angesehen werden können. Als untrennbar zugehörig fühlt sich auch die Million Außenjapaner, die, weit japanischer als die Inselleute selbst, sich auf *Korea*, *Mandschurei*, *China*, *Russisch-Ostasien*, *Südsee* und Ostufer des Großen Ozeans verteilen. In *Formosa* ertrugen unter dem Völkergemisch dort die 3,4 Millionen Formosa-Mischchinesen die japanische Herrschaft anscheinend passiv, die während des Krieges von 130000 Köpfen auf 86000 herab „befriedeten" malaiischen Ureinwohner mit Zähneknirschen, und nur die 145000 Japaner, nicht 4% der Bevölkerung waren ihre begeisterten Anhänger: das ist reines Kolonialstadium. In *Korea* waren 1916 16,3 Millionen Koreaner gezählt, wohnen heute nach vorsichtiger Schätzung 18,5 Millionen neben vermutlich 350000 Japanern, etwa 2%, wobei sich der japanische Einschlag sehr ungleich auf die Halbinsel verteilt: das sind die Verhältnisse eines besetzten Gebietes, dessen Angleichungsmöglichkeit das große X der japanischen Zukunft ist. Besser steht es mit den *Südseeinseln*, denen man völlige Durchdringung und Japanisierung voraussagen kann, wie in *Hawaii*, das völkisch so sicher japanisch wird wie Prag tschechisch wurde.

Das ist das Ergebnis einer geschichtlichen Entwicklung, die wir flüchtig durcheilt, an einzelnen und wichtig scheinenden Wendungen stark unterstrichen, in anderen weiten Gebieten kaum gestreift haben, — denn nicht um die wechselvolle zweieinhalbtausendjährige Geschichte an sich handelt es sich ja hier, sondern vorwiegend um die Züge im landeskundlichen Bilde, die sie ihm unverwischbar und heute noch erkennbar aufgeprägt hat und die deshalb zwischen den erdraumbestimmten Naturgrundlagen, dem darin durch menschlichen Willen, Rassen- und Kultureinflüsse umgeformten Anteil und dem dazu entwickelten materiellen Leben, in Siedelung, Wirtschaft und Verkehr, bei den Grundzügen der geopolitischen Lebensform ihren Platz haben mußten.

Gerade bei dem großen Reichtum und der Fremdartigkeit des Geschehens muß sich eine solche Skizze erst recht auf die großen Züge beschränken; muß, wie eine gute japanische Tuschzeichnung oder ein kühn hingesetztes Ji (Sinnzeichen), mehr aus dem Leerraum, zwischen den Zeilen erraten lassen, als sich in Einzelheiten verlieren. Ganz so, wie der Japaner selbst etwa auf einem Schwertblatt mit einem symbolischen Tier, einem Boot oder einer Brücke, die sich aus wenigen angedeuteten Wellenlinien hebt, ein vor seiner Seele immer lebendiges geschichtliches Erlebnis seines Volkes andeutet, — gewiß, daß es verstanden wird, denn seine Geschichte ist ihm ja immer lebendig, wie auch die Ahnengeister, die *Kami*, wie das von beiden geschaffene Sonnenaufgangsreich, in dem er sich selbst nur als pflichtbelasteter Durchgangspunkt fühlt, vor seinem Bewußtsein immer gegenständlich steht.

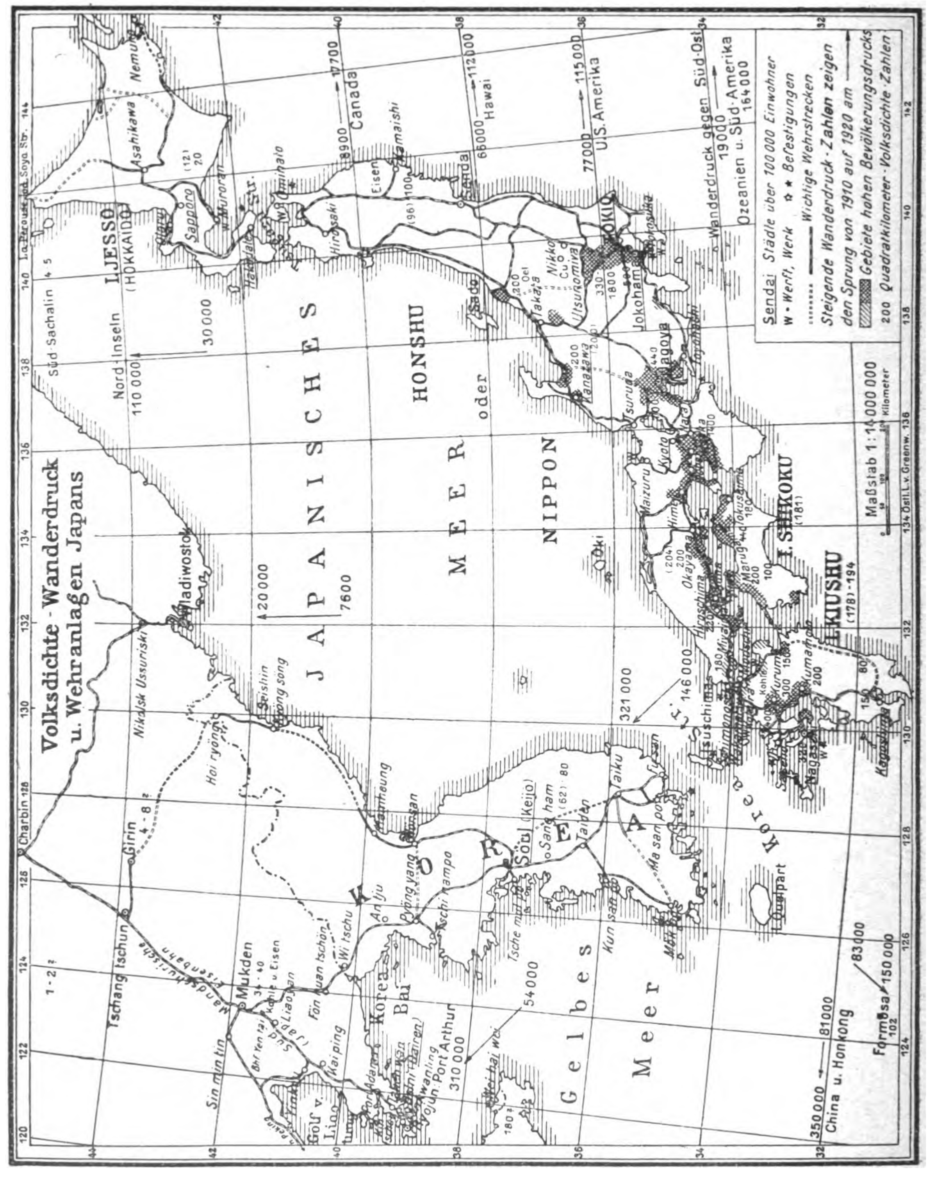
V. Siedelung, Verkehr und Wirtschaft im japanischen Erdraum.

Allgemeine Ausgangspunkte der heutigen Wirtschaft Japans sind noch vor einem Menschenalter Selbstbestimmung (Autonomie) und Selbstgenügen (Autarkie) des Erdraums gewesen — um jeden Preis, auch um den einer recht engen und sparsamen Auswirtschaftung der natürlichen Ausstattung, die alles in zur Not ausreichender Menge bot, aber nichts in Fülle, außer Kupfer und Schwefel an Bodenschätzen, sowie eine reiche Pflanzendecke und ihre Voraussetzung, regelmäßige, starke Niederschläge als Grundlage einer erfolgreichen Wasserwirtschaft. Sparsamer Betrieb und rege menschliche Arbeit waren also die Vorbedingung eigener Unabhängigkeit und wirtschaftlicher Einwirkung nach außen.

Zweitausendjährige Volkserziehung in diesen Grundrichtungen ist nicht vertilgt, wenn auch zurückgedrängt worden durch ein halbes Jahrhundert der Ausdehnung, deren Leiter doch immerhin noch bestrebt waren, zur Not aus dem eigenen Erdraum leben zu können. Neben dem wachsenden Drang der raschen Volksvermehrung, dem die Industriestädte Anreiz und Aufnahme boten, ist auch die landwirtschaftliche Bevölkerung, wenn auch in viel bescheidenerem Maße als die gesamte (1,5 % gegen 12 % von 1902 bis 1912) gewachsen, die Reisernte, wenn auch nicht ganz im Schritt mit der Bevölkerungszunahme gestiegen (bis auf 58 Millionen Koku im Durchschnitt), der Meerertrag gehoben worden. Freilich wirft die hohe allgemeine Sterberate (die immer noch steigende an Tuberkulose insbesondere) einen schweren Schatten auf das biologische Gesamtbild.

Das alte, wenn auch wiederverjüngte Kulturvolk ist sich trotz einem nur scheinbar naiven Ausdehnungsstadium, in das es wieder getreten ist, klar darüber, daß es seine Siedelungs-, Verkehrs- und Wirtschaftsprobleme nicht mehr dem Instinkt überlassen darf, sondern sie bewußt behandeln muß. Es fühlt seine volkswirtschaftlichen Daseinsbedingungen, trotz der scheinbar so viel größeren Lagengunst, von ähnlichen Gefahren bedroht wie die deutsche Entwicklung: übervölkerter, hoher Bau auf zu schmalem Grunde, der deshalb klug verbreitert werden mußte. Denn die eigentliche werbende Wirtschaft Japans trägt ein schmaler Raum: ein Raum, dessen Volksdichte um die Inlandsee von 181 bis 194 auf den Quadratkilometer bis über 200 steigt, wie auch in Mitteljapan, im *Kwanto* auf 328, um *Nagasaki* auf über 300 emporschnellt, in der Umgebung von *Osaka* 1378, von *Tokyo* 1614 erreicht. Von diesem hochwertigen Kernland sinkt die Volksdichte nach Süden langsamer ab: *Südshikoku* 99, *Südostkiushu* 79, *Südwestkiushu* 150; *Riukiu* 221, *Formosa* 93; nach Norden schneller: in *Korea* auf 75, in *Nordhonshu* von 150 (Petroleumgegend) auf 100, 96, 82, 60 auf den Quadratkilometer, in *Hokkaido* auf 19, in der Südmandschurei auf 34, der mittleren auf 4 bis 8 (Waldlandschaft, *Kirin*), der nördlichen (Steppe) und auf *Sachalin* unter 1. Diese Zahlen liefern das deutlichste Bild für die

rasch abnehmende Wirtschaftsintensität gegen den unwohnlichen Norden, die Anökumene zu, an deren Rand auf den 15600 Quadratkilometer großen



Kurilen zuletzt nur etwa 5000 Einwohner und eine Fischerwanderbevölkerung leben.

Zwei große G r u n d r i c h t u n g e n kämpfen in diesem S i e d e l u n g s r a u m um die Oberhand der Wirtschaft Japans: die eine, die auf erweitertem Reichsraum wieder zur ehemaligen Autarkie, zum Selbstgenügen, dem Aus-

wirtschaften des verfügbaren Raumes bis ins Letzte zurückstrebt, am liebsten das meerumspannende Reich um die Japansee ganz ausbauen, die neugewonnene Inselwelt nur festhalten möchte; und eine andere, expansive, vor allem auch von der Großreederei, den weltumspannenden Schiffahrtslinien, der Hochseefischerei, der Auswanderung gespeiste, die festlandwärts die Schaffung von Pufferstaaten und panasiatische Ziele, meerwärts den Großen Ozean überschauende Machtwünsche verfolgt und vor allem um jeden Preis die Gleichberechtigung der Rassen, auch auf fremdem Grund, erzwingen will.

Die erste Richtung findet starke Helfer in der sozialaristokratischen Überlieferung, aber mehr infolge von Erziehungseinflüssen als in instinktmäßigen Anlagen, mehr in der Überwindung von ursprünglichen Siedelungs-, Rassen-, Verkehrs- und Wirtschaftstrieben als in ihrem Ausleben. Denn gerade die stärkste, wirkungsvollste Rassenkomponente, die malaiische, hat im Wesen ihres Siedelungszuges jenes meerüberschweifende, ausdehnungslustige, eher unsoziale, wenn nicht anarchische Streben von Inselwolke zu Inselwolke: gelegentlich die seltsamsten Mittel anwendend, um Übervölkerung, Volksenge und Siedelungsdrang zu meiden, — wie in ihrem seeraumweiten, aber landkargen Südseegebiet, — nur nicht den zähen Fleiß des Chinesen, sein Hineinfügen in Ellbogenenge und Bevölkerungsdruck, das dem natürlichen Herrenvolk und seinem „virilen Adel" in Siedlung und Wirtschaft widerstrebt.

Die Steigerung der wirtschaftlichen Spannung, auch die der werbenden Kräfte, die Preisspannungsbewegung des Weltmarkts nach aufwärts hat Japan, seinem zähen Streben zur Autarkie entsprechend, langsamer mitgemacht. Doch vollzog sich — wenn wir die Gesamtindexziffer der wichtigsten Lebensbedürfnisse für 1900 mit einer Grundlage von 100 einsetzen — das Ansteigen in der Weise, daß die Ziffer im Jahre 1911 123 erreichte, dann in der Reihe 123 — 130 — 133 — 128 — 123 — 153 — (1916) langsam stieg, bis sie über 166 (1917), 232 (1918), 275 (1919) zu der unerhörten Nachkriegskonjunkturhöhe von 414 (Februar 1920) emporschnellte, worauf schnell ein Zurücksinken zunächst um etwa ein Viertel erfolgte. Das war also seit 1900 eine durchschnittliche Preissteigerung der wichtigsten Wirtschaftsgüter um das viereinhalbfache (Reis, Kohle, Baumwolle, Seide); besonders hochgetrieben war Zucker (auf mehr als das sechsfache), zurück blieben Kupfer, Tabak, Öl.

Den Schwankungen des Weltmarktes ist Japan immer noch am meisten ausgesetzt durch seinen Zusammenhang mit der amerikanischen Stahlerzeugung, vor allem wegen seiner Schiffswerften. In allen andern Dingen vermag sein eigener Wirtschaftskörper durch innere Ausgleiche den schlimmsten Ausschlägen zu begegnen: um wegen seines geringen Edelmetallbestandes unabhängig zu bleiben, hat es starke Goldreserven angesammelt und klug arbeiten lassen, — wie es sich denn überhaupt, durch die Erfahrung Deutschlands belehrt, auf eine Einkreisung besser vorbereitet hat.

Aber nicht rückgängig zu machen ist eben, außer durch gewaltsamen

Zwang von außen her, seit sie das Bevölkerungsgleichgewicht von 26 bis 33 Millionen des eigentlichen Inselbogens wieder zu überschreiten gelernt hat, die Bevölkerungsvermehrung, die, geraume Zeit etwa 600000 Köpfe im Jahre betragend, nun weiter anzusteigen scheint, auf etwa 800000, und neuen Zustrom durch die unter günstiger gewordenen Lebensbedingungen schnell wieder anwachsende Volksmenge von Korea erhält (von 11 auf 18 Millionen in einem Jahrzehnt).

So wachsen Volks- und Siedelungsdichte schneller als die Ernährungsmöglichkeiten, und die Gefahr einer Gleichgewichtsstörung wird dadurch größer, daß in den als siedelungsgünstig bevorzugten Räumen bereits Bevölkerungsdruck herrscht, die siedelungsleeren vom Instinkt der Rasse und ihrer Abneigung gegen kaltes, trockenes, schroff kontinental wechselndes Klima und Binnenhöhenanlagen abgelehnt werden.

An sich ist der Mindestraumbedarf in Japan kleiner, als im Mittelmeer und im mitteleuropäischen Gebiet nördlich der Alpen. Kleinbesitz von $^1/_2$ bis 1 ha nährt eine fünfköpfige Familie, Kleinbesitz von $^1/_2$ bis 3 ha überwiegt im Bauernland. 1 *Tan* (9,9 ar) Naßfeld (*Ta*) galt als ausreichender Grundwert, um einen Kopf zu ernähren, ein Boot japanischer Bauart als ausreichende Besitzgrundlage für drei Köpfe. Gutes Fruchtland nährt rein landwirtschaftlich Volksdichten bis zu 200, das doppelte unserer deutschen Norm; tritt Hausindustrie dazu, bis zu 300 und darüber, damit der Dichte in sächsischen Industriegegenden nahekommend.

Ein wichtiger allgemeiner Wesenszug ist endlich die Zusammenballung der Siedelung in großen Dörfern und kleineren Städten, was einen überwiegend städtischen Zug in die Gesamtbevölkerung bringt, allerdings gemildert durch die Gewohnheit des Einfamilienhauses und das Festhalten am Hausgarten, wenn auch in Miniaturausgabe, der erst jetzt allmählich in den ganz großen Menschenanhäufungen, *Tokio*, *Osaka*, *Kobe* zu verschwinden anfängt.

Die innere Siedelungsspannung, der Gegensatz zwischen dichtbevölkerten oder übervölkerten Hochkulturgebieten und der Natur überlassenen leeren Räumen hart nebeneinander, ist in Japan größer als in den meisten anderen Gebieten mit hohem Volksdruck. Sie erinnert etwas an die Verhältnisse in der Schweiz, da das Gaugefüge hier wie dort eine natürliche geographische Daseinsbedingung gemein hat, die aber auch das volkswirtschaftlich Gefährliche des Druckunterschiedes mildert: eine starke natürliche und in Jahrhunderten landfest gewordene Gliederung der Einzellandschaften, Länder, Gaue, Tallandschaften in reinlicher Scheidung, oft weniger durch die trennenden Gebirgszüge selbst als mehr durch Urwald, Hochmoor, unwohnliche Strecken dazwischen. Im Gegensatz zu Deutschland treten dabei Flußläufe mit ihren Geröllflächen, Auwäldern und Altwassern (Lech, Salzach, Rhein) weniger häufig abgrenzend hervor als die Wasserscheide, nicht nur als politische Binnengrenze, auch als Scheidezone für Siedelungsdichten und als Wirtschaftsgrenze, während sich in Mitteleuropa gleichartige Wirtschaftsgebiete weit häufiger über Wasserscheidengrenzen hinwegschieben auch hier also größere Gunst der natürlichen organischen Gliederung.

Als wichtiger allgemeiner Zug der Wirtschaftsgrundlagen kann dann (nachdem einmal die alte Autarkie des Reichskerns langsam durch den Drang seiner Industrialisierung aufgegeben werden muß) das sichtbare Streben bezeichnet werden, das Reich in nach ihrer Eigenart möglichst wirtschaftlich auszunützende Monokulturgebiete zu zerlegen, deren gegenseitiger Ausgleich unter Vermittlung ihrer Stapel- und Sondererzeugnisse durch die Reichskernlandschaften erfolgt: also ein ähnlicher Vorgang, wie er früher in der naturalwirtschaftlichen, staatssozialistischen Zeit auf kleinerem Raum durch die Verteilungszentralen *Osaka* und *Yedo* sich abspielte. Es ist dasselbe Vorgehen, wie es im römischen Weltreich schon angebahnt, im englischen gesteigert wurde (Burma mit Reis, Holz und Öl, Ägypten mit Baumwolle, Westindien mit Zucker und Tabak, Ceylon und Straits mit Gummi, Zinn, Tee), das sich nun auch im größer werdenden japanischen Reich vorbereitet. So wird jeder Reichsteil etwas einseitig nutzbar gemacht: der Norden für Fischerei und Viehzucht, Südkorea für Reis und Baumwolle, Nordkorea für Holz und Getreide, die Südostmandschurei für Kohle und Eisen, Bohnen und Kauliang, Formosa für Tropenkulturen wie Zucker, Tee, Kampfer und Tropenhölzer. So werden in einseitiger, bewußter Steigerung einzelne besonders gedeihende Wirtschaftsgüter und Stapelwerte ausgenutzt, die allgemeine, selbständige Wirtschaft der betreffenden Landesteile, ihr wirtschaftliches Gleichgewicht aber dabei gestört und vom Ausgleichszentrum abhängig gemacht, sowohl anthropogeographisch als verkehrs- und wirtschaftsgeographisch, damit zuletzt dauernd geopolitisch, und das alles aus Reichsinstinkt, um die größere Zusammenfassung und Zentralisation zu rechtfertigen.

Der Umbau vom sich selbst genügenden, sparsam auf langdauernde Gleichgewichtszustände wirtschaftenden, rassenhomogenen Inselstaat zum sich ausdehnenden, aber damit auch ganz anders von der Weltmarktkonjunktur abhängig werdenden, mit seinen Schwankungen erschütterten, meerumspannenden Reich hat eben in Siedelung, Verkehr und Wirtschaft auch innere Umbauten, Erweiterungen, dabei aber auch Verbandlockerungen, Strukturstörungen und weitere Spannungen nötig gemacht, die noch in voller Umlagerung begriffen und keineswegs abgeschlossen sind. Nur vollziehen auch sie sich scheinbar wohl ohne Riß oder Bruch mit der Linie der Gesamtüberlieferung, aber doch ruck- und stoßweise, wobei freilich alle inneren Einrichtungen durch größeren Spielraum schon dieser Eigenart Rechnung tragen und sich, wie auch manchmal in England, darauf verlassen, daß gesunde Siedelungs- und Wirtschaftssitte mit ihrer langsameren, mehr evolutionären Welle Unterlassungen und Überstürzungen der gesetzgebenden Maschinenteile parieren und ausgleichen werde. Dieser dauernde Grundzug, der in statistischen Aufnahmen gar nicht, in legislativen nur schwer, im Lande selbst aber sehr deutlich und zwingend zu erkennen ist, muß deshalb von der politischen Geographie betont werden, weil er gerade japanischen Einrichtungen eine besondere Lokalfarbe gibt. Vieles, was unter anderen Verhältnissen ungereimt scheinen würde, paßt eben auf japanischen Boden,

von Japanern für Japaner durchgeführt ganz vortrefflich, würde aber von anderen angewandt oder aufgezwungen und aufgeredet als unerträgliche Vergewaltigung empfunden.

Für Bevölkerungs-Aufbau und Bevölkerungs-Bewegung ist noch immer die Grundzelle nicht der Einzelne, sondern die Familie, wenigstens in der Sitte, die vorläufig im ganzen Osten, so auch in Japan, noch mächtiger ist, als das westlichen Vorstellungen weit mehr angenäherte Gesetz. Die im Westen bewährte Grundzahl von etwa fünf Köpfen auf den Einzelhausstand gilt auch in Japan, aber sie kommt auf etwas verschiedenen Grundlagen zustande. Noch herrscht die Frühehe vor, ist das als Regel geltende Einfamilienhaus kleiner und schlichter, das Grund- und Bodenmaß, das eine selbständige Wirtschaftsführung gewährleistet, wesentlich kleiner, zwischen $^1/_2$ und drei Hektar. Unter rund $5^1/_2$ Mill. Wirtschaften überschritt nur etwa eine Viertelmillion dieses Flächenmaß. So ungestört von außen sich der Bevölkerungsaufbau im wesentlichen vollzog, so ruck- und stoßweise ist er dennoch vor sich gegangen; er ist früher und klarer statistisch erfaßbar als in Westeurasien. Schon in der Zeit, in der bei uns die Völkerwanderung endgültig zum Stillstand kam, ist im Bereich der Inlandsee die Bevölkerung annähernd doppelt so dicht gewesen, als im England und Spanien der Frührenaissance. Dann aber sind lange Perioden von Trägestauungen nachweisbar, z. B. eine Zeit, in der in einem vollen Jahrhundert der Spätrenaissance die Volkszahl des eigentlichen Inselbogens nur um 900000 Köpfe zunahm, die dann einem Gleichgewichtszustand von zwischen 26 und 33 Mill. zustrebte, der Volkszahl, die auf den drei Inseln *Hondo, Kiushu*, *Shikoku* ohne Bevölkerungsdruck, aus eigenen Mitteln, ohne künstliche Ertrag- und Raubbausteigerung erhalten werden konnte. Nach der Erschließung und beginnenden Industrialisierung erfolgte eine sprungartige Steigerung: auf rund 45 Mill. an der Jahrhundertwende, 48 um 1905, 51 um 1910, 55 um 1915 und 58 um 1920. Geschlossene und städtische Siedelung überwiegt, die Neigung zusammenzukleben, besonders an den einspringenden Winkeln der Küste hängen zu bleiben, geht aus einer guten Siedelungs- und Volksdichtenkarte, wie die von Miura und Wedemeyer[100]) deutlich hervor. Sie hängt damit zusammen, daß wirtschaftlich hochwertiges Land im allgemeinen gegenüber unseren Vorstellungen übersiedelt ist, bis zu einem uns unerträglich scheinenden Bevölkerungsdruck, hingegen oft dicht daneben weniger wirtschaftsgünstiges leer gelassen, als Urwald und Hochheide, namentlich da, wo die Bewässerung schwierig ist. Also größere Siedlungs-Differenzierung, ein womöglich noch schnelleres Anwachsen der Großstadtbevölkerung, ein übersteigertes Bevölkerungsproblem überhaupt, mit entsprechendem Wanderdruck; hingegen rasches Absinken der Bevölkerungsspannung, sobald die weniger günstigen Klimalagen in *Nordhondo*, nordwärts und festlandwärts berührt werden.

Nachdem im Jahre 1912 die *Seyukai*-Partei, die Vertreterin des ländlichen Grundbesitzes, nach dem Tode des *Meiji*-Kaisers die Verantwortung für den weiteren Umbau des Staates den autoritären Staatsmännern aus der Hand

genommen hatte, ist sie der Hauptträger der Weiterentwicklung gewesen, während sich die Vertreter der werdenden, schnell wachsenden industrialisierten Großstädte trotz ihrer allmählichen Überzahl immer nur durch Zufallskombinationen vorübergehend an die Macht bringen und infolge ihrer Interessengegensätze nie lange darin erhalten konnten. So ist zurzeit eine freilich viel demokratischer als in England angelegte Gentry als wichtigste tragende Schicht der nächsten Entwicklungen zu betrachten und trotz der raschen Gewichtsverschiebung nach den großen Städten augenblicklich der einflußreichste Teil im Bevölkerungsaufbau, — wenn er auch dem flüchtig durch des Land Reisenden am wenigsten auffällt, wie ja auch in England und Amerika die wirklich leitenden und den Volkswillen am meisten bestimmenden Bevölkerungskreise gar nicht auffallen, ja das Auffallen eher vermeiden. Ihre eugenische Erhaltung ist deshalb so wichtig; um so mehr, als man sich klar ist, daß die Vitalität der alles eher als primitiven Rasse schwankt und alle sie bedrohenden Gefahren bewußt vorbeugend behandelt werden müssen. Das Durchschnittslebensalter ist 44 Jahre für Männer, fast 45 für Frauen, die Widerstandsfähigkeit gegen Tuberkulose, Volksseuchen ist weit geringer als die chinesische, gegen hohe Fieberzustände anscheinend in Ost-Asien allgemein geringer als im Westen. Die Einzelziffern der Bevölkerungsbewegung sind in den schon gegebenen recht verlässigen statistischen Auszügen leicht[14]) erfaßbar. Wichtig ist daneben, wie die Rasse selbst über ihre eugenischen Fähigkeiten denkt, und da ist der Eindruck unverkennbar, daß man noch auf weite Räume und lange Zeiten vorsorgt, sich im aufsteigenden Aste fühlt, aber auch erkennt, daß die ungewöhnliche Nerven- und Gehirnleistung der Umstellung auf den Welt-Voll-Verkehrsrhythmus nach so langer Rast in Randlage große Anforderungen gestellt hat, daß ein gewisser Raubbau mit der Rassenkraft getrieben worden ist und sparsameres Haushalten in Zukunft geboten scheint. Immerhin hat die Umschichtung doch nur einzelne Landesteile so besonders stark hergenommen, weite Reserven, namentlich im Norden, fast unberührt gelassen, durch die immer sich verschiebende Beteiligung auch landschaftsweise Erholung möglich gemacht. So bedarf also eine Prüfung der Bevölkerungsbewegungsziffern vor allem einer beständigen örtlichen Kritik und Ausscheidung, und es ist deshalb zu begrüßen, daß die Statistik früher scharfe Unterschiede zwischen West-, Zentral- und Nordost-Japan und den einzelnen Inseln machte und auch heute noch den Stoff nach Gauen und Provinzen scheidbar, wenn auch in den Ergebnissen nicht geschieden gibt. Wer sich zuverlässig ins Bild bringen will, muß sich der Mühe solcher Sonderung unterziehen und den Einzelheiten der sehr verschieden vitalen Reichsteile nachgehen, wobei die wirtschaftliche Kraftsteigerung von *Korea* seit der Annexion durch Japan jedem nicht voreingenommenen Beobachter auffallen muß.

Die Bevölkerungsverschiebung mit dem Schwerpunkt von der ländlichen und Kleinsiedelung zur städtischen und Großsiedelung ist während des Krieges unaufhaltsam weitergegangen. Der Bevölkerungsanteil in Siedlungen unter 5000 E. nahm prozentual ab, über 5000 E. zu. Dabei muß fort-

während berücksichtigt werden, daß man in Ost-Asien überhaupt enger und geballter wohnt, daß also Stadttypen mit ungefähr 40000 E, die besonders häufig sind, ungefähr unseren um die Hälfte kleineren Provinzzentren entsprechen, daß die noch im Jahre 1912 über die Hälfte der Einwohnerschaft beherbergenden Ortschaften von 2000 bis 5000 E. aber meist reine Ackerbausiedelungen waren; auch die zwischen 5000 und 10000 E. sind noch ausgesprochene ländliche Siedelungen, wenn auch im Äussern sich nicht so sehr von den größeren unterscheidend. Das monotone äußere Stadtbild, ohne Türme, mit wenig beherrschenden Linien — nach der Höhe gezeichnet von den Pagoden und den geschwungenen Dachlinien der Tempel und den wenigen, etwa 150, noch gut erhaltenen Feudalburgen darf freilich nicht dazu verführen, eine stark betonte Eigengeschichte und den ausgesprochenen Lokalcharakter der größeren Siedelungen zu unterschätzen, die nur unter scheinbarer äußerer Gleichmäßigkeit, wie auch in China, verborgen liegen. Einige Siedelungsskizzen als Beispiel: *Tokyo*, mit seinen Berlin verwandten Zügen, Verkehrslage aus ursprünglicher Kolonialstadt, Brückenlage, Wachstum mit dem Stempel einer aus Kolonisation großgewordenen herrschenden Familie, im japanischen Fall der Hausmeierdynastie Tokugawa, mit rapidem Aufschwung seit etwa 1600; die Städtegruppe *Osaka-Kobe-Hiogo*, die Siedelungshäufung am Innenende der Inlandsee mit bis 6% Jahreszuwachs, Verkehrs- und Brückenlagengunst von Frankfurt a. M., Köln und Hamburg kombinierend; *Nagoya* und *Osaka,* in ihrem gegenseitigen Verhältnis das von Bremen und Hamburg widerspiegelnd; *Kioto* gegenüber *Tokio* etwa den alten Gegensatz weicherer, südbeeinflußter Altkultur gegen neuen Reichtum verkörpernd; *Niigata* mit Wesenszügen von Stettin; dann die Hafendreiheit *Yokosuka-Yokohama-Tokio*, mit ihrer Abstufung von Kriegs- und Handelshafen und Regierungssitz, dem durch seefernste Lage unter den dreien am besten geschützten „Gehirn" des Reiches: das alles sind grundverschiedene Stadt-Charakterbilder! Unter den Häfen wären von Bedeutung: *Hakodate-Muroran* an der *Tsugaru*-Straße wegen seiner Zukunft in der kommenden nordischen Weltverkehrslinie; am Westausgang der Inlandsee und an der Koreastraße die große zusammenwirkende Verkehrsstellung der sich ergänzenden Häfen *Shimonoseki-Moji, Tsushima-Fusan* und der ihnen vorgelagerten Seekriegs-Schutzstellung *Sasebo-Chinhai* (Korea). Auch partikularistische Zentren fehlen nicht, z. B. ein mehr ozeanisch bestimmtes in *Kagoshima*, ein kontinentales in *Kanazawa.* Die großen Menschenausfuhrhäfen des Westens sind *Nagasaki* und *Hiroshima.* Durch Burgen als Stadtkerne bestimmt sind neben *Kumamoto, Kioto, Tokio, Osaka*, *Nagoya* besonders markant *Matsuyama, Himeji*, *Hikone* (mit seiner wichtigen Paßlage, worin die Bedeutung der Biwalandschaften ruht). Das sind nur Erinnerungsbilder, die, aus einer Fülle herausgegriffen, den Reichtum der Siedelungspersönlichkeiten auch hier unter scheinbar eintöniger Hülle zeigen sollen.

Zusammensetzung nach sozialen Schichten.

Noch ist freilich die soziale Schichtung des japanischen Volkskörpers im allgemeinen vertikal und horizontal homogen: die Gliederuug des in sich abgeschlossenen Rassenstaats war organisch fein durchgebildet, aber von seinen Einwohnern nicht als Klassenscheidung empfunden worden. Wohl stand unter der Kaiserfamilie, dann der Shogunfamilie, eine kleine Zahl von Daimyogeschlechtern (784 um 1900) als „*Kwazoku*", Blüte der Geschlechter, unter diesen die etwa 439000 *Samurai*-Familien, Ritter, dann die Bauern- *Heimin-* und Bürger (davon etwa 8 Mill. alte Familien), in der öffentlichen Achtung in Bauern, Handwerker, endlich Kaufleute gegliedert und unter diesen die seltsame pariaähnliche Kaste der *Eta*: (etwa 300000 im Reich). Jeder Volksgenosse fühlte sich in der mittelalterlischen Weise unserer Gilden und Zünfte als etwas Ganzes und auf seinem Felde nichts Geringeres, und alle verband ein familienhaftes Zusammengehörigkeitsgefühl, sie betrachteten sich nach einem landläufigen Ausdruck als „*dobo*" d. h. Geschwister, als Abkömmlinge einer gemeinsamen Ahnenreihe. Dieser Eindruck wurde noch durch die vorherrschende Naturalwirtschaft und deren gerechten Ausgleich verstärkt (Löhne, Steuerschätzungen erfolgen in *Koku*, 1,8 hl Reis). Heute noch trägt die sich langsam demokratisch entspannende Sozialaristokratie in der sich der neuen Gesetzgebung zögernd anpassenden Sitte einen lebendigen Grundstock gegenseitiger Verantwortlichkeitsgefühle, einen Hang, letzte Zuflucht in gemeinbürgschaftlichen, staatssozialistischen Einrichtungen zu suchen, lieber als einem zu freien Wirtschaftskrieg aller gegen alle freie Bahn zu lassen. Dieser Grundzug nimmt der neujapanischen Arbeiterfrage viel von der Schärfe, die sie sonst haben müßte. Die Sitte ist also sozialer als das Gesetz. Es wäre ungerecht gegen uns selbst, hier die zahlreichen verwandten Züge zwischen dem japanischen Bevölkerungsgefüge und dem, was wir in unseren guten Tagen als gut am deutsch-preußischen empfanden, zu verschweigen. Bei aufgedrungenen Entscheidungen zwischen allzu großer Staats- und Gemeinschaftsgebundenheit und freiem Kräftespiel wird sich die soziale japanische Lebensform, wie die deutsch-preußische, aus innerer Gerechtigkeit für den staatssozialistischen, den gemeinwirtschaftlichen Weg der gebundenen Wirtschaft entscheiden. Das ist ein grundsätzlicher Unterschied zwischen dem westlichen und dem östlichen Inselreich, den durchfühlend Japan in seinem Verfassungsbau nach langer Prüfung die kontinentalen Muster bevorzugte.

An süddeutsche Verhältnisse erinnert die soziale Bodenverteilung, die so glücklich lösbar war durch die Fiktion, daß bis zur Erneuerung staatsrechtlich alles Land dem Kaiser, d. h. der durch ihn vertretenen Gesamtheit gehörte, und bei dieser Erneuerung einfach, unter Ausschaltung der Feudalrechte, denen zugeteilt wurde, die es bebaut hatten. So entstanden die an anderer Stelle in ihrer Eigenart erklärten $5^1/_2$ Mill. Kleinbauernwirtschaften, die der feste Grund des Volkskörpers sind, neben den ca 2 Mill. Wirtschaften, die unmittelbar aus der Meerernährung selbständigen Erwerb ziehen:

das sind, mit ihren Hausständen, im ganzen etwa die 27 Mill. Menschen, auf die das Bevölkerungsgleichgewicht der Inseln vor ihrer Erschließung autarkisch eingestellt war. Schnellt aus einem solchen Bevölkerungsgleichgewicht die Volkszahl in einem Menschenalter um mehr als das Doppelte empor, so müssen sich an den Hauptverlagerungsstellen soziale Mißstände zeigen; und es haben sich auch, gerade in der bei der Umwandlung führenden Textilindustrie, Zustände gezeigt, die an das Schlimmste erinnern, das in den ersten Industrialisierungs-Jahrzehnten Englands erlebt wurde. So vor allem Frauen- und Kinderarbeit in einem rassegefährdenden Zeitraubbau, der unerträglich gewesen wäre, wenn nicht das milde Klima, die offenen Arbeitsräume und wenigstens die mangelnde Intensität der Kräfteausnützung, bei unvernünftiger Extensität, schützend gewirkt hätte. Solange die Halbwüchsigen in luftigen Bambusvorbauten fast im Freien saßen und mit Arbeitsgesängen und Pausen, wenn auch lang, aber alles eher als intensiv arbeiteten, war der Rasseschaden ausgleichbar. Anders in den schlecht ventilierten, übereilt gebauten Textilfabriken von *Tokio* und anderen Großstädten, mit ihrer förmlichen Kasernierung der halbreifen weiblichen Arbeiterinnen, die ein ungemein großes Kontingent gerade in der japanischen Textilindustrie stellen, in der die bescheidenen Schutzbestimmungen von 1911 durch die Fabrikherren mattgesetzt wurden. Besser wirkte das Gesetz vom 1. IX. 16. Zu Kriegsbeginn befanden sich 471877 Frauen und Kinder in Fabrikbetrieben, waren 56% der industriellen Arbeiterschaft Frauen, also ein ungewöhnlich großer weiblicher Anteil, und davon 65% unter 20 Jahren, 22% unter 14 Jahren! Der Verbesserungsehrgeiz für diese Verhältnisse bei einigen Großbetrieben [Kanegafuchi in Transpacific 1922] ist neuer Herkunft.

Hier mögen berechtigt einige schwer erreichbare Zahlen stehen, die aber den Vorzug haben, einer zuverlässigen Erhebung der Polizei in *Tokio* zu entstammen und eine Nachtseite zu entschleiern, wo sonst viel Licht gezeigt werden kann. 70% der arbeitenden Frauen schliefen in mangelhaften Fabrikschlafräumen: der biologische Eindruck war sehr ungünstig. Die Seidenindustrie nutzte damals in einer Hochspannung die Frauenarbeit 13 bis 15 Stunden, die Weberei 10 bis 12, die Baumwollspinnerei hatte Doppelschicht von je 10 bis 12 Stunden. Zwei Drittel der Arbeiterinnen empfingen unter 33 Sen (66 Pfennig!) Lohn im Tag, nur ein Sechstel zwischen 40 und 60 Sen, während 1 bis 2 Yen, also 100 bis 200 Sen auch heute noch ein Tagelohn für gelernte Arbeiter ist. Die Jahresrekrutierung war rund 200000 Mädchen. Die Tuberkulose wütete geradezu unter ihnen und verursachte 71% aller Todesfälle unter den Textilarbeitern. Der Kampf gegen diese Mißstände ist im Gang; aber es ist ein Vorwurf gegen den Männerstaat im Fernen Osten, daß er seinen halbreifen Arbeiterinnen auch nur vorübergehend zumutete, was seine männlichen Arbeiter in ihren starken Gildenverbänden nie geduldet hätten. Nicht nur die aus den alten Gilden hervorgegangenen neuen Industrien, sondern auch die Schwerindustrie hat sich ganz andere, viel bessere Arbeitsbedingungen zu schaffen gewußt, und zwar gleich von An-

fang an, bei der Überführung aus den handwerksmäßigen Betrieben in den Fabrikbetrieb.

So besaß der Männerstaat in Japan eine Reihe von Einrichtungen, die es ihm leicht machten, auf den im Erdraum und Volksleben erprobten Grundlagen einen originalen Anschluß an das Weltwirtschaftsleben auch in der sozialen Neuschichtung und Gliederung zu finden, die notwendig wurde, so daß man bereits von einer nationalen Farbe der japanischen Arbeiterbewegung, von einer Eigennote des Gildenwesens, dort sprechen kann. Dagegen hätte man auf dem Gebiet der Frauenfrage Neues finden müssen, denn die alte Scheidung in *Okusama* (reinen Hausfrauen- und Muttertyp) und *Geisha* (Hetäretyp) bot — in ihrer Art vollendet, wie die verwandte griechische — schlechterdings keinen Fortentwicklungsweg. Er wäre vielleicht durch vorsichtige Reform der Erziehung zu finden. In Kindergärten und Volksschulen ist die weibliche Lehrerin häufig, ihre Zahl (47265, 1917) langsam im Steigen; am günstigsten sind die Verhältnisse der 700 weiblichen Ärzte. In der Ehe ist das neue geltende Recht der Frau günstiger, als die alte Sitte. Das Ehealter des Mannes ist nicht unter 17, das der Frau nicht unter 15 Jahren (entsprechend der früheren Reife der Südvölker). Die Gewalt der Eltern ist groß (auch gesetzlich bis zum 25. Jahr festgelegt), ebenso wie die Vorrechte des Ehemannes. Die Ehescheidung ist leicht, auch bei ihr wird der Mann bevorzugt. Selbst im Familiengefüge, der Grundlage der östlichen Ethik, bereitet sich weitgehender sozialer Wandel vor und wird in Japan mit der Klarheit naturwissenschaftlicher Behandlung aller Staatsprobleme gesehen, die hoffen läßt, daß auch hier der Weg der Evolution, eines Übergangs ohne Bruch, durch eine Reihe von Ausgleichen gefunden wird, der so kennzeichnend für die Erneuerung Japans und so glückverheißend für sie ist.

Betrachten wir die Zukunftsmöglichkeiten der sozialen Schichtung Ost-Asiens, so ist die erste Frage: wird man auch darin die eigene Linie einhalten können? Sicher ist, daß sich gerade angesichts der „Errungenschaften des Weltkrieges" der beiden großen ostasiatischen Kulturvölker eine überaus nachdenkliche Stimmung bemächtigt hat, die sie den Mahnungen von R. Tagore u. a., sich wieder auf ihr asiatisches Selbst zu besinnen, zugänglich machte, eine Stimmung, die Scheffel einmal als eine jener schwülen Pausen vortrefflich zeichnet, wie sie der Selbstbesinnung und Ehrlichkeit gegen sich selbst vorausgehen. Sie fühlen beide, daß sie auf dem Weg der Angleichung im Begriff stehen, in den europäisch-amerikanischen „whirlpool" auch sozial hineingezogen zu werden, und daß sie das eigentlich nicht wollen, daß ihnen nichts an den äußeren „Zivilisations"-Gewinnen Ersatz für die rettungslos damit verloren gehende Kulturharmonie und sozialaristokratische Ausgeglichenheit, das Fehlen von Klassenspannungen zu geben vermag, die sie trotz durchaus echter Demokratie in der Wertschätzung von Mensch zu Mensch besaßen. Wie diese Stimmung vorübergeht und wo sie mündet, das ist von den besten Kennern, auch unter den Japanern selber, heute nicht zu sagen; sicher ist nur, daß echte, innere menschliche Kultur auch heute noch im Osten

höher im Preis steht als im Westen, und daß China und Japan ein ganz feines Verständnis dafür haben, wer sie besitzt und aus ihr heraus im Einzelverkehr, wie im Völkerverkehr menschlich und damit wirklich sozial fühlt und handelt.

Wirtschaftsgeographische Grundlagen: Land- und Forstwirtschaft.

Noch, wenn auch mit höchster Anspannung, ist es Japan möglich, seine rasch wachsende Bevölkerung aus dem eigenen Boden zu ernähren, mit Hilfe der weiten Seeräume, die den sonst unzulänglichen Stickstoff für Ernährung und auch Düngung ergänzen. Abgesehen von dieser Meeresnahrung[101]) ist der Grundstock der Ernährung Reis; um zwei Fünftel der Anbaufläche alle anderen landwirtschaftlichen Pflanzen übersteigend, zwischen 1,58 und 1,90 *Koku* (1,8 hl) vom „*Tan*" (9,91 ar) der Feldeinheit, im Jahre liefernd, während man den Jahresverbrauch auf den Kopf auf 1 Koku, rund 1,8 hl. anschlägt. Eine so monotone Hauptnahrung setzt sehr abwechslungsreiche Zukost voraus. So pflegt neben der Hauptwirtschaftspflanze der japanische Kleinbetrieb (1911: über 2 Mill. Betriebe unter $^1/_2$ ha, 1,8 Mill. von 0,5 bis 1 ha, 1,4 Mill. von 1—3 ha, nur 224000 über 3 ha!), bei im allgemeinen fehlender Kleinviehzucht und ganz geringfügiger Viehzucht eine sehr hohe Zahl verschiedener Nutzpflanzen: neben den drei Hauptbau- und Holzkohlenhölzern von Kiefer, Kryptomerie und Hinoki (Feuerzypresse) und dem vielseitigen Bambus und der Hauptwirtschaftspflanze Reis den großen japanischen Rettig (Daikon), zahlreiche Gemüsearten, auch wohl eine Shiropalme, des Bastes wegen, Gewächse, die Lack und vegetabilisches Wachs liefern, Tee, Maulbeerbäume, um der Seidenzucht willen, Gründüngungspflanzen, in den Rillen der Getreidefelder Bohnen, süße Kartoffeln, Eierpflanzen, Gurken, daneben Obst- und Blütenbäume, Ziersträucher usw., so daß Hoffmann auf einem Zwerggrundstück 64 verschiedene gepflegte Wirtschaftspflanzen fand.

Die Intensität der Wirtschaft, die wir im mediterranen Teil Japans finden, stuft sich nach der Tropenwirtschaft zu, wie binnenwärts nach der Höhe und nach nordischen Lagen zu sehr schell ab. Schon der *Hokkaido* steht unter ganz anderen Bedingungen. An den Möglichkeiten des Farmerfolges zehrt der Schaden des dort üblichen Pachtsystems, der Zwischengewinne und der für nordische Wirtschaftsverhältnisse, nach fälschlich übertragenen japanischen Mustern, zu klein angenommenen Besitzgrößen. (Schon den *Ainu* hatte man fünf ha (*cho*) zuzubilligen für nötig gefunden. An größeren Unternehmungen sind ein paar zentrale Anlagen bemerkenswert: *Hakodate, Otaru*, die landwirtschaftliche Universität *Sapporo*; einige mit der Forstwirtschaft des einst blühenden Urwaldgebietes zusammenhängende Unternehmungen der Holzbearbeitungsindustrie, z. B. die große Papierfabrik *Tomakomai*, ein Ableger der *Oji*-Papierwerke, die vier Fünftel des japanischen Papiers liefert und elektrisch aus den Wasserkräften des *Shikkotsu*-Sees versorgt wird; die Sägewerke von *Sumakawa*, Brennereien in *Asahikawa*, Gewinnung von Adstringentien aus Quercus dentata in *Tokachi* und Karbid in *Tomakomai*. Beste Aussichten für Reisbau (700000—1 Mill. Koku) böte *Jshikari*, aber

es ist fraglich, ob dieser im Hokkaido überhaupt rentiert. So bleibt die Insel untervölkert. Ihre landwirtschaftliche Ausfuhr liefert sonst Zwiebel und Äpfel bis zu den Philippinen, Hongkong, Wladiwostok, Australien, Shanghai als äußerster Versorgungsgrenze. Von allen bisher ausgeprobten japanischen Gebieten hat sie die besten Aussichten für Viehzucht, vor allem Pferdezucht, während die eine Zeitlang versuchte Kleintier- namentlich Schafzucht nun nach der Nord-Mandschurei und Mongolei auszuweichen scheint.

Es ist also scharf zu scheiden zwischen der intensiven Landwirtschaft des eigentlichen Stammlandes und der extensiven, stellenweise noch in Raubwirtschaft steckenden der neu eingefügten Länder und des subjapanischen Erdraumes, in dem Japans Wirtschaft bestimmend und leitend für die sich umwandelnde eigene ist, wie in Mandschurei und Ost-Mongolei und dem Mandatgebiet der Südsee. Wenn die eigentliche japanische Landwirtschaft jetzt Spuren von Überanstrengung, von Überwirtschaftung zeigt, so ist das zum Teil die Folge des Verdienstes, daß sie mit einer für unsere europäischen Begriffe früher ungeheuerlichen Steuerbelastung den ganzen Übergang zum Industrie- und Großstaat getragen, daß also auch Japan sich buchstäblich großgehungert hat. In „Dai Nihon“[102]) habe ich das Budget des Einzelhaushaltes eines japanischen Kleinbauern aus der Meiji-Zeit nachgewiesen (das sich natürlich jetzt zugunsten der Landwirte geändert hat) und wiederhole daraus nur die Schlußziffern: Bei fleißigster Wirtschaft eines Kleinbesitzes von 1 ha auf fünf Köpfe, mit ausgesprochener Unterernährung, ein Fehlbetrag von mindestens 100 Goldmark im Jahr, bei nicht 100 Goldmark Jahresverbrauch auf den Kopf und einer Last für öffentliche Zwecke von rund 120,17% des Roheinkommens für Steuern, und bei einem Gesamtwert des Besitzes von etwas über 800 Goldmark. Das gab einen Fehlbetrag, der nur durch Überarbeit und Überanstrengung hereingewirtschaftet werden konnte: aus Hilfsarbeit in der Forstwirtschaft und Seidenkultur, durch gelegentlichen Nebenverdienst des Zugtieres oder langsame Verschuldung (damals 300—750 Goldmark bei solchen Besitzen im Durchschnitt).

So war, bei zunehmender Knappheit der Reisdecke, eine Überanstrengung der wichtigsten Muskelgruppe, die den Staatskörper vom 19. ins 20 Jhdt. getragen hatte (mit zwei Drittel der produktiven Kraft), der Landwirtschaft, unvermeidlich. Die Zahl der vorwiegend von ihr lebenden Familien, noch 1910 66% der Haushaltungen auf eigenem Land, davon aber nur 46% ausschließlich von ihr lebend, ging unter dem Druck der schweren Daseinsbedingungen langsam zurück, und fand nur eine starke Stütze an der außerordentlich blühenden Forstwirtschaft des artenreichen japanischen Waldes.

Dem Waldboden waren im alten Reiche, also ohne Formosa, Sachalin und Korea 73%, also fast drei Viertel der Anbaufläche überlassen, wovon immerhin etwa 60% den Namen Wald verdienten und zur größeren Hälfte dem Staate, zu je einem Zehntel etwa der Krone sowie Gemeinden und Tempeln, zu einem Viertel privaten Eigentümern gehörte. Über die japanische Landwirtschaft hat u. a. Fesca[103]), über Forst-, Wald- und Wasserwirt-

schaft A. Hofmann[28]) berichtet. Der alte Feudalstaat hatte Neu-Japan ein sehr reiches Walderbe hinterlassen; nach einigen gefährlichen Jahren des Raubbaus von 1867 bis 1882 begann (1882 und 1899) eine Forstschutzgesetzgebung nach deutschen Mustern unter dem Einfluß deutscher Berater, die Neupflanzungen, Zusammenlegungen und eine wohlgeordnete Forstorganisation mit den nötigen Schulen und Versuchsanstalten zur Folge hatte.

Infolgedessen erlebte man nach einigen mageren Jahren eine schnelle und stetige Steigerung der Forsteinkünfte, die aber sogar erst am Anfang einer vielversprechenden Entwicklung stehen: sie wird mit ungefähr einem Fünftel des jährlichen Umtriebes den sehr beträchtlichen heimischen Holzbedarf decken (den eines holzverschwendenden Landes mit fast ausschließlicher Holzarchitektur!), so daß fast vier Fünftel zur Ausfuhr frei blieben. Die Waldrente um 1910 war etwa 200 Mill. Goldmark, Zukunftsmusik damals 1500 Mill. Goldmark, die Professor *Kano* als Höchstertrag errechnet hatte. 1917 war die Ausbeute bei sparsamem Ausschlag etwa 300 Mill. Goldmark wert; die eigentliche Waldfläche soll jetzt auf 48% der Fläche des Stammlandes heruntergegangen sein, also etwas weniger als in Schweden, dem reichsten europäischen Waldland. Die wichtigsten Massenverwendungen sind, außer für Bauholz und Schreinerei, die vielgebrauchte Holzkohle, Eisenbahnschwellen, Teekisten, Zündholz und Papier. Sehr groß ist der Reichtum an wertvollen Holzarten: Sugizedern, Hinokizypressen, das seltsam leichte Kiriholz der Paulownia imperialis, das vor allem für sakrale Zwecke und Geschenkhüllen verwendet wird, die Spielarten der Matsukiefer, der zahlreichen Tannen- und Fichtenarten, der Kampferbaum als Monopolträger in Formosa, — eine reichhaltige Holzmusterkarte, die von den Tropen bis in die kalte Zone reicht und auf die menschliche Arbeit anregend und umgestaltend eingewirkt hat.

An keiner Pflanze läßt sich die Wechselwirkung zwischen Pflanzen- und Anthropogeographie besser durchverfolgen, als an der Hauptwanderbegleitpflanze der Malaien, des vielleicht wanderlustigsten unter den Wandervölkern, den „Seenomaden" der Erde: dem Bambus (*Take*). Sein Name schon schillert überall im ältesten Sprachgut der Südsee von Ceylon bis Hawaii und Japan, allerdings zumeist mit Floß, Auslieger und schlankem Wuchs überhaupt verbunden. In einer vorbildlichen Sammlung aller möglichen Verwendungen hat Spörry die Bedeutung des Bambus[43]) ins rechte Licht gestellt. Die in drei Jahren zur Baumhöhe schießende Grasart ist auch ein Vermittler zwischen der japanischen Land- und Forstwirtschaft, die inniger verbunden sind, als die scheinbar sehr reinliche Trennung im Landschaftsbild bei der Durchreise vermuten läßt. Stark ist deshalb auch der Anteil des Bergwaldes an der außerordentlich reichen japanischen Märchen- und Sagenwelt, auch seine Darstellung in der Kunst, deren Beziehung zu ihm namentlich der weltflüchtig gewordene buddhistische Einsiedler (*Yamabushi*, der Bergmönch) mit Dichtkunst und Zeichnung vermittelt. Zweifellos ist jenes scheinbar unvermittelte Nebeneinander von völlig gebändigter, durch Züchtung unterworfener Natur in der Landwirtschaft (vor allem dem

seine Vierecke oder Terrassen fordernden Reisbau, dem gartenartig gepflanzten Teestrauch) und ganz freiwaltender Natur (wie in dem dicht heranreichenden, sich dazwischen schiebenden Urwald) von weitreichendem Einfluß auf den Volkscharakter gewesen und hat die elastische Erneuerungsmöglichkeit, jenen Schutz gegen kulturmüdes Erschlaffen mit bewirkt, der zutiefst in der japanischen Landschaft als Erneuerungs- und Verjüngungszauber steckt.

Fischerei und Meerernährung. Küstenbetriebe.

„Brot auf dem Wasser" konnte in einer wehrgeographischen Darstellung der Abschnitt genannt werden[45]), der sich mit dem überwiegenden Anteil der Meerernährung, vor allem der Seefischerei, am Gesamthaushalt Japans befaßte. In keiner der Großlebensformen der Erde spielt die Fischnahrung eine solche Rolle. Fast zwei Millionen Menschen leben fast ausschließlich von ihrer Beschaffung, davon 48000 von der Hochseefischerei, und 428000 Boote betreiben sie. Uralte Ahnenkünste und Zaubereien reichen sich in ihrer Ausführung die Hand mit aller Technik der Neuzeit, und so weit spannt die Hochseefischerei ihre Fäden, daß geraume Zeit ein regelrechtes Zusammenwirken zwischen der chilenischen Küstenfischerei und japanischen Hochseefischereien bestand, sogar von Chile unterstützt. Wal und Hai, Tunfisch und Stockfisch, Herings- und Sardinenzüge und der unerschöpfliche Lachsvorrat der Amurmündungsgewässer sind die wichtigsten Gegenstände. Der *Tai* (Meerbrasse) spielt auf der japanischen Tafel eine ähnliche Schaustückrolle, wie der Eber auf der römischen, das Kalbfleisch auf der bayerischen. Keine Mahlzeit, von der ersten angefangen, verläuft ohne Fischgericht, und Dutzende von eßbaren Algenarten, Tintenfische, Muscheln und Krebse, „Frutta del mare" aller Art erweitern den marinen Speisezettel. Fischdünger, Korallen, Salz, Perlen, Austern und Muscheln, Tang und zu Leim zu verarbeitende Algen sind weitere Flachsee- und Tiefseebeute von verblüffendem Formenreichtum.

Die Süßwasserfischerei tritt weit zurück, und es ist kennzeichnend, daß die Japaner selbst ihre ausgezeichneten Süßwasserforellen lange nicht so schätzen, wie den tagelang landeinwärts getragenen Seefisch (dessen Hautgout das ganze Land erfüllt, das überall „fischelt"). Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Meerernährung und Seefischerei zeigt sich auch in altgefügten Selbstverwaltungskörpern: den mächtigen Fischergilden (3669 Einzelgilden mit 468100 Mitgliedern, 1920) und Meererzeugnisgilden (212 Vereine mit 309846 Mitgliedern, 1920) und einer kunstvollen Schutzgesetzgebung wie ausgeklügelten Pachtbestimmungen für Fischgründe.

Wenn auch der herausgefischte Geldwert auf den Kopf (Japan 140 bis 150 Goldmark, England über 2200, Kanada 1750) nicht im Verhältnis zur tatsächlichen Bedeutung der Seenahrung steht, weil diese eben in Japan viel billiger und der steigenden Valuta nicht so schnell gefolgt ist, so ist es doch die Frage, ob das Gesamtglück der Volksmehrheit durch die Unabhängigkeit in den kleinen, aber doch selbständigen Erwerbsgemeinschaften

nicht weit mehr gewinnt, als was an reinem Geldwert ungewonnen bleibt, durch die Lebensfülle der vielen Kleinbetriebe und durch Zurücktreten des Großbetriebs mit seiner Mechanisierung.

Durch künstliche Zuchteinrichtungen, die sich oft meilenweit den Strand entlang ziehen oder weit hinaus vor die Küste legen, wie die weiträumigen Perlzuchtanstalten (Pearl-Farms) der Firma *Mikimoto* bei *Toba*, werden, außer den kostbaren Perlmuscheln, auch noch andere Muscheln, Austern, Schnecken, Algen und Tange, Schildkröten, von Fischen besonders Karpfen, diese auch in Reissümpfen, *Tai*, Aale gehegt und gepflegt.

Die sorgfältigste Durchbildung haben Seefischerei und Küstenbetrieb zusammen in den Stamminseln erfahren; aber auch in den Nordinseln steht die Fischerei sehr hoch wegen des Artenreichtums der kalten Strömung: sie beschäftigt im *Hokkaido* 169 206 Fischer in 61 188 Booten mit über 11 000 privilegierten Fischgründen, einem Fangwert von 30 bis 35 Mill. Goldmark. In *Sachalin* und den *Kurilen* besitzt sie einen Stamm von jahreszeitlich wandernden Fischern, der die Bevölkerungsziffer fast um ein Drittel schwanken läßt. In *Korea* fischen etwa 20 000 saisonwandernde Japaner (unter 70 000 Hochseefischern im ganzen) in 6000 Booten den trägen und an ihren alten Methoden klebenden 250 000 koreanischen Fischern mit viel mehr Booten alljährlich über die Hälfte des Ertrages vom Fangwert weg; für die russische Küste und *Kamtschatka* gewährte der Vertrag von Portsmouth den Japanern Sonderfischereirechte auf 12 Jahre, also bis 1918, doch wurde der Vertrag „auf einige Jahre mehr“ verlängert und trug erhebliche Fangwerte ein, meist an Lachs und Seeforellen. In Kanada fischen in den großen Strommündungen etwa 200, in Kalifornien 230 Boote, — auch sie mit beträchtlichem Erfolg. In Kwantung spielt die Salzgewinnung, der fast die ganze Küste dient, eine ausschlaggebende Rolle. Sie ist dort zum Teil gemeinwirtschaftliches, zum Teil privates Unternehmen, das hauptsächlich die Mandschurei versorgt, während in Japan seit Juni 1905 das Salzmonopol eingeführt ist, das für Korea, trotz seiner reichen Küstenentwicklung, nur drei Siebentel des Verbrauchs liefert; eine Steigerung, wie sie die großen Salzgewinnungsanlagen der Inlandsee zeigen, ist auch dort eingeleitet.

Überhaupt ist die Inlandsee mit ihrem Menschengewimmel auch in den Zeiten der Abschließung Hochschule der Seefahrt und Küstenbetriebe geblieben. Von den zahlreichen eigenartigen „Spezialitäten“ mag noch des seltsamen Frauenberufes der Awabifischerei, des Gewinnens einer Art See-Ohr durch Tauchen, gedacht werden. Als Taucher ziehen Japaner in Wandererwerb durch die ganze Südsee: in dem australasiatischen Hauptperlengrund der Aruinseln sind nur die Bootsbesatzungen zumeist Malaien, die Taucher, ein wilder und verwegener Kreis, Japaner.

Wenn Supan in seinem Alterswerk[20]) die Japaner als Schüler des ursprünglichen Seevolks der Malaien nennt und anscheinend mißbilligend erwähnt, daß sie Richthofen „noch zu den originalen Seefahrern rechne“, so gibt meine eigene Beobachtung darin Richthofen recht. Trotz der Abschließung ist der Zusammenhang mit Seeerwerb und Küstenbetrieb in ur-

alter Überlieferung immer entscheidender für Japan geblieben (Doflein)[46] als für irgendeine andere Großmacht, selbst England, und keine andere ist auch heute noch so davon durchdrungen. Dementsprechend spielen Katastrophenwarnung, Wetterdienst, Küstenorganisation, Befeuerung, Hafenbau und Zufluchtstätten, aber auch die wirtschaftliche See- und Küstenbevölkerungsfortentwicklung in den neuen expansiven Formen eine so lebenswichtige Rolle. Bei den großen Kosten der plötzlichen Nachholung einer zweieinhalb Jahrhunderte zurückgebliebenen Entwicklung ist manches noch weit im Rückstand, so energisch auch neuerdings daran gearbeitet worden ist.

Trotz allem Aufwand ist die japanische Küste schlecht befeuert, die Zahl der Leuchttürme im Verhältnis zur Küstenentwicklung dünner als z. B. im Roten Meer, an den türkischen Küsten; von den mehr als tausend Fischerei- und kleinen Handelshäfen sind die meisten noch im Naturzustand, regelmäßig von Handelsdampfern angelaufen werden über 530, für den Außenhandel offen sind 60, darunter 36 besonders brauchbare, große Kriegshäfen 4, kleinere 2. Hauptsorgenkinder sind wegen der Summen, die sie verschlingen, die Häfen von *Nagasaki*, *Miike, Nagoya, Yokohama, Otaru*, *Kagoshima, Hakodate*, *Yokkaichi, Funakawa, Aomori, Niigata, Hakata* und *Muroran,* dann der wenig billigere Überfahrthafen nach Wladiwostok, *Tsuruga*, und der wegen seiner beständigen Einschwemmungen ungeheure Kosten verursachende Hafenbau von *Osaka*, wo freilich 17 % von Japans Millionären hausen, endlich das Hafenprojekt von Großtokio, ein heißes Eisen der japanischen Volkswirtschaft wie des Städtebaues.

Der Kampf mit dem Meere vollzieht sich, bei dem viel größeren Wechsel in den Küstentypen, in anderen Formen als bei uns, ist aber nicht weniger kostspielig und erzieherisch: allein die Uferbefestigungsarbeiten in dem niederschlagreichen Gebiet fressen unausgesetzt Geld und Arbeit, und einzelne Katastrophen zerstören in Minuten, was die Sorge von Jahren geschaffen hat. In der letzten Zeit kostete das teuerste Jahr an Hochwasserschäden (1913) rund 95 Mill. Goldmark, an Flutwellen (1914) zwar nur etwas über 15 Mill. Goldmark, aber 1013 Schiffe und Boote, das schlimmste Taifunjahr (1912) über 52 Mill. Goldmark und 138537 zerstörte oder schwer beschädigte Gebäude; die bösartigste Flutwelle der ganzen neueren Zeit, die von Kamaishi, spülte 27000 Menschen ins Meer hinaus, die Überschwemmungen jenes Jahres kosteten 265 Mill. Goldmark und verwüsteten 785000 Hektar Land.

So rüttelt dieselbe Macht, die das Reich mit der Gunst seiner Lage, der Harmonie seines Klimas, den Spenden der umgebenden Seeräume so augenscheinlich begünstigt, seine Bevölkerung zur rechten Zeit wieder auf und zwingt sie zu faustischem Ringen um die immer wieder gezeigte, aber auch leicht verlorene Harmonie, tiefe Furchen aus geographischen Ursachen in die Charakterzüge des Volkes und seine Seelenstimmung ziehend.

Zu diesen gehört auch ein lebendiges Verständnis für die Wichtigkeit des Seeschutzes eines so ausgesetzten Gebietes, eine wohldurchdachte Küstenbefestigung, deren Zentrale die zu einer Art Reichsfestung eingerichtete

Inlandsee mit den mächtigen Marineeinrichtungen von Kure ist. Dieser Kriegshafen soll einer Flotte von mindestens je acht ganz hochwertigen Schlachtschiffen und Schlachtkreuzern als Basis dienen, bei denen man von 30600 t und 27500 t Einheitsgeschwadern zu 40000 und 35000 t übergehen will (wobei allerdings die Konferenz von Washington mit ihrer Rüstungspause aufschiebend gewirkt hat). Daneben besteht, in drei Flotten (*Yokosuka, Kure, Sasebo*) gegliedert, ein reiches älteres Material, das bei einem Abwehrstoß auf nahe Entfernung, schwer bestückt, mit allen Nebendiensten ausgestattet, seine Schuldigkeit nicht verfehlen würde. An acht wohlverteidigten Stellen finden sich große Werft- und Dockanlagen und für die heutigen Verhältnisse wirtschaftlicher und sozialer Kraftabmessung noch weit mehr als rein militärischer, müßte ein weiter, fest in der Hand befindlicher Seeraum dem schlanken Festlandkörper des Inselreichs zugerechnet werden, wenn man seine Lebenszähigkeit und Abwehrkraft richtig einschätzen will.

Bergbau und Bodenschätze.

Ausbeutung des Bergguts, der Bodenschätze, namentlich des japanischen Leitmetalls, des Kupfers, durch Bergbau ist im 6. Jahrhundert schon nachweisbar, 1414 ist wahrscheinlich der Ertrag sogar höher gewesen als zu Ende der Tokugawazeit (1868), wo er auf einen Wert von 4 bis 6 Mill. Goldmark geschätzt wurde. Der Bergbau war in jenem Frühzustand gehalten, der sich — wie in China auch — nach dem dringenden Bedarf, nicht nach dem Wunsch möglichst hohen, ja aufgedrungenen Angebots und Raubgewinns in möglichst kurzer Zeit richtet, und der keinen Grundzug des ostasiatischen, darin sozialer eingestellten Wirtschaftslebens bildete; er war Monopol der Allgemeinheit in Gemeinwirtschaft. Mit der Erneuerung wurde das Berggut dem freien Wettbewerb überlassen, wenn auch mit Einschränkungen, stieg im Ausbeutewert auf gegen 900 Mill. Goldmark und wird bald die Milliarde erreichen. Dabei ist Japan im Grund an Bodenschätzen arm, nur reich an Kupfer und Schwefel. Gold, Silber und Eisen treten dagegen weit zurück; Blei, Zink, Pyrit, Mangan, Antimon, Zinn, Wismuth, Quecksilber, Chrom (in der Reihenfolge des Vorkommens nach der Masse aufgezählt) kommen spärlich vor; Nickel, Kobalt, Iridium, Osmium sind in Spuren nachgewiesen, ohne bis jetzt abgebaut zu werden, und Radium, wahrscheinlich mehr, als bis jetzt erkannt ist. Daneben kommt Kohle, aber überwiegend schlechte tertiäre, und Petroleum in ausreichender Menge für sparsamen Hausgebrauch vor. Das ist die Ausstattung des eigentlichen Japan. Sie wurde sehr viel reicher durch die Einbeziehung der Nordinseln, *Koreas* und *Formosas*. Mit *Korea* traten besonders Eisen, Anthrazitlager, Gold, silberhaltige Bleierze hinzu, mit *Formosa* Kohle, Petroleum und Gold, mit den Nordinseln Eisen, Kohle und Petroleum. In der *Mandschurei* fanden sich benachbarte Kohlen- und Eisenlager, auf deren Ausbeute sich Japan nicht nur erste Hand sichern, sondern die es auch, bei gutem Verhältnis zu China, als dauernde Kriegsergänzung seiner Vorräte ansehen konnte. Die

Erzeugungssteigerung während des Krieges behandelt Dipl.-Ing. H. W. Paul[104]. Die wichtigsten Einzelfundstätten sind für Gold die Nordspitze von *Formosa*, Nord- und Südwest-*Kiushu* (*Kagoshima*), Teile von *Hondo* und die Insel *Sado* mit den ältesten Fundstätten, Stellen im *Hokkaido* mit mittelalterlich primitivem nachlassenden Betrieb. Hauptsitz der Verarbeitung (ein Drittel des Gesamtertrags) ist in *Ibaraki*, in der *Hitachi*-Hütte; der eigene Jahresverbrauch der Industrie und Heilkunde allein kann nur zu zwei Dritteln gedeckt werden. Kupfer wird fast überall im Lande gewonnen, im Bereich der Inlandsee meist aus Gängen, in 53 größeren Bergwerken und ist ein Hauptausfuhrgegenstand. Knapp dagegen findet sich das Eisen. Die alte japanische Waffenkunst verwendet Eisensande. Japans Metallurgie war vorwiegend eine Bronzekultur, auch noch in reifen Stadien, und sogar die heutige Reichsgröße mit Korea enthält an Eisenlagern weniger, als die Lager von *Pensihu* in der Mandschurei mit ihren 80 Millionen T. allein oder die auf ebensoviel geschätzten *Schantung*lager oder die 100 Mill. T. haltende *Tayeh*-Mine.

So ist, trotz Raubbau und sprunghafter Steigerung von Neuanlagen, namentlich seit 1916, die Rohstoffdecke an Berggut viel zu kurz für die hochgesteigerte, wenn auch nun von einem Rückschlag getroffene Schiffbau- und Schwerindustrie, gerade in dem dafür Entscheidenden, Stahl und Kohle. Zu den bedeutendsten Anlagen gehören das *Edamitsu*-Stahlwerk der Regierung (Gesamtertrag der Regierungswerke 300000 T. Roheisen, 563000 T. Stahl), *Kamaishi* 110000 Roheisen, 75000 Stahl; die *Mitsubishi*-Eisenwerke in *Korea*; an der *Tadong*-Mündung bei *Kenninpho* (100000 T. i. J.); die *Pensihu*-Werke der Firma Okura und chines. Teilhaber (80000); die *Anschantien*-Werke der südmandschur. Eisenbahn (155000), während das chines. *Hanyang*-Werk allein 231000 T. Roheisen und 50000 T. Stahl, das große *Tayeh*-Werk über 280000 T. 1918 lieferte und auf 560000 T. gesteigert werden soll.

Die Kohlenvorräte des eigentlichen Inselreiches wurden in *Kiushu* auf etwa 10000 Mill. T., im *Hokkaido* auf 568, in *Iwaki*, *Ibaraki*, *Nagato* auf etwa 170 Mill. T. geschätzt, fast alles schlechte tertiäre Kohle mit Ausnahme von 60 Mill. T. Anthrazit: eine sehr kärgliche Ausbeute.

Hauptpetroleumgebiet ist *Echigo* mit dem Ausfuhrhafen *Niigata* im Nordwesten von *Hondo*, das 73 % der japanischen Erzeugung, aber nur die Hälfte des Gesamtbedarfs liefert, der aus den Sundainseln (Java) ergänzt wird und neuerdings weiteren Zufluß aus *Sachalin* und dem *Hokkaido* erfährt. Die Abbaumethoden, an sich schon leichtsinnig, von häufigen Einstürzen und Explosionen gestört, sind durch den Krieg noch weiter verschlechtert worden und bedürfen dringend besserer Aufsicht.

Zusammenfassend läßt sich also sagen, daß die rasch wachsende Zahl der fleißigen Hände noch weit weniger als in Deutschland eine ausreichende Rohstoffdecke unter der Erde findet, um durch Halberzeugnisse und Veredelung zu ergänzen, was ihnen die Natur zu kärglich zugemessen hat. So erklärt sich der Drang, sichernd nach den nahen, reichen Rohstoffländern

zu greifen: den Bodenreichtümern der Nordinseln, den fast nur in vereinzeltem Raubbau angekratzten Schätzen des Amurlandes und der Mandschurei; und vor allem der Wunsch, im Zusammenleben mit der Arbeitskraft und dem Rohstoffreichtum Chinas dauernde Unterlagen für das sich selbst genügende Sonderdasein Ostasiens, nur auf verbreiterter Basis, zu gewinnen. Dieses letzte Ziel steht deutlich hinter allen Bodennutzungsbestrebungen; es ist vor allem auf Ausschalten der Erdraumfremden, des rücksichtslos vorgehenden amerikanischen Ausbeutungssystems gerichtet. Weil man Deutschland als Ganzes in dieser Richtung nun für dauernd unschädlich gemacht hält, hofft man in Kooperation mit einzelnen Deutschen dieses Ziel am ehesten zu erreichen; deshalb wird sich vielleicht noch auf geraume Zeit eine neue Grundlage des Zusammenarbeitens, gerade auf dem Gebiet von Bergbau und Hüttenwesen, zusammen mit Japan in China ergeben. Auch Japan aber sieht den Augenblick kommen, wo es im Rennen mit großräumigeren Reichen und dauernden Bodenschätzen zurückbleiben muß, wenn es nicht durch Raumerweiterung, vorbeugende Geopolitik und Nutzung seiner weißen Kohle rettende Zukunftswege findet.

Der wichtigste unter den Bodenschätzen Japans bleibt die unerschöpfliche, von seinen Gebirgen zu Tal rinnende und von den Gezeitenströmen zwischen seinen Meerdurchlässen hin- und hergetriebene Wasserkraft. Sie ist bis jetzt zum kleinsten Teil genützt, mit etwa 200000 HP, von etwa 750 untersuchten Wasserläufen des engsten Inselbereichs von Alt-Japan mit 3,5 Mill. HP; der größte Teil und vor allem die Flutströme sind sicheres Zukunftsgut und deshalb von so ungemeinem Wert, weil an ihnen die Befreiung des Künstlerarbeiters vom Mechanisierungszwang und die Möglichkeit hängt, nach den inneren Gesetzen der Rassenentwicklung auf dem Wege der Evolution fortzuschreiten, so daß vielleicht der uns auferlegte Umsturz, mit Reißen der Kunsthandwerkertradition und des alten Kulturzusammenhanges, erspart werden kann. Tatsächlich haben ganze dichte Industriebezirke in Japan den Weg vom alten handwerklichen Betriebe zum modernen Industriebetriebe, dem mit Hilfe der weißen Kohle schon wieder dezentralisierten, vollzogen, unter Überspringung des Zentralisierungs- und Mechanisierungsstadiums der schwarzen Kohle. Wenn erst auch noch die Gezeitenströme als Krafterzeuger genützt werden, dann wird die geringe Ausstattung der Inselbogen mit Kohlenflötzen, die große Sorge der japanischen Gegenwart, vielleicht so gegenstandslos werden, wie für die Alpenländer Europas, und erst dort und dann wird der Mensch wieder Herr seiner Maschinen sein.

Ein solches Verhältnis zu seinen Bodenschätzen aber erstrebt Japan mit heißerem Begehren und bewußter als manche andere Staaten und Völker, weil es unter dem Zwang zur Schwerarbeit mehr leidet. Die Rasse an sich, wenn auch in ihrer Mehrheit nach den überstudierten Geistesarbeitern an unseren Hochschulen nicht zu beurteilen, sondern in Land- und Küstenbevölkerung gesund und stämmig, ist doch feingliedriger und auch freiheitsdurstiger als z. B. die Chinesen oder Madrassis. Sie liebt rhythmische Arbeitsgesänge, Muße während der Arbeit, würde gegen das Taylorsystem mit

ihrem ganzen Südtemperament ablehnend auffahren oder mehr darunter leiden als kaltblütigere Rassen; der träumende, von einer überreichen Natur mit möglichst wenig knechtischer Arbeit lebende Südseeinsulaner ist zwar eine Übersteigerung, aber doch ein wohlverstandener Verwandter des am weitesten nordverschlagenen japanischen Vetters. So also steht die japanische Rasse zu ihren Bodenschätzen: sie will ihr Herr sein, lieber mit weniger Geldertrag, mit einfacherem, naturgemäßerem, schlichterem Leben — aber nicht ihr Knecht. Darin müht sich uralte Rasseneigenart, um sich über die Naturbedingungen des Erdraums zu erheben oder die eines sehr begünstigten Erdraums auch im Volksgedränge moderner Massenentwicklung festzuhalten. Und dieser Zug ist leitend, ob er nun Gold, Kupfer, Stahl, Petroleum, Kohle oder anderen Wirtschaftsgütern gegenüber sich durchzusetzen strebt, die der Erdraum spendet.

Gewerbe und Industrie.

Japans Evolution zur wirtschaftlichen Großmacht, ausgehend von der Seidenzucht und der aus ihr hervorwachsenden Textil- (713620 Arbeiter 1917) und der staatlich gezüchteten Waffenschwerindustrie (222366 Arbeiter 1917), schildert ausgezeichnet, wenn auch übertreibend (um die französische Industrie anzustacheln) Dr. A. F. Legendre[105]. Aus Kreisen der Textilindustrie beeinflußt, nimmt er zunächst den Schrei der englischen Handelskammern auf[106] (Times 12. 4. 1919), daß der englische innere Markt katastrophal von japanischer Baumwollwäschekonkurrenz beeinflußt, der Platz von Manchester in Indien und China von Japan besetzt sei, sein Druck aber auch in England und Amerika gefühlt werde. Die Textilindustrie wurde zuerst und am empfindlichsten berührt, weil sie die am meisten leidende war und in Japan am natürlichsten aus uralter Hausindustrie, wenn auch mit Raubbau an Frauen- und Kinderarbeit entwickelt werden konnte. Aber auch die Schwerindustrie fühlte den Druck schon, denn Minen-, Fabrik-, Werft- und Seetransportentwicklung gehen eben Hand in Hand — trotz der Krise, die erst recht zum Dumping verführt.

Die japanische Textilindustrie hatte bei relativ immer noch billigen Arbeitskräften (1917 etwa 600000 ausschließlich in der Textilindustrie, dazu Gelegenheitsarbeiter) in einem Jahrzehnt die einigen 300000 Spindeln auf den Inseln allein verzehnfacht. Billige Triebkraft hielt sie im Schwung: elektrische Wasserkraft, Kohle auf nahem Seeweg, Petroleum von *Akita*, *Echigo*, *Sachalin* und *Formosa*. *Sachalin* allein gab 1915 2,6 Mill. Koku zu 1,8 hl.

Die Arbeiterzahlen anderer Industriezweige standen gegenüber der Textilindustrie weit zurück, z. B. 1915 in der Schwerindustrie mit über 120000 (1917: 222366), der Chemie über 100000 (1917: 141769), der Nahrungsmittelindustrie 151000, Papier, Holz, Bambus 85000.

Wie schnell aber die Handwerkerhände den dienstwilligen elektrischen Strom bereit fanden, ihr Geschick zu vervielfachen, erwiesen am besten die

Sprünge der elektrischen Krafterzeugung von 1906 (nach dem Russenkrieg): 1284 Motore mit 4063 Kilowatt gegen 42000 mit 137000 i. J. 1915 (!), soweit es die mit Wasserkraft allein betriebenen betraf; dazu kam eine Vermehrung von 760000 (1. 7. 1918). Ursprünglich in Deutschland gebaute elektrische Großkraftwerke hat man nachzubauen gelernt: Dynamos von 10000 und 120000 KW und Turbinen von 7000 KW; die Wasserkräfte dazu sind ja da!

Es gab also Unterlagen genug für den Massenübergang vom Handwerk zur Industrie, wobei freilich das feine alte Kunsthandwerk den Sprung zur Mechanisierung nicht mitmachen konnte und vielfach in den letzten Zügen liegt, mit dem alten Geschlecht ausstirbt. Am schlimmsten steht es bei Web-, Metall- und Töpferkunst; Stein- und Holzgewerbe sind weniger gefährdet, der Anreiz der Fremdenindustrie fehlt ihnen zu ihrem Glück, auch sind sie durch die stärksten Gildenorganisationen am besten geschützt.

Die Ausgangslage des Vorsprungs der Webindustrie in Japan wird geschaffen durch die überlegene, in der alten Volkswirtschaft verankerte Stellung der Seide. 1916 wurden bei steigenden Preisen für über 1260 Mill. Goldmark verkauft, während vor dem Krieg der Seidenertrag über 600 Mill. Goldmark gegen 120 der ganzen übrigen Viehzucht betrug. Aber auch die vor wenig Jahren noch ganz geringfügige Wolleverarbeitung hat 1915 schon über 80 Mill. Goldmark ertragen.

Von 1914 bis 1917 war das in der Industrie investierte Kapital um 2200 Mill. Yen gestiegen. „Nur“ zwei Milliarden!, aber es sind Yen und wirkliche goldgedeckte Münze, bei heutigem Valutawert etwa 300 Milliarden Mark! und sie umfassen alle Zweige der Veredelungsindustrie, auch Spezialitäten, auf die wir einst sehr stolz waren: feine Optik, Chemiepräparate (zum Teil mit verwegener Musterschutznichtachtung, in rücksichtsloser Aneignung fremder Muster und Ideen), auch Farben, Jodpräparate (1917: 20000 engl. Pfund), Morphium, womit den Chinesen ihr Lieblingsgift ersetzt wird. Die belgische Glasindustrie ist, wie früher die böhmische, aus China und der Südsee vertrieben; unsere Brauerei teilt dasselbe Los, aber auch schon die französische Spitze, die französische und italienische Seidenverarbeitung: das alles wird verfrachtet in eigener Tonnage, die von 790000 (1914) auf über drei Mill. T. sprang, deren Weiterentwicklung auf fünf Mill. T. — ein natürliches Ziel, kein allzukühner Traum mehr ist.

Ein Streifblick auf die Schwerindustrie und ihre Unterlage, den Bergbau, zeigt als Ziele für die Erzeugung den augenblicklichen Stahlverbrauch vor der Stauung mit 1,2 Mill. T. im Verhältnis zu dem die Stahlerzeugung von 0,55—0,6 Mill. T. auf 0,8 Mill. gebracht war. Der jetzige Verbrauch hätte bald erreicht sein können, der Wunsch strebt 5—6 Mill. T. an.

Die Erzarmut der Hauptinseln ist durch die besseren Lager der *Nordinseln*, *Koreas*, der *Mandschurei* und *Chinas* pariert; die *Taych*-Minen in *Hupeh*, unsere *Tsinglingschan*-Gruben von *Schantung*, vor allem aber in unmittelbarer japanischer Machtreichweite *Pensihu* und *Ngan Schan Tien* in der südlichen Mandschurei bieten große Vorräte, der Norden birgt wahr-

scheinlich noch größere Erzreichtümer. Bis jetzt sind ca. 250 Mill. T. erschlossen und erforscht. Kupfer wie Schwefel hat Japan selbst im Überfluß: es hat vor Spanien, Mexiko und Rußland den zweiten Erzeugerrang für Kupfer, nach dem freilich ungeheuren Vorsprung der Vereinigten Staaten, erreicht mit über 100 000 T.; Schwefel hatte 1915 72 000 T. erreicht, sogar Gold war mit 7500 kg gewonnen worden. Die sprunghafte Steigerung des Kohlenverbrauchs von 1906—1915 führte für Industrie und Eisenbahnverbrauch von 7 280 000 T. auf 16 260 000. Der Gesamtbergwerksertrag hat sich während des Krieges verdoppelt, freilich unter Raubbau und neben dem enormen Innenverbrauch der gesteigerten werbenden Anlagen einen Ausfuhrwert von über 1/4 Milliarde Goldmark 1916 erreicht.

Für das japanische Unternehmertum fehlte bei der Erschließung des Landes zunächst fast jede Tradition, ausgenommen etwa in *Osaka*, der großen Vermittlerzentrale des alten Naturalausgleichs, in *Tokio* und einzelnen kleineren Häfen. Vom Staatssozialismus, der Naturalwirtschaft und der Sitte frühen äußerlichen Zurückziehens des Alters von den Geschäften (früher „Austrag“, *Inkyo*-Tum) war es zunächst mit einer Neigung zu anonymem Wirken, zum Zurücktreten des einzelnen hinter Familie, Clan, Stamm, Clique belastet. Um so kongenialer war dem Land die Form der Aktiengesellschaft, des Familienkonzerns, der G. m. b. H. Zunächst verführte ihr Wagemut, ohne den Gegenhalt geschäftlicher Überlieferung, gerade viele Angehörige der Adels- und *Samurai*-Familien in gewagte Gründungen, bei denen sie Geld und Ruf verloren. Dann aber fand man bald den Weg der Verquickung von altererbten Namen und Familieneinfluß mit der Geschäftsgewandtheit großer Kaufmannsfamilien und schnell erworbener Vermittlervermögen, die Symbiose eines verarmten, aber an Herrenqualitäten reichen Feudaladels mit Finanzfamilien, wie in England, auch wohl mit Parteien. Der Weg des Privatsekretärtums als innere Linie zu geschäftlicher und politischer Macht bildete sich aus (Premierminister *Hara* ist ihn z. B. gegangen), durch die herkömmliche Adoption tüchtiger aufstrebender Menschen in überzüchtete, erlöschende Familien unterstützt. So war, wie im Staat im großen, auch im Geschäftsleben und Unternehmertum ein Weg zur fruchtbaren Verjüngung gefunden und trotz der Anonymität dem Wirken der Persönlichkeit eine Bahn im Unternehmertum gebrochen, auch hier ein eigener Typ geschaffen.

Für unsere Beurteilung der japanischen Arbeiterfrage ist es entscheidend, ob der Osten an seinen Arbeitnehmern dauernd billigere Arbeitskräfte besitzen wird bei einer für diese selbst noch ausreichend erfreulichen Lebenshaltung. Wenn wir auch Dernburgs Arbeiterwertmaßstab der Fähigkeit des Tragens bestimmter Kohlenmengen für falsch gewählt, weil zu einseitig zum Vergleich halten (wonach der deutsche Arbeiter im Durchschnitt 70 kg schwer, aber auch 118 g Eiweiß verbrauchend, den Japaner mit 50 kg Gewicht und 90 g Eiweißverbrauch an Leistung weit übertraf), so ist wohl sicher, daß die Dauerleistung vor dem Kriege im Osten für Schwerarbeit etwa vier Fünftel der westlichen, nordischen betrug. Dazu kam als Folge einer gewissen Unterernährung früheres Altern, das den Wunsch nahelegte,

sich etwa mit 55 Jahren zurückzuziehen, also in einem Alter, in dem bei uns noch gute Durchschnittsleistung verlangt wird. Aber Japan hat einige Vorbedingungen für dauernd billigere Arbeit, denen wenigstens in Deutschland kein gleicher Vorteil gegenübersteht: sein kürzerer Winter mit den um ein Drittel geringeren Heizausgaben; überall hinreichende billige Seetransportwege für alle Massengüter, Rohstoff und Fertigware, die von den meisten Betriebsstätten aus direktes Löschen und Laden ins Seeschiff gestatten; die viel günstiger auf das ganze Land verteilte Wasserwirtschaft. Freilich, so wie er in der Übergangszeit war, darf der Raubbau, namentlich mit weiblichen und jugendlichen Arbeitskräften in der Textilindustrie, ohne ernsten Rassenschaden nicht weitergehen; aber auch bei strenger Durchführung der geplanten Schutzmaßregeln wird, bei gleich guter Lebenshaltung und größerer Lebensfreude, im Osten auf die Dauer billiger gearbeitet werden können. Dieser Tatsache wird man ins Gesicht zu sehen haben.

Handel und Verkehrswesen. Schiffahrt und Eisenbahn.

Handel und Verkehr sind in Japan entscheidend und von anderen Verkehrsgebieten der Erde abweichend bestimmt durch die vorwiegende Bedeutung des Seeverkehrs über beherrschte Randmeere hinweg mittels einer durch eine kühne Unterstützungspolitik für Schiffbaueinrichtungen und Linienbetrieb künstlich, aber auf natürlichen Grundlagen schnell hochgezüchteten Handelsflotte; durch das völlige Zurücktreten der Eisenbahnbedeutung gegenüber dem Seeverkehr im eigentlichen Inselreich und das Hervortreten der Eisenbahnpolitik in einer an deutsche und amerikanische Verhältnisse erinnernden Art erst im Hinübertreten auf das Festland, durch das kontinentale Eisenbahngerüst Koreas und der Mandschurei, zusammen mit den es ergänzenden Flußschiffahrtsrechten und Küstennutzungen. Beide sind nun bezeichnet durch eine Reihe von Verkehrsköpfen und Umfassungsorganen. Vielseitig ist das verkehrsgeographische Netz Japans längs des ostasiatischen Auflockerungsgebiets; es weist alle von Ratzel gezeichneten Abstufungen auf: von politischer Herrschaft und staatsrechtlicher über Schutz, Pachtung, autonome und gemeinwirtschaftlich betriebene Eisenbahnzone, Berg- und Hüttenrecht zum Vorkaufsrecht, zur staatsrechtlichen, völkerrechtlich ganz oder teilweise anerkannten Hypothek, zu besonderen Fischerei- und Küstenrechten; Flußschiffahrt, Hafenpolizei auf fremden Gewässern und Böden, militärischen Missionen und Sonderverträgen-Polizei. All das bildet ein sehr elastisches Netz, das zweifellos auch zu handels- und verkehrspolitischem Vorteil ausgenützt wird durch alte und neue religions-geographische Beziehungen, verwandte Weltanschauung, den gemeinsamen Besitz der chinesischen Schriftzeichen, gemeinsame wehrgeographische und Kultureinheiten, die bei gleichmäßig offener Tür den im fernen Osten auf Heimatrecht fußenden Wettbewerber bevorzugen. Ruskins Erkenntnis: „Aller menschliche Fortschritt ist letzten Endes ein Bauen neuer Wege“ hat die japanische Wirtschaft klug geleitet. Der Glücksfall, daß sie vielfach auf

schon gebahnten, nur durch Schiffbau zu nutzenden Wasserflächen und Stromadern vorschreiten konnte, hat die märchenhaft schnelle Ausbreitung begünstigt. Entscheidend dafür aber war, daß nach der Überwindung der Abschließung das Verständnis für die Bedeutung des Meeres als Quelle der neuen Größe außerordentlich schnell in die breiten Massen drang, die, wenn auch begreiflicherweise murrend, dennoch während des Aufbaues der neuen Handelsmittel die unglaublich großen Opfer dafür, die auf die fleißigen Rücken und Arme der Bauern gepackt wurden, ertragen haben, obwohl sie fast darunter zusammenbrachen.

Gute erreichbare Kartenbilder der japanischen Handelsausdehnung über See und über Land finden sich in Petermanns Mitteilungen[107, 109]).

Für den großen Zug des Verkehrs ist kennzeichnend die Abladung fast des ganzen Massen- und Sperrgütertransports auf den Wasserweg, die hochentwickelte Küstenschiffahrt. Ohne diese Möglichkeit (es gibt nur eine einzige küstenferne Großstadt, Kioto, und auch sie ist durch Kanal und Strom mit der Küste verbunden) würde das Schmalspurnetz der Inseln unerträglich sein (es besaß vor dem Krieg nur $^1/_{10}$ der mitteleuropäischen Eisenbahndichte), und sein Umbau ist auch die ernsteste verkehrspolitische Frage. Der Erzieher zum Verständnis dafür ist das Festlandnetz. Der gewaltsamen Industrialisierung des Reichs ist der Tonnengehalt seiner Handelsflotte in mächtigen Sprüngen gefolgt, entscheidend um die Wende des Jahrhunderts, wo gegenüber einem Gesamtrückgang der Weltseglerflotte um über 6,6 % die japanische um über 1027 % stieg, die Dampferzahl von 627 auf 926. Mitte 1920 standen neben einer Großdampfertonnage von 3 132 160 T. (Dampfer über 20 T.) 15 692 Segelfahrzeuge mit 1 017 864 T.

Von 790 Dampfern über 1000 T., die in dieser Zahl stecken, waren volle 742 in Japan selbst zu Hause: 33 in der Pachtkolonie *Kwantung (Dalny)*, 12 in *Korea*, nur 3 in *Formosa*. Zu diesen Zahlen kamen dann noch die *Koku*-Fahrzeuge, Großdchunken, die nach dem japanischen Raummaß Koku, roh gleich ein Zehntel Tonne gemessen werden, mit im ganzen 319 426 *Koku* rund 32 000 T. Organisatorisch verteilte sich die Großtonnage so, daß die Regierung etwa 1 % besaß, die ihr nahestehenden großen unterstützten Dampfergesellschaften *Nippon Yusen Kaisha*, *Osaka Shosen Kaisha*, *Toyo Kisen Kaisha* 35 % und daß die Tramp-Flotte mit etwa 64 % überwog.

Die mächtigste japanische Linie verfügte über 103 Dampfer mit nahezu $^1/_2$ Mill. T. und hatte weitere 500 000 T. im Bau, zwei andere kamen auf je zwischen 3 und 400 000, eine nahe an 100 000 mit einer Nebenlinie an 130 000 T., daneben bestanden neun größere Reedereien, die zwischen 33 000 und 67 000 T. aufzuweisen hatten: im ganzen ein Bild des Aufstrebens, hinter dem als Bemannungsrückhalt eine vorwiegend meerernährte Bevölkerung von fast zwei Millionen (eine Fischerbevölkerung von 1 Mill.), eine Fischerflotte von über 428 000 seegehenden Fahrzeugen stand, bei 327 600 eingetragenen Seeleuten, 85 000 aktiven, also eine durchaus gesunde natürliche Unterlage für hochgespannte Seebetätigung an den Küsten und über See.

Freilich verketten sich bei diesem Ausbau des Seeverkehrs, wie beim Entstehen des Landverkehrsnetzes über Korea und der Mandschurei, Volksinstinkt und natürliche Unterlagen mit weiser geopolitischer Voraussicht und bewußtem staatsmännischem Handeln. Bis zum Reißen war die Steuerkraft des Landes angespannt, zu einer Grundsteuer von 8 % des Bodenwertes, um die anfänglich notwendigen Subventionen für die Hochseeschifffahrt und die Ermutigung des Schiffbaus zu tragen; und die — später so reiche Renten abwerfenden — Festlandbahnen mußten zuerst in schweren Kämpfen errungen, dann durch verwegene finanzpolitische und staatsrechtliche Konstruktionen gemischtwirtschaftlicher oder verschleierter Staatsunternehmen zum Arbeiten gebracht werden. Nun aber ist auch das Festlandbahnnetz mit seinen zwei Hauptstämmen *Dairen-Port-Arthur (Ryojun) — Mukden-Charbin und Fusan-Seoul-Antung-Mukden*, den wichtigen Zweiglinien *Seoul-Gensan*, zu den Häfen Südwestkoreas und nach dem *Tjumen*, mit seinen eigenen Kohlenfeldern bei *Yentai*, *Fushun* und *Pensihu* und eigenen Stahlwerken, mit vielseitigen Grundrechten und Nebenschöpfungen ein durchaus lebensfähiges Kunstwerk: eine Ergänzung festlandwärts für das zur Beherrschung der Nahseeräume gespannte Überseenetz, dessen Begrenzung sehr charakeristisch ist und von Kamtschatka bis zu den Sundainseln reicht.

Das wichtigste Werkzeug der kontinentalen Eisenbahnpolitik Japans, ja seiner Nordwestausdehnung überhaupt, ist die südmandschurische Eisenbahngesellschaft. Gegründet auf die Beutezuweisung des Art. VI des Friedens von Portsmouth (ab 5. 9. 1905) wurde die Gesellschaft am 1. 11. 1906 vom Verkehrsministerium anerkannt und Dezember registriert. Sie hatte ein Aktienkapital von 200 Mill. Yen, wovon die Hälfte dem japanischen Staat gehörte, mit einer garantiertem Dividende von 6 %, konnte aber schon 1913 7, 1914 8 % verteilen: die Einnahmen waren in acht Jahren von rund $1\frac{1}{2}$ Mill. Y. auf 14 gestiegen, die eigene Kohlenförderung von 300 000 auf 2,2 Mill. T., wenn auch die Kohlenflötze der Mandschurei *(Fushun, Yentai und Pensihu)* bei genauer Untersuchung sich als nicht so mächtig herausstellten, als anfänglich erhofft worden war.

1915 betrug das Beamtenheer 5000 Beamte und 20 000 Angestellte (davon die Hälfte Chinesen) in den vielseitigsten Betrieben, die an die einstige Indiakompagnie erinnern: Kohlenfelder, Erzgruben, Stahlwerke, Verkehrseinrichtungen, Hotels, landwirtschaftliche Anlagen z. B. für Baumwollkultur und Zuckerrüben — ein landwirtschaftliches und industrielles wie verkehrsgeographisches Sonder-„Herzogtum“, bei dem die Spannung zwischen der Nordwestausdehnung und der tropenwärtigen nach SO insofern zutage trat, als mandschurischer Rübenzucker und Formosakolonialzucker sich schwer Konkurrenz machten. (Formosa hat 1916 für 33 Mill. Goldmark raffinierten Zucker ausgeführt; der mandschurische Zucker nimmt 13 % der Anbaufläche ein!)

Der japanische Handel und Verkehr wird vielfach geschildert als unheimlich schnell wachsende Kraft, die sich, von dem Machtrückhalt eines selten einheitlichen Großmachttyps vorgetragen, ausdehnend, erobernd, rück-

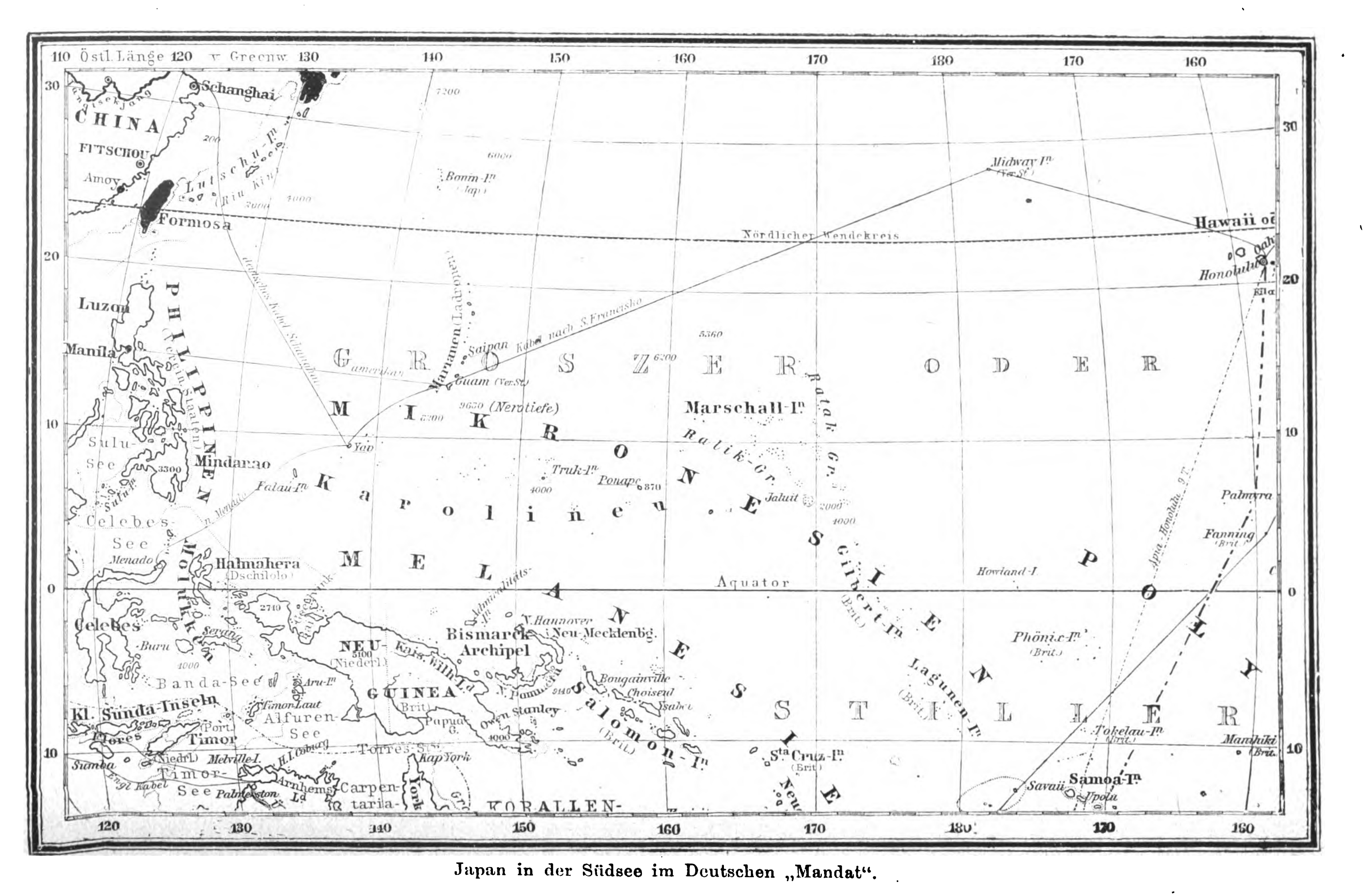
sichtslos werbend mit stark durchbluteten Wachstumspitzen ozeanisch gegen die Südsee, festländisch über Amurland und Mandschurei vorschiebt, China, wie die Gegenküsten des Großen Ozeans bereits gefährdend. Man vergißt dabei ganz, daß gerade diejenigen, die nun am meisten darüber klagen, ihn diese Methoden und ihre eigene Wesensart durch Zwang und Beispiel gelehrt haben. An den Stellen, wo er durchgedrungen ist, da zeigt er bereits wieder manche von den Zügen, die das alte sozialaristokratische Japan auch denen, die es mit Vorurteil, ja der Absicht, es zu zerstören, betraten, so sympatische Schilderungen abgenötigt hat. Er zeigt vor allem, daß Korea, von ihm überwältigt, wenigstens materiell einer erstaunlichen Blüte zugeführt worden ist, ebenso wie Formosa und die neu erworbene Südseeinselwelt. Und er zeigt im Verkehr mit China, aber auch in den Gedanken gemeinsamen Arbeitens, mit denen Japan an Deutschland seither herangetreten ist, ein menschliches Maß im Erfolg, das die westlichen Großraubmächte in so erfolgreicher Stellung nicht gekannt haben. Freilich: absolute Gleichberechtigung des Ostens mit dem Westen wird dabei vorausgesetzt und Achtung für die Beweggründe, die einen Teil der rasch wachsenden Bevölkerung zwingen, Außenerwerb zu suchen.

Wanderbewegung und Ausdehnungsgedanke.

Das alte Japan der Frührenaissance hatte, ähnlich wie die Hansa im Londoner Stahlhof — in „Nihon machi" (Japanvierteln) bis Malakka Außensiedler entsendet, von denen Albuquerque berichtet, sie seien Leute von wenig Worten gewesen, die über die Angelegenheiten ihres Vaterlandes keine Kunde geben. Noch Jyeyasu hatte 1604 fünf Schiffe nach Mexiko entsendet, aber sein Enkel dann mit so strengen Gesetzen die Auswanderung verboten, daß sogar die ständigen Außenhandelsposten in *Fusan* und *Gensan* nach und nach verkümmerten und schiffbrüchige Japaner heimatlos wurden, ja baten, nicht an der eigenen Küste abgesetzt zu werden, weil sie dort Todesstrafe erwartete. Noch der spätere Ministerpräsident Fürst *Ito* mußte in früher Jugend in abenteuerlicher Flucht das Land verlassen, um ins Ausland zu gelangen; in seine spätere Jugend aber fiel die Wende. Freilich hat sich der japanische Staat aus solcher Vergangenheit ein Herrenrecht bis heute erhalten: ein lebendigeres Verantwortungsgefühl für seine auswandernden Söhne, aber auch eine schärfere Kontrolle über sie. Kaum eine andere Großmacht hat deshalb ihre Auswandererströme auf Zeit oder Dauer so sehr in der Hand wie Japan, vermag sie abzulenken, von gewissen Gebieten zurückzuhalten, eine so bewußte Auswandererpolitik zu treiben, aus dem einfachen letzten Grunde, weil es vorläufig noch in der dauernden Aussperrung eines Japaners aus Japan das furchtbarste Strafmittel für die heimatliebende Rasse in der Hand hat.

Aus dieser Bindung geht zunächst eine zweite hervor, daß die Wanderbewegung aus Japan heraus ursprünglich nur eine Saisonwanderung war, eine Art maritime Sachsengängerei, wie man es wohl genannt hat, zuerst veranlaßt durch den Bevölkerungsdruck einzelner Gebiete um die Inlandsee





Japan in der Südsee im Deutschen „Mandat“.

und den Arbeiterbedarf des Plantagengebietes Hawaii mit seinem bunten, langsam in den Ureinwohnern ganz zurückgehenden Völkergemisch. Über die Einzelheiten der japanischen Auswanderung gibt es eine vorzügliche Arbeit von Grünfeld[108]), die vielleicht nur zu ausschließlich wirtschaftliche, rechnerisch erfaßbare Größen in den Vordergrund stellt und völkerpsychologischen darüber nicht ganz gerecht wird. Aber sie zeigt, wie in einem Menschenalter aus kleinen, nur als Saisonwanderung gedachten Anfängen die Bewegung heranwuchs, die nun immerhin etwa 1 Mill. Menschen im Bereich des Großen Ozeans in Bewegung setzt. Und doch ist das eine verschwindende Zahl, verglichen mit dem chinesischen Wanderdruck und den von dort bewegten Massen (die seit der Jahrhundertwende in Nordchina auf mindestens 13 Mill., in Südchina auf über 9 angeschlagen werden können), aber groß genug, wenn man die dünnbevölkerten Randländer des großen Meeres in Betracht zieht, die von ihr zum Teil betroffen oder, wo sie versperrt werden, angestrebt sind. Hier aber liegt die Zukunftsbedeutung dieses Wanderproblems: in dem Gegensatz von menschenarmen Hochlohngebieten und reichen menschenleeren Erdräumen, die wie Nordaustralien 30 Mill. nähren könnten, und den furchtbar überfüllten Menschendruckgebieten Ostasiens.

In der in solchen Fragen ihrer anzustrebenden Planwirtschaft immer bewußter, mündiger werdenden Welt gibt es eben neben dem Buchstaben, dem Claimrecht des Besitzenden auch ein Naturrecht auf ein Daseinsmindestmaß an Raum. Um dieses fühlt man sich in der Volksenge Ostasiens weit verkürzt und sieht, wie die angelsächsischen Großraumeigner nebenan weite Landstriche aus Mangel an Händen gar keiner Entwicklung zuführen können und dennoch nicht für fleißige Einwanderer freigeben wollen. Man hat auch nicht vergessen, wie dieses Eigen erlangt wurde: durch Hissen einer Flagge und Verkündigung des Christentums, neben dem freilich auch gleichläufig Alkohol, Opium und Geschlechtskrankheiten zu seinen ahnungslosen Bewohnern hereindrangen, durch Gewalt, Raub und kecke Seeräubertat! Vergleichen wir als Beispiel den früheren und jetzigen Zustand der *Bonin*-Inseln! Sie waren der Sitz verwilderter Schiffbrüchiger der weißen Rasse, wüstes herrenloses Land, und zeigen heute unter japanischer Herrschaft terrassierte Felder bis hoch hinauf, die Spuren des emsigen Fleißes. Betrachten wir vergleichend die „Mandate" in unserer alten Südseewelt! Der australische Anteil verkommt aus Mangel an Arbeitskräften, auch Samoa, einst die Perle der Südsee, hingegen haben die Ostasiaten in ihrem Anteil alles gute der deutschen Verwaltung sorgfältig übernommen, als sie die Herren von einst fortgedrängt hatten; es muß im Gegensatz zum angelsächsischen Raub zugegeben werden, daß der Besitz aufblüht unter den seinen Siedlungsraum als kongenial empfindenden Menschen. *Hawaii*, in dem die einheimische Rasse um die Jahrhundertwende von 40 000 auf 30 000 schmolz, hat heute 109 000 Japaner unter 250 000 Einwohnern im ganzen.

Die Gesamtzahl der Außenjapaner wird augenblicklich annähernd richtig geschätzt sein auf 320 000 in der Mandschurei, 33 000 im eigentlichen China

etwas über 30 000 in Südostasien, Südsee, Australasien mit Bevölkerungshäufungen in Neukaledonien (Nickelminen), Straits (Gummi), im Golf von Siam (Perlenfischerei), in der einst deutschen Südsee kaum 1000, in Schantung 18 000. In Hawaii 110 000, meist Zuckerplantagenarbeiter oder Händler, allein 17 000 in Honolulu selbst. In den Vereinigten Staaten hausen, meist als Holzarbeiter, Gärtner, Obstpflanzer, Baum- und Gemüsezüchter und Fischer höchstens 105 000, davon freilich in Kalifornien mit seinen 3 ½ Mill. über 80 000, in Kanada 15 000, in ganz Lateinamerika zwischen 30 000 und 40 000, wo sie Reis, Kaffee, Zucker, Baumwolle bauen, Handel oder Fischerei treiben; Peru und Brasilien werden bevorzugt.

Dazu kommen in den Außenländern des japanischen Reiches etwa 380 000 in Formosa und etwa ebensoviele in Korea. In Russisch-Asien mögen die sich dort noch haltenden Reste sicher auf nicht mehr als 15 000 anzuschlagen sein. Das wären 687 000 außerhalb der Flagge und 760 000 in Ländern, in denen sie zwar herrschend weht, jedoch über Minderheiten, die ohne ihren Machtrückhalt doch sehr gefährdet wären und sich dessen bewußt sind.

Das ganze Bild zeigt zusammenhaltende, planvolle Bevölkerungspolitik, und nur wegen ihres Zusammenhaltens, wegen ihrer scheinbaren Unangleichbarkeit mit den Wirtsvölkern, wegen der drohend dahinter stehenden staatlichen Ausdehnung erwecken die an sich nicht so überwältigenden Zahlen solche Widerstände.

So wird man die Berechtigung dieser Widerstände nur im Zusammenhang mit dem Gesamteindruck der japanischen Volks- und Reichsausdehnung auf die Wirtsvölker würdigen können; und es ist eben der Gesamteindruck der geschlossenen Völkerpersönlichkeit, der sich aufschreckend hinter die einzelnen, von ihr ausgesendeten Kolonien stellt, die schon von Ratzel und dann in einer guten neueren Arbeit von Schulze[109]) zutreffend als am ähnlichsten mit der griechischen Kolonisation vergleichbar bezeichnet werden. Aber daraus geht eben auch ihre geopolitische Gefahr für die Wirtsvölker hervor.

So scheint es berechtigt, wenn ein weitsichtiger japanischer Staatsmann, Graf *Komura*, mit Fürst *Katsura* zusammen 1909 den großgedachten Versuch machte, das Programm aufzustellen, daß Japan den letzten rasseverwandten Mann unter der eigenen Flagge halten müsse, wenn es sich zwischen den Riesenmassen Chinas, Rußlands und Amerikas überhaupt behaupten wolle und den nötigen Zukunftsraum dafür festlandwärts, eben durch Nordumstellung seines Wandertriebs gewinnen müsse. Prüfen wir heute den japanischen Reichsraum, so ist an Raumbereitstellung das von Komura Geforderte geleistet: denn recht unparteiische Schätzung nimmt an, daß im *Hokkaido* noch etwa 4 Millionen ohne Druck, in *Korea* 10—12 Millionen, in *Formosa* ½—1 Million unterzubringen seien, und damit ist der von ihm geforderte Raum für 100 Millionen heute schon tatsächlich erreicht.

Darüber hinaus erstreckt sich ein fast jungfräuliches Betätigungsfeld für wagemutige und ausdehnungslustige Menschen: die weit untersiedelte,

an Bodenschätzen so reiche Mandschurei, das kaum flüchtig von einer Art Raubwirtschaft angerissene, nur etwa in der *Seja-Bureja*-Ebene wirklich besiedelte russische Amurland und Küstengebiet. Aber das alles ist Siedelungsland für nordisch und festländisch eingestellte Menschen, und dies führt uns zu der entscheidenden Frage: gelingt es auf die Dauer, das dem Südklima geneigte, seefahrende und meergewohnte japanische Volk abzulenken von seinem natürlichen Tummelplatz, den uralte Rassentriebe suchen und bevorzugen, der ost- und südwärts lockt, dauernd hineinzuführen in ein Klima, das seine ursprünglichen Rassenneigungen ablehnen, in dem es das herbe Ringen mit der zähen, rassenhärteren chinesischen Wirtschaftskraft aufnehmen muß? Seine alten Führerschichten haben die abhärtende Nordversetzung der Rasse als ein Glück betrachtet und versucht, sie weiterhin in dieser Linie zu leiten, die noch dazu eine solche des geringsten Widerstandes schien, verglichen mit den Richtungen, die früher oder später zu Zusammenstößen mit den angelsächsischen Seemächten führen mußten. Aber wird sich das mündig gewordene Volk, das nun der modernen Weise der Selbstbestimmungsformen durch Parteibildung zustrebt, auch weiterhin gegen seine Triebe von jener klugen geopolitischen Bewußtheit und Voraussicht bestimmen lassen, die seine ersten Schritte in den planetarischen Kampfplatz ums Dasein so glücklich lenkte? Das ist die Frage der Zukunft, von der es abhängt, ob das noch von „transozeanischen" Machtkämpfen unberührte Meer des großen Friedens seine Scheidekraft bewahrt oder zum Kriegsschauplatz wird, wie die übrigen erschlossenen Räume der Welt.

Schlußwort.

Fassen wir abschließend unser Urteil über Japan als Lebensform zusammen, das gleichzeitig die älteste unter den großen Mächten des Planeten, in seinen wesentlichen Charakterzügen seit seiner Entstehung nicht mehr geändert, nur langsam gewachsen, — und auf der anderen Seite doch im allgemeinen Urteil eine der jüngst wiedergeborenen unter ihnen ist, — eine sehr widerspruchsvolle und doch, wie wir sahen, recht einheitliche, organische, natürlich gewachsene Lebenserscheinung, — so glauben wir es nicht besser tun zu können, als mit den Worten, die sich angesichts dieser Harmonie von Erdraum und Reichsentwicklung einst Richthofen aufdrängten[26]):

„Wir können uns diese frühen Zustände einer nachher groß gewordenen Seemacht nicht vorführen, ohne sogleich eines ganz analogen Zustandes zu gedenken, aus welchen wir in unsern Tagen ein Land und Volk zu überraschend schneller Entfaltung der Kraft gedeihen sahen. Gewaltiger noch als die britischen Inseln umtosen Stürme die gleichfalls dem Kontinent nahe gelegene und doch von ihm noch mehr abgeschlossene japanische Inselwelt. Wenn auch die Natur hier gleichzeitig noch mehr als dort getan hat, um im Gegensatz zu großartiger Wildheit den Zauber der Anmut und Lieblichkeit in dem herrlichen Binnenmeer und den reizvollen Meerbuchten zu schaffen, so hat doch der Kampf gegen Taifune und erschreckende Äuße-

rungen unterseeischer, unterirdischer Mächte die Phantasie und den Charakter der Bewohner in noch höherem Maße beeinflußt. Auch hier umwogt die Inseln ein fischreiches Meer, welches hinauslockte und eine seemännisch tüchtige Bevölkerung heranbildete. Durch ihre Küsten trotz der Inselauflösung zu einer Einheit umschlossen, erhielt sie ein starkes nationales Bewußtsein . . ."

„Nie ist bei einem Volk so unvermittelt latente (potentielle würden wir vielleicht heute sagen) Energie in kinetische umgewandelt worden.

Jene befand sich in einem Zustand so hochgradiger Spannung, daß es nur eines geringfügigen Anlasses bedurfte, um sie auszulösen. Dieser Anlaß war gegeben, als um 1860 plötzlich der Ausblick über die Meere sich öffnete und die Erkenntnis geweckt wurde, daß alle Staaten, welche aus der Ferne Schiffe nach dem abgeschlossenen Märchenreich sandten, an erreichbaren Gegengestaden desselben Ozeans liegen müßten, dessen Bewältigung dem Japaner vertraut war.

Es war nur ein Schritt zur Beteiligung am Weltverkehr und er führte erstaunlich schnell zur geschickten Handhabung des vollendeten technischen Organismus unserer Zeit, wie er im gepanzerten Schlachtschiff gegeben ist . . ."

So sprach der beste deutsche Kenner Ostasiens vor der Wende, die Japan aus einer ostasiatischen Großmacht zur planetarischen machte. Es wäre ein unbilliges Obsiegenlassen der materiellen, mechanischen Kräfte einer furchtbar umgewandelten Zeit, wenn wir nicht, neben dieser technischen Überwindung und Einverleibung einer fremden Zivilisation jenes Eigene im Charakter und Volksseele zu erkennen vermöchten, das Japan befähigte, sie zu leisten und doch, vorläufig wenigstens, sich selber treu zu bleiben, ohne an seinem Besten, seiner Seele, bisher sichtbar den Schaden zu nehmen, den sonst leicht zu nehmen pflegt, wer ohne Rücksicht auf diesen Einsatz die Welt zu gewinnen versucht.

Flächenraum des Japanischen Reiches in qkm.

	Hauptinseln	Nebeninseln	Summe	% der Gesamtfläche
Hondo (Honshu)	223 520,17	1 217,07	224 737,24	33,42
Shikoku	17 756,12	453,91	18 210,03	2,71
Kiushu	35 656,90	4 714,65	40 371,55	6,01
Hokkaido (Yezo)	77 993,09	417,82	78 410,91	11,66
Kurilen (Chishima)	15 600,69	—	15 600,69	2,32
Sado	868,80	—	868,80	0,13
Oki	337,47	0.15	337,62	0,05
Awaji	563,73	2,16	565,89	0,09
Iki	131,87	1,23	133,10	0,02
Tsushima	677,85	11,88	689 73	0,10
Riukiu	2 420,10	—	2 420,10	0,36
Ogasawarajima (Bonin)	69,41	—	69,41	0,01
Summe	375 596,20	6 818,87	382 415,07	56,88
Chosen (Korea)	—	—	217 825,67	32,40
Taiwan (Formosa)	35 759,45	87,14	35 846,59	5,33
Hokoto (Pescadoren)	64,32	62,62	126,94	0,02
Karafuto (Sachalin)	36 089,84	—	36 089,84	5,37
Summe	—	—	672 304,11	100,00
Mandat über Deutsche Südseeinseln	2514		2514	

Küstenentwicklung in km.

	Hauptinseln	Nebeninseln	Summe	Zahl der Nebeninseln	Inseln insg.
Hondo (Honshu)	7 669,49	2 052,31	9 721,80	167	166
Shikoku	1 771,87	882,22	2 654,09	75	76
Kiushu	3 382,09	3 871,03	7 253,12	150	151
Hokkaido (Yezo)	2 290,89	263,72	2 554,61	13	14
Kurilen (Chishima)	2 321 96	—	2 321,96	—	31
Sado	209,32	—	209,32	—	1
Oki	293,37	4,99	298,36	1	2
Awaji	151,99	8,56	160,55	1	2
Iki	139,18	7,11	146,29	1	2
Tsushima	731,53	78,35	809,88	5	6
Riukiu	1 237,32	—	1 238,32	—	55
Ogasawarajima (Bonin)	281,11	--	271,11	—	20
Summe	20 480,12	7 168,29	27 648,41	412	528
Taiwan (Formosa)	1 139,03	98,93	1 237,96	14	15
Hoko (Pescadoren)	114,09	212,11	326,20	63	64
Summe	—	—	—	489	607

Für Korea und Sachalin fehlen genaue Angaben; die Gesamtküsten-Entwicklung des Reiches dürfte 41 500 km übersteigen.



Bevölkerung (1920).

	Summe	Dichte auf 1 qkm
Hondo	41 810 129	182
Hokkaido und Kurilen	2 359 183	26
Shikoku	3 065 679	163
Kiushiu	8 158 520	194
Riukiu	571 572	257
Inselstaatskern:	55 963 053	Stammlandsdichte: 142
Korea	17 284 207	76
Formosa-Taiwan	3 714 899	104
Kwantung	911 706	270
Pescadoren-Hokoto	55 222	449
Sachalin-Karafuto	105 765	3
Reich:	77 675 695	Reichsdichte: 114
Ehemals deutsches Gebiet in der Südsee (Mandat)	252 222	73

Bevölkerung der Großstädte 1920.

Tokio	2 173 162 E.	Nagasaki	176 554 E.	Otaru	108 113 E.
Osaka	1 252 972	Hiroshima	160 504	Sapporo	102 571
Kobe	608 628	Hakodate	144 740	Kagoshima	102 396
Kioto	599 689	Kure	130 354	Yawata	100 227
Nagoya	429 990	Kanazawa	129 320		
Yokohama	422 942	Sendai	118 978		

Seoul [Korea] 250 942 E. Dairen [Südmandschurei] 108 228 E.
Taihoku [Taiwan-Formosa] 107 796 E.

Amtl. jap. Auswanderung 1920.

Bestimmungsland	Zahl	dav. männl.
Vereinigte Staaten	5959	3083
Hawaii	2789	1310
Kanada	1371	940
Brasilien	970	556
Peru	836	692
Asiat. Rußland	370	205
Australien	105	96
Andere Länder	1141	760
	13 541	7632

Japaner im Ausland 1920.[1])

	Summe	dav. männl.
Mandschurei	183 574	104 901
Verein. Staaten	115 553	75 901
Hawaii	112 221	64 145
Brasilien	34 258	19 885
China	29 076	16 117
Kanada	17 716	11 886
Peru	10 199	7 748
Asiat. Rußland	7 026	3 821
Australien	5 261	4 985
Neu-Kaledonien	2 138	2 132
Andere Länder	63 151	43 225
	581 431	355 727

Fremde in Japan 1920.

Chinesen	22 240
Engländer	3 791
Amerikaner	3 786
Russen	1 701
Franzosen	664
Deutsche	626
Portugiesen	285
Inder	283
	33 376
Übertrag	33 376
Niederländer	230
Schweizer	170
Dänen	157
Kanadier	110
Italiener	100
Sonstige	1 237
	35 380

1) [Japaner in Korea, Formosa, Kwantung werden zwar statistisch erfaßt [1912]: 337 000 155 000 128 5000, aber nicht als Außen-Japaner.

Verkehr.

Eisenbahnen km. [1920]

Eigentl. Japan	20 321	[Schmalspur!] 3120 Lokomot.
Sachalin	161	
Korea	1 856	[Normalspur]
Kwantung....	1 104	
Formosa	2 404	
	24 846	

Seeverkehr.

Handelsflotte 1920

	Dampfer	t	Segelschiffe	t
Eigentl. Japan	2870	2 840 650	14 706	974 626
Über 1000 T.	792	2 699 464		

Insgesamt

	Schiffe	t	
Stammland:	17 576	3 815 276	Gr. Fischerboote: 384 610
Korea	572	52 203	Kl. „ ca. 400 000
Kwantung .	67	120 592	Fischereibevölkerung:
Formosa ...	105	12 082	1 366 000 unm. Erwerbstätige
	18 320	4 000 154	

Schiffsbauhöchstleistung der Werften: 650 000 T. gleichzeitig. [26 Groß-W.]

Klimatisches.

Ort der Beobachtung:	Jährl. Niederschlag mm	Temperaturmittel des kältesten Monats	Temperaturmittel des wärmsten Monats
Taihoku (Formosa)	2405	— 0,2	37,5
Nagasaki (Kiushiu)	1359	— 5,6	36,7
Hiroshima (Hondo) SW.	1347	— 8,3	37,8
Osaka (Hondo) C-Küste .	1319	— 7,1	37,6
Kochi (Shikoku) S	2201	— 7,0	37,1
Tokio (Hondo) O.......	1308	— 8,1	35,6
Kioto (Hondo) C-Binnen.	1429	— 11,9	37,2
Sakai (Hondo)	1909	— 9,7	37,8
Niigata (Hondo) NW...	2316	— 9,7	39,1
Aomori Hondo) N......	1552	— 19,0	36,0
Sapporo (Hokkaido)	1194	— 25,6	33,4
Nemuro (Hokkaido)	999	— 22,7	31,4
Seoul (Korea)	982	— 21,5	35,6
Dairen (Kwantung)	744	— 19,3	33,1
Odomari (Sachalin).....	792	— 32,7	27,9

Nachweis angeführter Quellen.

In dem Text wird durch die eingefügten hochgestellten Ziffern auf die hier mit der gleichen Nummer versehenen Werke Bezug genommen.

1. Engelbert Kämpfer, Geschichte und Beschreibung von Japan. Lemgo 1877.
2. P. F. v. Siebold, Nipponarchiv zur Beschreibung von Japan. Würzburg u. Leipzig 1897.
3. J. J. Rein, Japan. Leipzig 1905.
4. O. Nachod, Geschichte von Japan. I. Bd. Die Urzeit. Gotha 1906.
5. Paul Graf Teleki, Atlas zur Geschichte der Kartographie der japanischen Inseln. Budapest 1909.
6. K. Haushofer, Der deutsche Anteil an der geographischen Erschließung Japans und des subjapanischen Erdraums. München 1914.
7. F. V. Wenckstern, A bibliography of the Japanese Empire. Leiden u. London Bd. I 1859—94. Bd. II Tokio 1894—1907.
8. O. Nachod, Hist. Lit. Übers. v. O.
9. Rutherford Alcocks, The capital of the Taicoon.
10. M. v. Brandt, Dreiunddreißig Jahre in Ostasien. Leipzig 1901.
11. Ferd. Frh. v. Richthofen, Aus den Japan-Tagebüchern. Mitteilungen des F. v. Richthofen-Tages. Berlin 1912.
12. O. Nachod, Japan, in der Weltgeschichte, herausgegeben von J. v. Pflugk-Harttung, Berlin, Ullstein.
13. Official Guide to East Asia. Verlag d. Kais. Jap. Staatsbahnen. Tokio 1914—1917.
14. Résumé statistique de l'empire du Japon. 34 Jahrgang. Tokio 1920.
15. Japan Year Book. Tokio 1919—20.
16. O. Scholz und Dr. K. Vogt, Handbuch für den Verkehr mit Japan. Berlin 1913.
17. R. Kjellén, Die Großmächte der Gegenwart. Leipzig 1918.
18. F. Ratzel, Anthropogeographie. Stuttgart 1909.
    — Politische Geographie. München u. Leipzig 1897.
19. F. v. Richthofen, Siedlungs- u. Verkehrsgeographie. Berlin 1908.
20. A. Supan, Leitlinien der allgemeinen politischen Geographie. Leipzig 1918.
21. F. v. Richthofen, Geomorphologische Studien aus Ostasien. Berlin 1904.
22. E. Naumann, Neue Beiträge zur Geologie und Geographie Japans. Petermanns Mitteilungen. Erg.-Band 23. Erg.-Heft Nr. 108. Gotha 1893.
23. W. Volz, Der ostasiatische Landstufenbau als Ausdruck oberflächlicher Zerrung. Pet. Mittlg. 1914. II. S. 174.
24. Hisakatsu Yabe, Problems concerning the Geotectonics of the Jap. Islands Critical Review of the various opinions expressed by previous Authors on the Geotectonics. 5. Karten. The Science Reports of the Tohoku Imperial University. Sendai Japan. II Ser. Vol. IV Nr. 2 Tokio 1917.
25. J. Hann, Über die Temperatur- u. Regenverhältnisse der jap. Inseln. Pet. Mittlg. 1888.
26. F. v. Richthofen, Das Meer und die Kunde vom Meer. Berlin 1904.
27. P. Langhans, Die Beziehungen Japans zum Auslande. Pet. Mittlg. 1915. Taf. 27.
28. A. Hofmann, Aus den Waldungen des Fernen Ostens. Wien u. Leipzig 1913.
29. Outlines of the Geological Map of the Empire, 1 : 600 000, Compiled by the Officials of the Imp. Geol. Survey of Japan. Tokio 1902 u. 1911. Bespr. im Geogr. Journal of Roy. Soc. Vol. XXIV S. 335.
30. E. Süß, Das Antlitz der Erde. Wien-Leipzig 1908, vornehml. Bd. II.
31. J. Friedländer, Über einige japanische Vulkane. Tokio. Mittlg. d. Ges. für Natur- u. Völkerkunde Ostasiens Bd. XII.
32. N. Yamasaki, Das große japanische Erdbeben im nördl. Honshu. 31. 8. 96 Pet. Mittlg. 1900. S. 249 Kte.
33. J. Milne, The great seawaves in Japan. Geo. Journ. of Roy. Soc. Vol. VIII.

34. J. J. Rein, Das Seebeben von Kamaishi am 15. Juni 1896. Pet. Mittlg. 1897. S. 34.
35. Supan, Verteilg. d. Erdbeben in Japan. Pet. Mittlg. 1893. Gotha.
36. H. Spoerry, Badekuren in Japan 1893—96. Zürich 1920.
37. W. Krebs, Das Klima Ostasiens in weltwirtschaftlicher und sanitärer Beziehung. Rundschau für Geogr. u. Statistik 1895. Dürren. Notstände und Unruhen in China. Ebda 1892.
38. N. Yamasaki, Unsere geographischen Kenntnisse von der Insel Taiwan. Pet. Mittlg. 1900. S. 221. Kte.
39. G. Thilenius, Die Bedeutung der Meeresströmungen für die Besiedlung Melanesiens. Hamburg 1906. Jahrbuch d. Hambg. Wissensch. Anstalten.
40. O. Warburg und J. E. van Someren-Brand, Kulturpflanzen der Weltwirtschaft. Leipzig, Voigtländer.
41. C. Bachmann, Verbreitung und Intensität des Reisbaus auf der Erde. Verbreitung und Intensität des Reisbaus in Asien. Pet. Mittlg. 1912. Bd. I. Tafel 3 und 4.
42. Yamané, Tokio Chikwai Zashi (Mittlg. d. Geogr. Gesellschaft v. Tokio) 1913.
43. H. Spoerry, Die Verwendung des Bambus in Japan, und Katalog der Spoerryschen Bambussammlung, mit einer botanischen Einleitung von Dr. C. Schröter. Zürich 1903. (Die einzigartige Lehrsammlung mit 1546 Nummern, aus der die vielseitige Verwendung der Pflanze in Kunst und Leben überzeugend hervorgeht, befindet sich im Völkerkunde-Museum der Universität Zürich.
44. Okakura Yoshisaburo, Das Buch vom Tee. Leipzig, Inselverlag.
45. K. Haushofer, Dai Nihon. Betrachtungen über Großjapans Wehrkraft, Weltstellung und Zukunft. Berlin 1913. Kap. VII: Brot auf dem Wasser. Die Ausbeutung des Meeres.
46. F. Doflein, Ostasienfahrt. Leipzig 1906.
47. Rede von Prof. Tsuboi bei Gelegenheit der Kolonialausstellung in Tokio.
48. G. E. Uyehara, The political development of Japan, London, Constable, 1910. S. 15—18.
49. Bälz, Über die körperlichen Eigenschaften der Japaner, u. a. O.
50. Dr. Nakamura Chuo, Japan Times and Mail 6. 11. 1920.
51. Dr. A. Wirth, Herkunft der Japaner.
52. Einzelnachweise vgl. u. a. K. Haushofer, Dai Nihon, Berlin 1913, Abschnitt IIIA.
53. Vgl. die vortreffliche Einzeldarstellung von Dr. Simon, Die Riu-Kiu-Inseln. Leipzig 1914.
54. Rabindranath Tagore, Der Geist Japans, deutsch von H. Meyer-Frank, Leipzig.
55. Lange, Grammatik der japanischen Umgangssprache.
56. Plaut, Grammatik der japanischen Umgangssprache.
57. Chamberlain, Colloquial Japanese.
58. Sawayanagi, Waga kuni no kyoiku (Unseres Landes Erziehung), Tokio 1909. Text japanisch. Europäische Lit. im Anhang in Romaji (römischen Schriftzeichen).
59. Chamberlain, Things japanese. London 1905.
60. Österreich, Das Weltbild der Gegenwart, Berlin, Mittler 1920. S. 75.
61. Superintendent Schiller: Shinto. Berlin 1911.
62. N. Weber, Erzabt von St. Ottilien: Im Lande der Morgenstille.
63. Haushofer, Die geographischen Grundlagen der jap. Wehrmacht, München 1911. Vgl. auch Dai Nihon.
64. Baron Dairoku Kikuchi, Japanese education, London 1909.
65. Florenz, Geschichte der japanischen Literatur, Leipzig 1905.
66. Stefan Zweig, Drei Meister, Inselverlag Leipzig 1920. S. 56—60.
67. Hagemann, Spiele der Völker. Berlin 1919.
68. Große, Japanische Plastik. Zürich 1922
69. Im Rahmen einer kurz gefaßten Landeskunde kann es sich, wie schon bemerkt, nicht um eine umfassende Darstellung der jap. Kunst handeln, die längst Gegenstand eines ganzen Bündels von Sonderwissenschaften geworden ist, sondern um Herausheben der landeskundlich leitenden Züge. Einzelheiten in dieser Richtung finden sich über ihren Geist im ganzen bei Glaser, Gonse, Große, Kümmel, Münsterberg, über die Architektur bei Ralph u. Crane (Impres-



sions of japanese Architecture, New York 1905), Morse (Japanese Homes), Conder (Domestic architecture in Japan), für die Malerei bei Anderson (Pictorial arts of Japan), und den sehr fesselnd geschriebenen „Art“-Aufsatz bei Chamberlain (59), für Bildhauerei bei Große, für Musik bei Dr. Müller und Dr. Westharp, dessen Ideen wohl aufschlußreich, doch einseitig bewundernd sind.

70. Lafcadio Hearn, Japan. An interpretation. London, Macmillan 1905. Abschn. IX. The rule of the dead.
71. Percival Lowell, The soul of the Far East, London 1888
72. I. E. de Becker, Annotated civil code of Japan. Yokohama 1910.
73. Leonard S. Hsu, Peking Daily News 30. 12. 1922.
74. W. Schallmayer, Vererbung und Auslese, Jena 1918. VI. Abschnitt: Betrachtungen über die älteste lebende Kulturnation.
75. Berechnung von Hodges, New York.
76. Scholz u. Vogt, Handbuch für den Verkehr mit Japan, Berlin 1913.
77. Uyehara, Japan Year Book 1922. S. 55.
78. Haushofer, Die politischen Parteien in Japan. Berlin 1914. Marine-Rundsch.
79. Wundt, Elemente der Völkerpsychologie. Leipzig 1912. S. 286.
80. Vgl. Nr. 18: I. Band, S. 161.
81. W. Dening, The life of Toyotomi Hideyoshi, Tokio, Yurakusha 1906, S. 327 ff.
82. I. H. Gubbins, Hideyoshi and the Satsuma clan. Transactions Asiatic Soc. of Japan. Bd. VIII.
83. O. Francke, Ostasiatische Neubildungen, Hamburg 1911.
84. Brandt, 33 Jahre in Ostasien, Leipzig 1901.
85. Grothe, Ostasiatische Fragen und Urteile, Beil. zur Allg. Zeit. 1898, Nr. 8.
86. F. v. Richthofen, Aus den Japan-Tagebüchern nach den Mitteilungen des F. v. Richthofen-Tages 1912,
87. R. Stübe, Pet. Mitt. 1914, I, S. 88.
88. Anonym, Die Isolierung Japans. Deutsche Verlagsanstalt für Politik und Geschichte. Charlottenburg 1920.
89. Haushofer, Das japanische Reich in seiner geographischen Entwicklung. Wien 1921.
90. Ratzel, Gesetze des räumlichen Wachstum der Staaten u.: Inselvölker und Inselstaaten. Kleine Schriften, 2. Band. München 1906.
91. Haushofer, Der deutsche Anteil an der geographischen Erschließung Japans und des subjapanischen Erdraums, und deren Förderung durch den Einfluß von Krieg und Wehrpolitik. München 1913. Mitt. geogr. Ges. München. Bd. IX, Heft 1 ab S. 20.
92. Admiral Perry, Die Erschließung Japans. Deutsch von Wirth u. Dirr. Hamburg 1910.
93. O. Schmiedel, Die Deutschen in Japan. Leipzig 1920.
94. Kjellén, Großmächte der Gegenwart, S. 166. Leipzig-Berlin 1921.
95. Graf Hayashi, Denkwürdigkeiten.
96. O. v. Mohl, 50 Jahre Reichsdienst. Leipzig 1920.
97. O. Francke, Die Großmächte in Ostasien 1894—1914. Hamburg-Braunschweig 1923.
98. Bälz, Kaiser Mutsuhito und die Stellung der japanischen Kaiser in Staat und Volk, in „Geist des Ostens“. München 1913.
99. Überschaar, Die staatsrechtliche Stellung des Kaisers in Japan.
100. Miura u. Wedemayer, Siedelungs- u. Volksdichtekarte als Beilage zu Dr. O. Nachods Beitrag über Japan in Pflugk-Harttungs Weltgeschichte.
101. Vgl. Nr. 45 Abschnitt: „Brot auf dem Wasser“.
102. Vgl. Nr. 45. S. 120.
103. Fesca, Japanische Landwirtschaft. Standwerk.
104. Paul, Bergbau und Hüttenwesen Japans im Kriege. Glückauf. Berg- und Hüttenmännische Zeitschr. 56. Jahrg. Heft 35. 28. 8. 1920.
105. Legendre, Revue de Paris. 15. Juli 1919. Nr. 14. S. 433—448.
106. Times, 12. 4. 1919.
107. Immanuel, Pet. Mitt. 1910. I. Bd. Tafel 30.
108. Grünfeld, Die japanische Auswanderung. Tokio 1913. Supplem. d. Deutsch. Ges. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens.
109. Schulze, Die jap. Auswanderung. Pet. Mitt. 1915.


Digitized by Google


Digitized by Google



